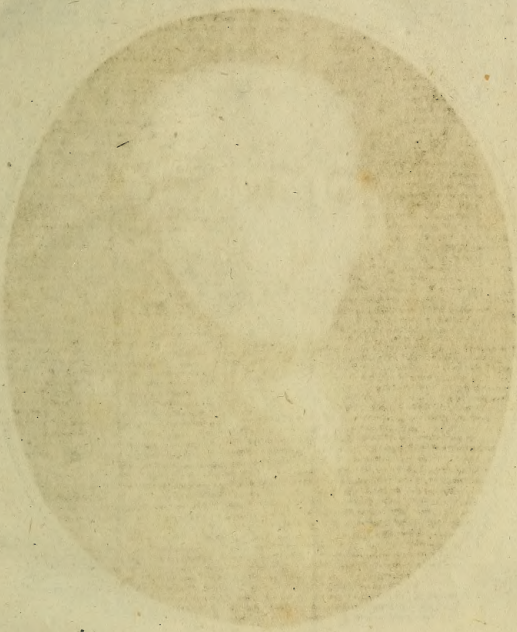
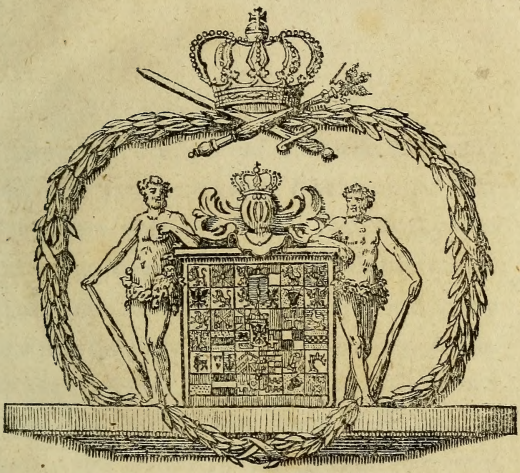


FRIEDERICH. II.

Charakteristik

Friedrichs des Zweiten,

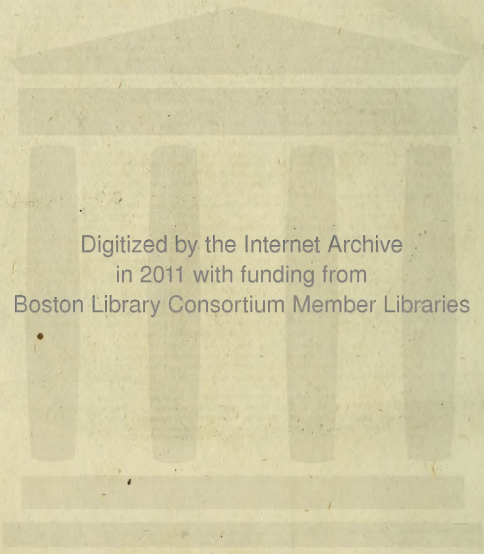
Königs von Preußen.



Erster Theil.

Berlin, 1798,

bei Johann Friedrich Unger


Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/charakteristikfr01stei

Wenn eine Nazion auf die weise Regierung und die ausgezeichneten Handlungen ihrer Beherrscher aufmerksam ist, und das, was davon gesammelt wird, mit Begierde und Theilnahme lieset; so beweiset dies gewiß am sichersten die Liebe und die Zuneigung, welche sie für dieselben empfindet. Die Franzosen gaben uns davon schon längst vielfältige Beweise. Sie zeichneten eine Menge Anekdoten auf, nicht allein von den ehemaligen Regenten dieses Landes, sondern auch von ihren Feldherren, Ministern und Gelehrten. Und in der That haben diese Anekdoten bei einer sorgfältigen Prüfung oft größern Werth, als

die Resultate vieler historischer Folianten voll trockener, zeitungsmäßiger und gedehnter Erzählungen.

Auch Friedrich, der in jeder Sache so richtig sah, war hiervon überzeugt. Als einst von dem Herzoge von York die Rede war, sagte er (s. 2r Th. S. 189.): »Ich habe den Herzog oft in kleinen Dingen beobachtet, wo er gar nicht vermuthen konnte, daß ich auf ihn sah. In solchen Kleinigkeiten achtet der Mensch gar zu oft nicht auf sich selbst, und macht sich dann eben da weit mehr kund, als in großen Dingen, wo man sich immer zusammenfaßt, weil man weiß, daß man von andern Menschen beobachtet wird.«

Dies war auch der Fall bei Friedrich. Und in der That sind Züge, welche den Charakter eines der größten Könige, den je die Welt sah, bestimmen, der Aufmerksamkeit eines jeden werth, der seine Größe zu fühlen im Stande ist. Sechs und vierzig Jahre lang

war er der merkwürdigste Mann in Europa, und von einem solchen Manne ist auch der kleinste Zug des Aufbehaltens werth. Seine Zeitgenossen haben ihn geschätzt; aber noch die spätesten Nachkommen werden seine Thaten, die so viel Außerordentliches haben, bewundern, und vielleicht einige nur den Täuschungen der Vorwelt zuschreiben. Leicht kann man es sich daher denken, warum alles, was diesen erhabenen Monarchen betrifft, mit Begierde gelesen, ja warum selbst das, was nur einen geringen Schein von Wahrheit hat, ohne alle Untersuchung gern aufgenommen ward. Wer die ganze Regierungsperiode Friedrichs übersieht, wird darin beinahe alles das vereint antreffen, was in der Geschichte der berühmtesten Völker des Alterthums Jahrhunderte hindurch zerstreut angetroffen wird. Denn nie hat wol außer ihm ein König geherrscht, der durch Weisheit und Verstand sich allgemeine Schätzung erwarb, der von dem gesitteten Theile der Erde, ja selbst da, wo Verfeinerung noch immer stark mit Bar-

barei vermischt ist, überall verehrt und bewundert ward, dem selbst seine Feinde beschämt die Größe zugestanden! Man sieht, je mehr man ihn beobachtet, so viel Eigenschaften in ihm vereinigt, die sonst sich fast nie zusammenfinden; bei so vielem Heldenmuthe und bei so vielen Talenten zum Kriege, so unermüdetes Bestreben, alle Künste des Friedens und alle Wohlthaten desselben in seinen Staaten auszubreiten!

Schon bei Friedrichs Leben wurden viele Anekdoten von ihm erzählt, besonders in Berlin, wo über alle Gegenstände freimüthig und unbefangen zu sprechen, seit dem Regierungsantritte dieses großen Monarchen, allgemein gewöhnlich war. Die meisten von diesen Anekdoten waren ganz falsch, und bloß ersonnen, um Anspruch auf eine genaue Kenntniß des Innern der preußischen Regierung und des Königs selbst machen zu können. Nach seinem Tode, als durch seine unsterblichen gedruckten Werke die Augen von Eu-

ropa auf ihn von Neuem gerichtet waren, wurden alle diese Anekdoten begierig wieder hervorgesucht und gedruckt. Befriedigung der Neugierde, welche mehr auf die angenehme Darstellung, als auf die Wahrheit einer Erzählung sieht, war der Hauptzweck der Herausgeber derselben. Wenn man die Schriften eines Nikolai, Büsching, u. s. w. ausnimmt, so war bei den meisten Wahrheit mit Irrthum so vermischt, daß es viele Mühe erforderte, beides zu finden; und auffallende Verwechselungen verunstalteter Namen bekannter Menschen und auch oft platte Unwahrheiten waren keine seltene Erscheinung in denselben. Diese Fehler sind nicht so klein und gering, als sie von unwissenden oder gewöhnlichen Lesern, die nur Unterhaltung suchen, gemeiniglich gehalten werden. Sie stellen den Charakter mancher Begebenheiten, und zum Theil auch den Charakter des Königs selbst, in ein falsches Licht, und machen natürlich den besser unterrichteten Leser mißtrauisch, der daher oft auch das, was

richtig ist, bezweifelt, weil er mehrere wirkliche Unrichtigkeiten in dem Buche fand.

Die »Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Zweiten,« welche zu Berlin bei Hrn. Unger in 19 auf einander folgenden Sammlungen, von 1786 bis 1789, herauskamen, sind von dem Publikum mit der verdienten Theilnahme aufgenommen worden. Sie waren bestimmt, jeden Charakterzug des großen Mannes, den sie betreffen, aufzuzeichnen, und jede Art seiner Kenntnisse und seines Scharfsinns zu erwähnen, um eben daraus den großen Geist näher kennen zu lernen, den Friedrich besaß. Und wenn auch einige Stellen in denselben vorkamen, die auf die Benennung »merkwürdig« weniger Anspruch zu machen scheinen, so muß man bedenken, daß die Rede von einem Könige war, der als Held, als Gelehrter, als Staatsmann, ꝛc. gleich groß war, und daß jedes richtige Urtheil, welches er bei einer dem Leser unbedeutend

scheinenden Sache fällte, doch immer zu den Denkwürdigkeiten desselben gehört.

Auch in England, wo man mit so vielem Enthusiasmus von unserm Friedrich sprach und spricht, las man diese ins Englische übersetzte Schrift sehr häufig. Die sieben ersten Hefte sind unter folgendem Titel ins Englische frei übersetzt worden: »Characteristick Anecdotes and miscellaneous authentic Papers, tending to illustrate the Character of Frederic II late King of Prussia with explanatory notes and observations, by B. H. Latrobe. London printed for Stockdale, 1788. 8.« Die von dem Verfasser, einem sich in London aufhaltendem Schweizer, beigefügten Anmerkungen sind aber sehr unbeträchtlich, und bedürfen bei den vielen eingemischten Irrthümern neue Berichtigungen. Die andre Übersetzung der acht ersten Hefte jener Sammlung führt den Titel: »Anecdotes and Characteristicks of Frederic the Great, late King

of Prussia, selected and translated from eight original Volumes in the German Language, by F. A. W. 2 Vol. printed for Richardson, 1788.«

Dieſe Anekdoten und Charakterzüge aber waren, ungeachtet einer nicht unbeträchtlichen Auflage, und ungeachtet eines dreimal wiederholten Drucks der erſtern Hefte, endlich ganz vergriffen. Herr Unger, als Verleger derſelben, trug mir daher auf, dieſe Sammlung theils in eine Art von Zuſammenhang zu bringen, theils die Wahrheit der in derſelben enthaltenen Anekdoten und Charakterzüge zu prüfen, und die als offenbar unrichtig erkannten wegzulaſſen, theils endlich die noch fehlenden und zur Aufklärung einzelner Züge in Friedrichs Charakter beitragenden hinzuzufügen.

Aber nie bin ich lebhafter überzeugt worden, daß nichts ſchwerer ſei, als die Wahrheit von Anekdoten zu unterſuchen, als

bei der Umarbeitung dieses Werks. Die wahren Umstände, besonders von solchen Anekdoten, welche einen witzigen Einfall enthalten, werden sehr oft, je mehr sie von Mund zu Mund gehn, im Erzählen so verstellt, daß Zeit, Ort und Personen allgemein verwechselt, und ganz andre angenommen werden. Maxima ex nihilo nascitur historia. Ein geringer Umstand wird von jemand aufgefaßt, vielleicht mit einer andern Geschichte verwechselt, und nach seiner eigenen Einbildungskraft ausgebildet. Daraus entsteht dann eine Erzählung, die weiter erzählt wird, ohne daß jemand untersucht, ob sie auch wahr ist. Sie geht von Mund zu Mund, wird von einem Zweiten auf einen Zweck, den er sich eben vorsetzt, angewendet oder verändert, von einem Dritten und Vierten allenfalls mit kleinen Umständen nach Gefallen ausgeschmückt, damit das Histörchen besser klinge, oder damit man das Ansehen habe, die Sache bis auf die kleinsten Umstände zu wissen. Ob es richtig oder nicht

richtig ist, darauf kommt es weniger an, je mehrere nur nach und nach die Sache erzählen. Leute, welche die Umstände besser wissen, hören die falsche Erzählung entweder nicht, oder halten den Widerspruch nicht der Mühe werth.

Dies machte mich bei der Bearbeitung dieses Werks ziemlich mißtrauisch, und ich wendete die größte Sorgfalt an, die Wahrheit zu suchen. Ich vermied möglichst allen Streit, und theilte nur die Resultate meiner Untersuchungen unparteiisch mit. Eine trokkene unbedeutende Wahrheit schien mir von jeher in der Geschichte mehr werth zu sein, als ein noch so glänzend scheinender Irrthum. — Durch eingestreutes Raisonnement hätte ich diese Anekdoten vielleicht noch in einen scheinbarern Zusammenhang zwingen können. Aber meine eigne Erfahrung hat mich überzeugt, daß es dem Leser nicht immer angenehm ist, wenn ihm in seinem Urtheile vorgegriffen wird, und daß er sich

nicht gern in die Empfindungen eines einzelnen Menschen hineindenkt, sondern lieber selbst jedes nach seiner Art beurtheilt und empfindet.

Ich darf sagen, daß ich mich überhaupt nicht seit Gestern mit der Geschichte des preußischen Staats, und besonders mit dem Studium der Geschichte des großen Königs beschäftige. Meines Erachtens ist es die Pflicht eines jeden denkenden Bürgers, den Staat genauer kennen zu lernen, in dem er lebt.

Et pius est, patriae facta referre, labor.

Mein »Handbuch der Geschichte des preußischen Staats,« welches im vorigen Jahre erschien, enthält die Beweise davon, und vorzüglich habe ich auch in demselben auf die Darstellung der Regierung Friedrichs des Zweiten alle die Sorgfalt gewendet, die mir in meiner Lage und bei den mir offenstehenden Hülfsmitteln möglich war. Und

wenn ich den mir bekannt gewordenen öffentlichen Urtheilen über jenes Buch trauen darf, so hat man auch meinen Fleiß in Berichtigung der Thatsachen und in Verifizirung der Umstände nicht verkannt. Schon damals hatte ich die Resultate meines Forschens auch auf die gegenwärtige Schrift angewendet, und die Kritik, welcher mehrere vortreffliche Männer, denen ich hier öffentlich den verbindlichsten Dank sage, diese Schrift noch vor dem Druck würdigten, läßt mich hoffen, daß ich nicht ohne Gewinn für das Publikum sie ausgearbeitet habe. Wenn ich aber bei aller Sorgfalt in einzelnen Fällen nicht ganz Irrthümer vermeiden konnte, so wird man dies nicht mir, sondern der Sache selbst zuschreiben; und ich bitte alle, welche gegründete Zweifel gegen eine oder die andre Stelle haben, mir sie auf jedem ihnen gefälligem Wege mitzutheilen.

»Der einzige Fehler einer Monarchie,« sagt Fielding, »ist die Schwierigkeit, unter

so

so Vielen einen Menschen zu finden, der sich zu einem absoluten Monarchen schickt; denn dies Amt erfordert unumgänglich drei Eigenschaften, welche, wie aus der Geschichte erhellt, sehr selten bei Fürsten zusammengefunden werden, nämlich: genug Mäßigung, um mit der Macht zufrieden zu sein, die es den Umständen nach für ihn möglich ist zu besitzen; genug Weisheit, um seine eigne Glückseligkeit zu kennen, und genug Güte, um das Glück Andrer zu befördern, wenn es sich nicht nur mit dem seinigen verträgt, sondern es auch befördert.« Heil unserm Staat, daß sich diese drei Eigenschaften bei Friedrich vereint befanden! Wahrer sang nie Gleim, als vor einigen Monaten.

Er war ein Einziger! Wo war, wie er, ein Dichter?
Ein König? wo? wie er, ein Königssohn, ein Held?
Wo? wo? wie er, ein Freund? Ihr, seines Lebens Richter,
Sagt: war noch Einer in der Welt,

Der, so wie er, sein Leben lebte,
Für sich und für sein Vaterland?
Der nach Vollkommenheit, wie nach dem Himmel, strebte,
Den Degen und zugleich die Feder in der Hand!

Berlin, den 5ten Dezember, 1797.

D. C. G. D. Stein.

Inhalt.

I. Körperlicher Charakter Friedrichs des Zweiten.

1. Größe und Gestalt . . Seite 1.
2. Stärke . . . . — 2.
3. Bewegung . . . . — 3.
4. Schlaf . . . — 5.
5. Speise und Trank . . — 11.
6. Kleidung . . . — 15.
7. Vergnügungen.
   a) Musik . . — 22.
   b) Hunde . . — 30.
   c) Pferde . . — 36.
   d) Fremde Thiere . . — 38.
   e) Garten . . — 40.
   f) Jagd und Spiel . . — 41.
8. Lebensordnung . . — 43.

II. Gemüthscharakter Friedrichs des Zweiten.

1. Geisteskräfte . . — 64.
2. Sprachenkenntniß . . — 70.

3. Gelehrsamkeit und Achtung der Gelehrten . . Seite 71.

4. Geschmack.

a) Gesellschaftlicher Umgang . — 121.
b) Gemälde . . — 123.
c) Schauspiele und Opern . . — 129.
d) Baukunst . . — 136.

5. Bemühungen in Ansehung der Lehranstalten . . — 138.

6. Religion . . — 152.

7. Betragen gegen seine Familie — 184.

8. Betragen gegen seine Freunde — 210.

9. Betragen gegen seine Feinde — 241.

10. Betragen gegen Frauenzimmer — 257.

11. Betragen gegen seine Bedienten — 259.

12. Betragen gegen seine Soldaten — 294.

I.

Körperlicher Charakter Friedrichs des Zweiten.

1. Größe und Gestalt.

König Friedrich der Einzige war etwas unter der mittlern Mannsgröße, und überhaupt sehr proporzionirt gebaut. In seinen jüngern Jahren zeichnete er sich durch jenen schönen Anstand und jene angenehme Nachlässigkeit in seiner Gestalt aus, die man Grazie nennt. Nur in seinem Alter neigte sich sein Körper etwas vorn über, und der Kopf hing nach der rechten Seite hin — vielleicht Folge seines Flötenspielens. Seine Augen waren groß und blau, und sein Blick so durchdringend und scharf, daß niemand dabei gleichgültig bleiben konnte. Nie wurden aber seine Gesichtszüge mehr beseelt, als wenn er sprach und Musik hörte. Der Ausdruck seines Gesichts wechselte mit dem schnellsten Übergange der Töne ab, und zeigte

seine ungemein richtige und geschwinde Empfänglichkeit für jedes Gefühl. In jüngern Jahren war sein Mund sehr angenehm; aber der Verlust der vordern Zähne gab dem, sonst noch lebhaften, Gesichte ein ältliches Ansehen. Im Gespräch war der Ton seiner Stimme der reinste und angenehmste Tenor, der sich nur denken läßt. Kommandirte er seine Truppen, so war seine Stimme laut, und selbst in der Ferne sehr deutlich. Sein Gang war etwas nachläßig, aber schnell und stolz.

2. Stärke.

Friedrich hatte seine Leibesbeschaffenheit, die von Natur nicht die stärkste war, durch viele Leibesübungen abgehärtet. Auch würde er schwerlich ein so hohes Alter erreicht haben, als er wirklich erlangte, wenn er nicht seine Natur und deren Kräfte genau kennen gelernt hätte. Ob er gleich den Rath seiner Ärzte anhörte, so schien er doch weiter nicht darauf zu achten, und wollte sich in Krankheitsanfällen immer selbst helfen. Die jährlichen Anfälle von Podagra wußte er so zu lenken, daß sie zu gehöriger Zeit ausbrachen, und ihn in den Geschäften nicht störten, bei welchen er sich öffentlich zeigen mußte. Bekam er sie im Frühjahre gegen die Exerzirzeit nicht, so ward er darüber verdrießlich, und suchte sie absichtlich durch

Erkältungen zum Ausbruch zu bringen. Er ging dann mit bloßen Füßen auf dem kalten Boden seines Zimmers, oder er setzte sich, leicht bekleidet, der Morgenluft aus. Wenn die Krankheit ausbrechen wollte, so hatte er eine Art von Vorempfindung, und oft sagte er dann im Scherz: Ich erwarte einen vornehmen Besuch, oder: ich werde bald Gäste bekommen. Seine Kur beim Podagra bestand in Diät, Abwartung des Schweißes, und dem Gebrauche gelind auflösender und abführender Mittel und Klystire.

3. Bewegung.

Friedrichs Körperbewegung bestand im Reiten und Gehen. Bei guter Witterung ging er im Garten herum; ja selbst beim Flötenspiel, wenn er es zum Zeitvertreib allein anstellte, spazierte er mit der Flöte aus einem Zimmer in das andre. Schon im März, wenn die Witterung es erlaubte, ritt er täglich von 10 bis 11 Uhr aus. Der König war ein rascher und kühner, aber nicht ein kunstmäßiger Reiter. Er trieb das Pferd bloß mit der Zunge und mit gelinden Hülfen an. War es nachlässig oder widerspenstig, so strafte er es nicht mit dem Sporn, (denn er trug keine Sporen), sondern mit dem Stocke, und zwar zwischen die Ohren, wozu seine Pferde gewöhnt waren. In Kriegen und

auf Märschen war er beständig zu Pferde; wenn aber die Kälte zu groß war, stieg er ab und ging zu Fuße. Weniger liebte er den Wagen. Als er sich einige Jahre vor seinem Tode zur Karnevalszeit in Berlin aufhielt, bestellte er, daß er den andern Morgen in verschiedene Exerzirhäuser reiten wollte. In der folgenden Nacht fiel aber große Kälte, heftiger Wind und Schneegestöber ein. Da sich der König überdies am folgenden Morgen nicht wohl befand, so fragte ihn ein General, ob er bei dem sehr bösen Wetter nicht lieber fahren wollte? Aber der König sagte hastig: Wie kann Er so etwas sagen? Wenn es nun Krieg wäre, so müßte ich doch fort! — »Auch alsdann könnten Ihro Majestät bei so bösem Wetter allenfalls für Ihre Person im Wagen fahren.« — Herr, wenn ich fahre, so fährt die ganze Armee! — Und ungeachtet des schlimmen Wetters und seiner Unpäßlichkeit begab er sich wirklich nach den Exerzirhäusern.

Die Waffenübungen der potsdamer Besatzung, die Musterungen seines vertheilten Kriegsheeres, und die deswegen angestellten Reisen verschafften ihm auch starke Leibesbewegung. Ritt er in Berlin, welches nur langsam geschah, so war sein Pferd stets mit Leuten, die ihn sehen wollten, und besonders mit einer Menge Kinder umgeben, die

um und neben ihm allerlei Possen machten. Sie warfen z. B. ihre Hüte vor ihm in die Höhe, schrieen, wischten ihm den Staub von den Stiefeln, ꝛc. Der König ließ sie nicht fortjagen; nur wenn sie manchmal die Dreistigkeit hatten, sein Pferd zu necken, oder gar zu schlagen, so stieß er wol einige rasche Drohungen aus, und ritt dann ruhig weiter.

4. Schlaf.

Die Arbeitsamkeit und Thätigkeit des Königs war so groß, daß er in den ersten Regierungsjahren fast gar nicht schlafen wollte, um nur immer arbeiten zu können. Er hatte nur ein paar Stunden zur Ruhe bestimmt, und trank, um sich des Schlafs zu erwehren, sehr häufig starken Kaffe. Hierdurch gerieth aber sein Blut in so starke Wallung, daß man befürchtete, der Schlag würde ihn rühren. Er unterließ auch diese Lebensart bald.

Vor dem siebenjährigen Kriege arbeitete er oft bis spät in die Nacht, oft bis 4 Uhr des Morgens. Einst hatte der Kammerhusar Deybert die Wache, und stand hinter dem Könige, welcher schrieb, in einiger Entfernung. Endlich fing er an zu schlummern, und fiel lang auf die Erde hin. Die Hunde des Königs bellten heftig. Der König sprang auf, und fragte Deyberten, der sich geschwind wieder aufge-

richtet und auf seinen Posten gestellt hatte: Was fehlt Dir? — Ew. Majestät halten zu Gnaden, antwortete Deybert; ich war wider Willen eingeschlafen, und da mußte ich fallen. Der König war gar nicht böse, und fragte: Hast Du keinen Schaden genommen? — Nein, Ew. Majestät, erwiederte Deybert. — Nun, dann ist es schon gut. Was ist die Glocke? — Halb zwei, Ew. Majestät. — Da ist es wol Zeit, das Bette zu suchen. — Indeß sich der König entkleiden ließ, sagte er: Du würdest kein guter Nachtwächter geworden sein, Deybert! — Die Nachtwächter, antwortete Deybert, stehen aber auch nicht so lange auf ihrem Posten, und schlafen bei Tage aus. — Ja, ja, das ist recht gut, fuhr der König fort; dann würdest Du aber auch im Gehen fallen. Da hast Du etwas für den Schreck. — Er schenkte ihm zehn Friedrichsd'or.

In der Schlacht bei Torgau (am 3. Novemb. 1760) wandte sich der Sieg so spät auf preußische Seite, daß der König bis um 9 Uhr des Abends auf der Wahlstatt verweilen mußte. Da die Nacht schon eingebrochen, und die Jahrszeit ziemlich rauh war, so wählte der König das hinter der Fronte zunächst liegende Dorf zum Nachtquartier. Aber alle Häuser waren voll Blessirter, die der König,

um sich Platz zu machen, von ihrem blutigen Lager nicht aufjagen, aber auch für seine Person keine entlegne Herberge suchen wollte. Nur die Dorfkirche war unbesetzt; in diese ging der König hinein. Hier fertigte er den damaligen Kapitän und Flügeladjutanten von Cocceji unverzüglich als Kourier ab, um die Nachricht von dem gewonnenen Treffen nach England zu bringen. Als er im Begriff war, abzutreten, fiel dem Könige noch bei, daß er auch an den Kabinetsminister, Grafen von Finkenstein, schreiben wollte, und daß Herr von Cocceji diesen Brief unterwegens abgeben sollte. Da nun nicht gleich ein Tisch herbeigeschafft werden konnte, so setzte sich der König auf die unterste Stufe des Altars, stellte das Licht auf die oberste, und auf der mittelsten schrieb er, mit halb rechts gewandtem Körper, seinen Brief. Nachdem der Hr. v. Cocceji abgefertigt war, und die übrigen nöthigen Befehle ertheilt waren, setzte sich der König in einen Kirchenstuhl, und schlief einige Stunden; brach aber mit allen Offizieren seiner Suite, die mit ihm die Nacht hier zugebracht hatten, noch vor Tage auf, und ritt nach der Wahlstatt.

In der letzten Hälfte des Lebens sollte der Schlaf, nach seinem Plane, sieben Stunden währen; er dauerte aber wol acht bis neun Stunden, wenn er den für ihn so wohlthätigen Schweiß *)

*) S. 3.

abzuwarten für nöthig und nützlich erachtete. In den Monaten November, Dezember, Januar und Februar ging er Abends zwischen 9 und 10 Uhr zu Bette, und stand am folgenden Morgen zwischen 5 und 6 Uhr wieder auf. Von dem Ende des Februars an legte er sich von Woche zu Woche etwas früher nieder, und stand früher wieder auf, so daß er zur berliner Musterung wol schon um halb 3 Uhr außer dem Bette, und um 4 Uhr schon auf dem Pferde war. Nach den Truppenmusterungen und Sommerreisen kehrte er die Ordnung allmälig um.

Als sein Alter und seine Leibesschwäche zunahmen, begegnete es ihm einigemal, daß er etwas länger schlief, als er sich vorgesetzt hatte; er ärgerte sich darüber, und befahl seinen Kammerlakaien, ihn nicht länger als bis auf die bestimmte Minute schlafen zu lassen, und ihn, wenn er auch noch so viel kapituliren würde, mit Gewalt zu wecken. Einst kam ein Bedienter, den der König erst angenommen hatte, um diesen Befehl zu erfüllen. — Laß mich doch noch ein wenig schlafen, ich bin noch gar zu müde! — »Ihro Majestät haben mir befohlen, ich sollte so früh kommen.« — Nur noch eine einzige Viertelstunde sag' ich. — »Keine Minute, Ihro Majestät, es ist 4 Uhr; ich lasse mich nicht abwei-

sen.« — Nun, das ist brav! rief der König; Du würdest übel angekommen sein, wenn Du mich hättest liegen lassen.

Zu Krossen hielt der König die jährliche Musterung stets bei Anbruch des Tages. Der Kammerhusar hatte einst den Befehl, den König mit dem Schlage zwei Uhr zu wecken. Dies geschah. Das Wetter war überaus stürmisch, und es regnete sehr. Der König, noch sehr ermüdet, sagte beim Aufstehen: Ach, wäre ich doch nur ein Kriegsrath geworden!

Da dem Könige in seiner Krankheit einige Zeit der Schlaf gemangelt hatte, war ein Leibhusar, seines Metiers ein Chirurgus, so dreist, daß er bei der öftern Klage des Königs sagte: »Sire, ich sehe mit großer Verwunderung, daß auch der geschickteste Arzt in seiner Kunst fehlen kann. Ich habe, — fuhr er fort, — in meiner Hausapotheke eine Medizin, die von der Beschaffenheit und guten Tugend ist, daß sie nicht nur den Schlaf befördert, sondern auch guten Appetit erregt.« Der König lachte, und sagte: Nun, Du hast auch wol Lust, Dir den Titel eines Hofdoktors zu erschleichen? — »Nein, Sire, — war die Antwort, — dazu habe ich wol nicht genug Talent; aber den Ruhm wünschte ich mir zu verdienen, dasjenige, als ein Ungelehrter, möglich ge-

macht zu haben, worüber oft Tagelang ein großes einsichtsvolles Kollegium sich berathschlagt.« Nun gut, — sagte der König, — ich will diesen Abend Dein Arkanum versuchen, und sehen, ob Du ein Prophet aus den alten oder neuen Zeiten bist. — Der Leibhusar gab dem Könige die Medizin, blieb die ganze Nacht bei ihm im Zimmer, und sah mit Freuden den süßen Schlaf des Königs, der erst des Morgens um 7 Uhr erwachte. Nun, — sprach der König, — das heißt geschlafen! Du bist ein braver Medikus. Er füllte hierauf eine Tabatiere mit Friedrichsd'or, und gab sie dem Leibhusaren mit den Worten: Sieh', mein Lieber, das ist für Deine Treue gegen meine Person; für Deine Kunst sollst Du noch besonders belohnt werden.

Wenn Friedrich zu Bette gehen wollte, zog er sich vor dem Kamine die Kleidung selbst aus, und das Nachtkamisol an; legte auch selbst die Haartour ab, band sich um den Kopf ein Tuch, und, wenigstens in den letzten Jahren seines Lebens, über dasselbe ein dünnes viereckiges Kissen, welches die Stelle der Nachtmütze vertrat, und ein Tuch um den Hals. Nun setzte er sich auf das Bette; der gegenwärtige Kammerbediente zog ihm die Stiefeln und Beinkleider ab; er legte sich dann

ordentlich nieder, und zog das Kopfkissen um und über den Kopf zusammen. Die Strümpfe behielt er mehrentheils des Nachts an den Füßen. Sein Favorithund schlief bei ihm im Bette, aber weder ein Mensch noch ein Nachtlicht waren in seinem Schlafzimmer; doch wachten jede Nacht zwei gemeine Bedienten in dem Vorzimmer, die, wenn er die Klingel bei seinem Bette zog, hineingingen, und seine Befehle vernahmen. Wenn er sich in Sanssouci die ganze schöne Jahrszeit hindurch aufhielt, kamen jeden Abend um 6 Uhr sechs Mann Grenadiere und ein Unteroffizier aus der Stadt zur Nachtwache dahin, und gingen am folgenden Morgen zwischen 4 und 5 Uhr wieder ab.

5. Speise und Trank.

Der König aß und trank viel; aber er liebte, zu seinem Nachtheil, solche Gerichte, die er bei zunehmendem Alter gar nicht verdauen konnte. Sein Appetit war oft so heftig, daß, wenn der Küchenzettel, der ihm des Nachmittags für den Mittag des folgenden Tages gebracht wurde, Speisen enthielt, die er vorzüglich gern aß, er ihn nicht nur am folgenden Morgen und Vormittag mehrmals mit Vergnügen ansah, sondern auch die Mittagsstunde kaum erwarten konnte. Käse- und Mehlspeisen, besonders die fette und unverdauliche ita-

lienische Polenta, Pasteten, Kuchen, Schinken, saurer und grüner Kohl, ꝛc. waren ihm besonders angenehm. Seine Mittagstafel bestand gewöhnlich nur aus acht Schüsseln, wovon vier auf französische, zwei auf italienische Art, und die übrigen zwei nach dem Geschmacke des Königs zubereitet waren. Alles mußte aber kräftig und schmackhaft sein. Jede Schüssel hatte ein besonderer Koch, der eine Küche und einen Gehülfen ganz für sich allein hatte, damit sich niemand entschuldigen konnte, er habe zu viel zu thun gehabt, wenn etwas versehen war. Oft bestimmte er daher auch die Gerichte selbst. Einstmals ließ er drei von seinen Köchen zu sich kommen, und setzte eine Belohnung für denjenigen aus, der das wohlschmeckendste Gericht bereiten würde. Den, der den Preis davon trug, fragte er hernach: Was hast Du dazu genommen? — »Ew. Majestät, halb Sauerkohl und halb borsdorfer Äpfel.« — Gut, — sagte der König, — es hat mir geschmeckt; hier sind zwölf Dukaten.

Seine Mittagstafel war meistentheils mit 7 bis 10 Personen besetzt, die er selbst täglich ernannte. Bei Familienbesuchen, Kriegsübungen, Redouten und andern feierlichen Gastmahlen wurden wol 12, 20 bis 30 Schüsseln aufgetragen. Genau um 12 Uhr ging die Mittagstafel an, und

währte oft bis 4 und 5 Uhr, auch wol noch länger. Die Abendmahlzeiten währten nur bis zum siebenjährigen Kriege, wo er sie, der bessern Verdauung wegen, aufgab, ob er gleich in den Wintermonaten zuweilen einigen Personen ein Abendessen gab, wovon er aber nichts genoß.

Der gewöhnliche Wein, den er trank, war Bergerac, den er mit Wasser vermischte; zuweilen auch wol champagner und ungerscher Wein. Den Rheinwein liebte er nicht. Einem seiner Ärzte, der ihm diesen Wein zu trinken rieth, gab er folgende Ursache an: Sein Vater habe sich einmal das Vergnügen machen wollen, zu sehen, wie er sich bei einem Rausche betragen würde, und habe ihm daher mit Rheinwein wacker zutrinken lassen. Die Wirkung davon sei starkes Erbrechen gewesen, und seit der Zeit könne er den Rheinwein nicht leiden, auch nicht einmal riechen. Oft sagte er auch: wenn man einen Vorschmack vom Aufhenken haben wolle, so dürfe man nur Rheinwein trinken. — Wenn er sich in den französischen Weinen, die er besonders liebte, munter getrunken hatte, begegnete er den Personen, welche um ihn waren, mit ganz vorzüglicher Güte; aber niemals hat er sich wirklich berauscht. Einer seiner Kam-

merdiener wollte gern heirathen, und hatte den König oft, obgleich vergebens, um dessen Einwilligung gebeten. Eines Tages hatte der König ein Glas Wein mehr, als gewöhnlich, getrunken, war äußerst aufgeräumt, und scherzte mit seinen Leuten, besonders mit dem gedachten Kammerdiener. Dieser wollte die gute Laune des Königs nicht unbenutzt lassen; er bat also Friedrich um die Einwilligung zu seiner Heirath. So lustig der Monarch gewesen war, so ernsthaft ward er auf einmal, und sagte: Glaubst Du, Narr, daß Du itzt mit mir machen kannst, was Du willst? Fort mit Dir und Deiner——; ich will nichts mehr davon wissen!

Vom Obste, woraus bloß der Nachtisch bestand, war der König ein außerordentlicher Liebhaber. Er ging in Sanssouci sehr oft selbst nach den Bäumen hin, zeichnete sich das reifste und schönste Obst an den Stämmen aus, und ließ es entweder auf die Tafel bringen, oder machte Personen, die er schätzte, Geschenke damit.

Außer dem Obste aß er in seinen letzten Lebensjahren oft kleine Täfelchen trockner Chokolade. Des Morgens trank er einige Gläser Wasser, in welches etwas destillirtes Fenchelwasser gegossen wurde, und nachher zwei oder drei kleine Tassen Kaffe mit oder ohne Milch. Auch ließ er, als

Verwahrungsmittel wider den Schlag, einen Theelöffel voll weißen Senf in den Kaffe thun.

Zu seinem Bedürfnisse oder zum Wohlleben gehörte auch spanischer Schnupftabak, von welchem er immer ein paar tausend Pfund vorräthig hatte. Er trug beständig zwei angefüllte kostbare Tabaksdosen in den Taschen, fünf oder sechs andere standen auf den Tischen umher, und mehr als hundert wurden zur Abwechselung aufbewahrt, die er auch bei mancherlei Gelegenheiten verschenkte.

6. Kleidung.

Die Kleidung des Königs war stets, besonders aber seit dem siebenjährigen Kriege und bei zunehmendem Alter, sehr einfach, und wenn er mit seinem Gefolge ritt, zeichnete er sich durch den ganz schlichten blauen Rock aus. Aus Liebe zur Bequemlichkeit konnte er an seinem Körper nichts Spannendes oder Drückendes dulden, und in seinem täglichen Rocke befand er sich am liebsten. Einst befahl er seinen Leuten, ihm einen Rock umwenden zu lassen, der schon ziemlich abgetragen war. Ihr wißt nicht, — sagte er zu ihnen, — was das für ein gutes Tuch ist; ich bekomme so leicht keins dergleichen wieder. — Den großen schwarzen Hut mit weißen Federn trug er gemeiniglich so, daß die große

Seitenkrempe über seine Stirn und Augen, und die vordere Krempe nach der einen Seite hinkam. Nur in den erstern Jahren seiner Regierung war sein Anzug immer sehr nett und angepaßt, und an großen Galla- und Vermählungstagen war er gewöhnlich in reichen Gold- und Silberstoff, mit brillantenen Knöpfen, gekleidet. Aber nach dem siebenjährigen Kriege trug er nur die einfache Uniform seines Garderegiments zu Fuße, die mit einem Achselbande und Sterne geziert, und bei großen Gallatagen von blauem Sammt reich mit Silber gestickt war.

Sobald er aufgestanden war, kleidete er sich ohne alle Umstände und mit wenig Hülfe an. Sein Haar, das er selbst vor einem Spiegel frisirte, der ihm vor das Bette gebracht wurde, trug er hinten in einen Zopf zusammengebunden, und auf den Seiten in nachläßige Locken gerollt. Meistentheils waren sie sehr ungleich gepudert, und zeigten, daß der König keine Zeit für Toilettengeschäfte hatte. Sein Vater war zwar kein Freund dieser hangenden, flatternden Locken gewesen; und da er auch an ihm die Frisur sehen wollte, die er bei der Armee eingeführt hatte, so befahl er eines Tages dem Hofchirurgus Sternemann, dem Prinzen die Seitenhaare abzuschneiden. Der Prinz mußte sich, ohne Weigerung, auf einen Stuhl sezzen,

zen, und erwartete mit Thränen in den Augen die Zerstörung seiner schönen Haare. Der Chirurgus, dem seine Betrübniß schmerzte, kämmte die Seitenhaare nach dem Hintertheile des Kopfes zu, und machte so viele Umstände, daß der König alle Aufmerksamkeit auf die Vollziehung seines Befehls verlor, und nun schnitt er nur wenig Haare ab, so daß der Prinz den größten Theil davon behielt. Dies vergaß Friedrich dem Chirurgus nicht, und belohnte ihn nach dem Antritte seiner Regierung mit einer ansehnlichen Bedienung.

Ungeachtet er den schönsten Fuß hatte, so trug er nur, wenn es feierliche Begebenheiten an seinem Hofe erfoderten, Schuhe und Strümpfe, aber sehr nachlässig. Seine Stiefeln waren meistentheils röthlich, weil sie selten geschwärzt und gesäubert wurden; auch legte er sie nicht eher ab, als bis sie gänzlich unbrauchbar waren. So mußte auch einer seiner Kammerlakaien seine neuen Stiefeln jederzeit austreten. Im siebenjährigen Kriege ließ sich einst der König in Breslau ein Paar neue Stiefeln machen, übergab sie dem gewöhnlichen Kammerlakai, vergaß aber, sie wiederzufodern. Da er nun aus Breslau aufbrach, foderte er die neuen. Der Kammerlakai hatte sie aber bereits über zwei Monate getragen, so daß die Sohlen nicht allein abgetrennt, sondern auch zerrissen wa-

ren, und so brachte er sie dem Könige. Da er sie noch schlechter wie die alten fand, so fragte er: Sind das meine neuen Stiefeln? — »Ja, Ihro Majestät.« — Sie sind ja zerrissen, und Du solltest sie nur austreten. — »Das habe ich auch gethan, Ihro Majestät.« — Der König erwiederte mit der größten Gelassenheit: Das seh' ich! Gib mir nur meine alten wieder her, und schaff' mir in vierzehn Tagen ein Paar andre. Diese kannst Du behalten; aber tritt mir die neuen nur nicht wieder so aus, wie diese, sonst mußt Du sie bezahlen.

Friedrich hatte keine Nachtmütze, keinen Schlafrock, keine Pantoffeln. Die Stelle der Nachtmütze vertrat ein Kissen; die Stiefeln ließ er sich ausziehen, wenn er schon auf dem Bette saß, und unmittelbar aus demselben trat er wieder in die Stiefeln *); anstatt des Schlafrocks trug er ein Kasaquin, und bei Krankheiten den, ihm von der russischen Kaiserin Elisabeth geschenkten, Zobelpelz, den er, wenn es kalt war, auch beim Reiten und Fahren anzog, und auch wol über die Bettdecke legen ließ. Sonst setzte er sich zu allen Jahrszeiten der rauhsten und übelsten Witterung aus, ohne eine andre Bedeckung, als einen Hut und einen gewöhnlichen Mantel zu haben, und sah es auch sehr

*) S. 10.

ungern, wenn er einige Weichlichkeit in dieser Hinsicht an seinen Soldaten und Offizieren bemerkte. Als sich an einem sehr kalten Herbstmorgen die Armee eben in Marsch gesetzt hatte, jagte der König so voran, daß er unvermuthet zu der Garde du Korps kam. Mit einem Blicke bemerkte er, daß der Lieutenant von Riebnitz eine weiße Schlafmütze unter dem Hute hatte. Sobald dieser, der wegen seines schwachen Gesichts den König nicht sogleich gewahr wurde, hörte: der König kömmt! so zog er auch die Schlafmütze herunter, und wollte sie verbergen. Aber der König bemerkte das alles, und sagte: Mein lieber Lieutenant! nun behalte Er die Mütze nur auf, daß Sein Kopf nicht Schaden leidet; aber Ihr Gardes du Korps, unterstehet Euch das nicht auch, wenn Ihr nicht meinen größten Unwillen empfinden wollt.

Bei dieser Ökonomie des Königs konnten die Östreicher, als sie nach dem Treffen bei Soor 1745. sich der Equipage des Monarchen bemächtigten, auch nichts gewinnen. Als man Friedrich meldete, daß die Östreicher ihm alles wegnähmen, sagte er lachend: Da sollen sie keine große Meinung von meinem Staate und meiner Pracht bekommen! — Dessenungeachtet konnte es der König nicht leiden, daß die Personen, die um ihn wa-

ren, seinem Beispiel folgten. Seine Bedienten kleidete er prächtig, und für die damaligen Zeiten auch geschmackvoll, und bis an sein Lebensende nahm er hierin keine Änderung vor. Einem seiner Räthe, der eines Tages ein Kleid mit schmalen goldnen Tressen trug, fragte er: warum er es mit Band eingefaßt habe? Dieser suchte ihm zu beweisen, es wären Tressen und kein Band; aber der König wollte sie nicht dafür erkennen. Der Rath merkte endlich des Königs Sinn, und kam in diesem Kleide nie wieder vor ihn. Einem andern seiner Bedienten gab er bloß deshalb Zulage, weil er in einer einfachen Kleidung vor ihn kam, und auf die Frage, warum er sich so schlecht kleide? antwortete: »seine eingeschränkten Umstände ließen es nicht anders zu.«

Doch sah es auch der König nicht gern, wenn man in der Kleidung ein Sonderling war, oder jede ausländische Mode mitmachte. Ein junger Mensch, der in seinen Diensten stand, bekam den Abschied, weil ihn der König mit einem weißen runden Hute auf der Straße gesehen hatte. — Als einst während der Karnevalszeit zu Berlin ein junger Mann ihm gemeldet wurde, der sich durch eine ganz neumodische Frisur sehr auffallend machte, so schlug der König, sobald er ihn bei Eröffnung der Thüre sah, sie schnell wieder zu, wollte ihn nicht

sprechen, und that, als ob ihn der Anblick dieses Mannes in ein großes Schrecken versetzt hätte. Am folgenden Tage sagte er zu einem seiner Generale: Mein Gott! was habe ich gestern für einen Schrecken gehabt! — und beschrieb ihm die Frisur des Mannes. Sorge Er ja, — fuhr er fort, — daß meine Offiziere das nicht sehen, noch mehr aber, daß sie es nicht nachmachen.

Als Feind überflüßiger Zierrathen trug er an seiner Uhr, statt einer Kette, bloß eine seidene Rundschnur, woran der Schlüssel hing. Als er einst ein Regiment vor sich vorbei marschiren ließ, bemerkte er an einem Offiziere eine überaus große Uhrkette mit einer Menge Berloquen. Der König fragte ihn: Herr! was hat Er da? Der Offizier wußte anfänglich nicht, was der König meinte. Dieser zeigte aber auf seine Uhrkette, und nun antwortete der Offizier: »es ist meine Uhrkette.« So? — sagte der König, — ich glaubte, es wäre ein ganzes Glockenspiel; lasse Er doch das Zeug weg.

Der Aufwand in der Kleidung, welchen der König in Berlin an den gemeinen Leuten, besonders vom weiblichen Geschlechte bemerkte, mochte ihm eben nicht von der besten Seite geschildert worden sein. Oft bezeigte er sein Mißfallen dar-

über; und da bei einer gewissen Gelegenheit Klagen über den schlechten Absatz der seidenen Waaren geführt wurden, sagte er: Ei! das ist nicht wahr, das ist nicht möglich; in Berlin tragen ja alle H.. seidene Kleider! —

7. Vergnügungen.

Die Vergnügungen des Königs waren nach seiner sanguinisch-cholerischen Natur sehr verschieden und abwechselnd, und stets erinnerte er sich mit der größten Freude an so manches Vergnügen, was er allein oder in Gesellschaft seiner Freunde sich gemacht hatte In dem Abschnitt vom Scherz wird mehreres hierher gehörige angeführt werden.

a) Musik.

Die Tonkunst gehörte bis in den baierschen Krieg zu seinen angenehmsten Belustigungen. In seiner ersten Jugend lernte er das Klavierspielen, und zu gleicher Zeit die ersten Gründe der Harmonie von Heyne, Organisten an der Domkirche in Berlin. Er schätzte ihn auch deshalb, so lange er lebte, und erinnerte sich desselben bei manchen Gelegenheiten. Dieser Heyne hatte einen Sohn, welchen der König bei dem Antritte seiner Regierung, seines Vaters wegen, zum Acciseeinnehmer in Ruppin machte. Es fand sich aber bald

bei der Kasse desselben ein Defekt, weshalb ihm der Prozeß gemacht werden sollte. Der Vater war über diesen Vorfall ganz trostlos, als ihn der König nach Potsdam zu sich berief, wohin er voll Sorgen über das Schicksal seines Sohnes reisete. Der König sprach aber sehr gnädig mit ihm, fragte ihn nach seinem Befinden, nach dem Zustande der Musik, und wie ihm die neuen Opern, welche itzt aufgeführt würden, gefielen? Heyne beantwortete dies so gut er konnte, und wußte nicht, wohin das alles endlich hinauslaufen würde. Endlich sagte der König: Er hat keine Freude an seinem Sohne erlebt; tröste Er sich aber. Ich sehe, daß der Mensch keiner Kassenbedienung vorstehen kann; ich werde ihn auf eine andere Art versorgen, wobei er ehrlich bleiben kann, — welches auch geschah. Heyne war über die gute Wendung der Sache, von deren Ausgange er die übelsten Vermuthungen gehabt hatte, so vergnügt, daß, als er zu dem Kapellmeister Sidow, bei dem er abgetreten war, zurückkam, er vor Freuden seine große Perüke auf die Erde warf, und ausrief: »solchen König hat die Welt noch nie gehabt, noch nie gesehen!«

Das vornehmste musikalische Instrument des Königs aber war die Flöte, und sein Lehrer darin der berühmte Quanz. Dieser kam zuerst 1728

nach Berlin, als der König von Polen den König von Preußen besuchte. Er ließ sich vor der Königin hören, welche eine kleine Kapelle hatte. Der Kronprinz bekam Lust, die Flöte zu lernen, die Königin begünstigte diese Neigung, und schlug sogar Quanzen vor, in ihre Dienste zu treten. Dies konnte aber Quanz nicht annehmen, weil ihn der König von Polen nicht lassen wollte; doch erhielt er die Erlaubniß, jährlich zweimal nach Berlin zu reisen, um den Kronprinzen im Flötenspielen zu unterrichten. Doch mußten diese Reisen, des Königs wegen, sehr geheim gehalten werden. Als Friedrich aber zur Regierung kam, nahm er Quanz unter ansehnlichen Bedingungen in seine Dienste. Er hatte zweitausend Thaler jährlichen Gehalt, und bekam außerdem für jedes neue Konzert hundert, für jedes Solo fünf und zwanzig, und für jede Flöte, die er dem Könige machte, hundert Dukaten.

Unter dieser Anleitung blies der König die Flöte bald meisterhaft. Die herzrührenden Sätze in den für ihn verfertigten quanzischen Konzerten spielte der König vorzüglich mit einer Simplizität und innern Empfindung, welche selbst wenige Virtuosen haben. Im Allegro hatte er einen brillanten Vortrag; aber seine Kammermusik verzog ihn, indem sie ihm beständig im Takt nachgab.

Auch im harmonischen Satze war der König nicht ganz unerfahren, und er hat mancherlei komponirt. Seine Singekompositionen hatten weiter nichts Ausgezeichnetes, als fließenden Gesang, den er so sehr liebte. Aber bei seinen Flötensolo's hatte er die Absicht, irgend einen Theil des Vortrags auf der Flöte, den er so eifrig studirte, irgend eine Schwierigkeit der Exekution, irgend eine Genauigkeit in Artikulation der Töne, irgend eine Feinheit im Ausdruck besonders, sich praktisch vorzustellen, und darüber nachzudenken. So entstand eine der ersten musikalischen Merkwürdigkeiten, ein praktischer Kursus über den Vortrag auf der Flöte, und von einem Manne, wie Friedrich der Große!

In Absicht auf die Harmonie und die Begleitungsstimmen seiner Kompositionen fragte er anfangs seine Meister, und nahm ihre Verbesserungen an. Aber oft fragte er sie auch nicht, sondern ließ es so, wie er es gesetzt hatte. Da mögen nun wol hin und wieder Sätze mit untergelaufen sein, die man für harmonische Fehler hielt; zumal nach damaliger Art, wo man in der Harmonie äußerst sorgsam war, und ein Flötensolo vierstimmig auf dem Pianoforte akkompagnirte. Vor dem siebenjährigen Kriege blies der König öfters im Kammerkonzerte eines seiner Soli. Als er einst ein neues Solo zum erstenmal spielte, waren in einem

Satze, der in der Transposition einigemal vorkam, etwas merklich durchgehende Quinten. Quanz, dessen musikalische Orthodoxie nicht sehr tolerant war, schnaubte sich die Nase, und räusperte sich einigemal; und Bach, etwas feiner, aber auch in solchen Sachen nicht sehr nachgebend, ließ bei dem Akkompagnement auf dem Pianoforte die Quinten sehr deutlich hören. Die andern schlugen die Augen nieder. Der König sagte nichts, untersuchte sein Solo, und fand bald die Stellen. Er zeigte sie nach einigen Tagen an Franz Benda unter vier Augen, und fragte ihn: ob der Satz wirklich fehlerhaft sei? Dieser bejahete es. Der König änderte darauf mit Benda's Hülfe die Stellen, und setzte hinzu: Wir müssen doch Quanzen keinen Katarrh zuziehen.

Quanz hatte auch vorzüglich das Recht, bei der Kammermusik, wenn der König spielte, Bravo! zu sagen, und war nicht wenig stolz auf diesen Vorzug. Er sparte auch das Bravo! eben nicht; wenn aber der König wirklich etwas von seinen Konzerten nicht so spielte, wie er es gedacht hatte, oder wenn er sonst, welches freilich sehr selten geschah, mit dem Könige schmollte, so behielt er das Bravo! auch bei sich. Der König merkte darauf, und wenn er meinte, die Schuld läge an seinem Spielen, so untersuchte er es weiter, fragte auch

Quanzen, besonders in den ersten Zeiten, oder wenn er fand, wo der Fehler lag, so übte er die Stelle, ohne weiter ein Wort zu sagen, und spielte das Konzert außer der Ordnung wieder, (denn gewöhnlich pflegte der König alle 300 Konzerte von Quanz nach der Ordnung, wie sie gemacht waren, durchzuspielen), bis Quanz freiwillig das Bravo! geben mußte.

Der König erhielt, wie gesagt, von Quanz auch seine Flöten. Denn dieser Mann hatte sehr viele Bemerkungen über die reine Temperatur der Töne auf der Flöte gemacht, ließ daher seine Flöten aus dem besten Holze mit großer Sorgfalt drehen, theilte nachher die Stimmung selbst sehr genau ab, und bohrte die Löcher der Flöte selbst. Aber er behauptete alsdann auch, daß mit einiger Vorsicht die Flöte in sich selbst rein gestimmt sein und bleiben müsse. In den vierziger Jahren hatte der König von Quanz eine neue Flöte bekommen. Sie schien ihm nicht recht zu gefallen, und nachdem er einigemal darauf gespielt hatte, sagte er zu Quanzen: die Flöte sei nicht recht rein. Das hieß Quanzen von der Seite angreifen, wo er am empfindlichsten war. Quanz ärgerte sich innerlich, vertheidigte aber die Flöte. Der König schien zufrieden zu sein, jedoch erneuerte er den folgenden Tag die Klage. Quanz nahm dem Könige die

Flöte aus der Hand, spielte selbst darauf, und versicherte, die Flöte gebe alle Töne rein an. Der König behauptete, selbst von Quanz gespielt, sei sie unrein. Dies war mehr, als Quanz vertragen konnte. Er kam außer Fassung, es entstand ein kleiner Wortwechsel, und Quanz sagte endlich mit Heftigkeit: »Wenn ein großer Herr es vertragen könnte, die Wahrheit zu hören, so würden Ew. Majestät gleich wissen, daß es nicht an der Flöte liegt, und woran es liegt.« Der König trat ein paar Schritte zurück, und sagte etwas heftig: Wie? Was? ich sollte die Wahrheit nicht vertragen können? Sage Er, was wahr ist. — Quanz sagte ganz trocken und verdrießlich: »Ich habe Ew. Majestät mehrmals gebeten, Sie möchten die Flöte, nachdem Sie gespielt haben, nicht in die Hand, noch unter den Arm nehmen, sondern sie auf den Tisch legen. Sie thun aber jenes doch; und die Flöte klingt unrein, weil sie ungleich erwärmt wird, nicht weil sie an sich unrein ist.« — Der König antwortete sehr pikirt: Es ist nicht wahr! — und kehrte sich um. Er spielte dann die folgenden Tage auf einer andern Flöte, sah aber Quanzen nicht an, und sprach kein Wort mit ihm; Quanz hingegen gab dem Könige kein Bravo! So ging es ungefähr acht Tage. Da kam der König beim Anfange des Konzerts

auf Quanzen zu, und sagte mit freundlicher Miene: Mein lieber Quanz! ich habe die Flöte seit acht Tagen auf verschiedene Art untersucht, und habe nun gefunden, daß Er Recht hat. Ich werde die Flöte nicht mehr in der Hand warm werden lassen.

Bei diesen großen ausgebildeten Talenten des Königs für Musik, wo man leicht hätte schließen können, daß das Flötenspielen die einzige Beschäftigung seines Lebens gewesen wäre, konnte er die Mittelmäßigkeit darin, die sich oft für Virtuosität hielt, nicht leiden. Ein gewisser Graf, der eine kleine Kapelle unterhielt, selbst etwas spielte, und dem man eingebildet hatte, er sei der Virtuosenschaft sehr nahe, wünschte eifrig, von dem Könige gehört zu werden. Einige schalkhafte Hofleute gaben dies dem Könige zu verstehen, und versicherten, wie sie gehört hätten, solle der Graf sehr gut spielen. Der König ward neugierig, und ließ also den Grafen zum Konzert bitten. Da er sein Spiel hörte, und fand, daß es nicht sonderlich war, sagte er zu ihm: Nun, mein lieber Graf, Bravo! — man hört doch, was Sie haben wollen.

Im Jahre 1750 meldete sich ein französischer Musikus bei dem Könige, und bat, daß er ihn hören, und dann in seine Dienste nehmen möchte.

Der König ließ den Kapellmeister Graun zu sich rufen, und sagte zu ihm: Hör' Er einmal, Graun! da will ein Franzose vor mir spielen. Mache Er doch, daß der Windbeutel erfährt, daß es hier auch Musiker gibt. Diesen Abend will ich ihn hören. Graun nahm einige von seinen Sachen mit, und erschien im Konzerte. Der Franzose war da. Er spielte ein Konzert mit vieler Flüchtigkeit und Affektation. Der König fragte: ob er vom Blatte spiele? Der Musikus bejahete es. Darauf winkte der König Graun, und dieser legte ihm ein Stück von seiner Arbeit vor, worin ein schönes Adagio vorkam. Das erste Allegro ging so ziemlich; als er aber zum Adagio kam, so artete der Vortrag aus. Der König wartete das Ende nicht ab, und verließ das Konzertzimmer. Er schickte dem Musikus ein Geschenk, und ließ ihm dabei sagen: Er müsse noch viel lernen, um in Teutschland sein Glück zu machen.

b) Hunde.

Eine der angenehmsten Beschäftigungen ist es in der That, dem unbezwungenen Helden in sein häusliches Leben nachzuschleichen, und da ganz das weiche Herz und alle die kleinen freundlichen

Neigungen, welche die sanfteste Seele bezeichnen, zu finden. Unter diese letztern gehört die Neigung des Königs zu den gutmüthigen treuen Hunden, gemeiniglich Windspielen, deren er beständig 3 oder 4 um sich hatte, von denen einer sein Favorit, und die andern dessen Gesellschafter waren. Jener lag bei Tage allezeit an der Seite des Königs auf einem besondern Stuhle, den zwei Kissen bedeckten, und schlief des Nachts bei ihm im Bette. Die andern wurden des Abends weg-, und am folgenden Morgen, wenn man ihn weckte, wiedergebracht. In seinen Zimmern lagen immer kleine lederne Bälle, die er ihnen zuwarf, und mit denen er sie spielen ließ. Er sorgte aufs zärtlichste für ihre Erhaltung, Gesundheit und Verpflegung; auch wurden die Hunde von einem Bedienten nach ihrer Mahlzeit bei guter Witterung spazieren geführt. Zur Karnevalszeit wurden die Lieblinge in einer sechsspännigen Kutsche nach Berlin gefahren, unter der Aufsicht eines von den sogenannten königl. kleinen Lakaien, der gewöhnlich ihre Wartung und Fütterung besorgte. Man versichert, dieser habe sich allemal in der Kutsche auf den Rücksitz gesetzt, da die Windspiele den Vordersitz einnahmen, und die Hunde nie anders als per Sie angeredet; z. B. »Biche, sein Sie doch artig! Alkmene, bellen Sie doch nicht so!«

Eines Abends schrieb der König in wichtigen Angelegenheiten länger, als er sonst zu thun pflegte. Der Lieblingshund, der die Stunde wußte, um welche sein Herr gewöhnlich zu Bette ging, und dem die Zeit zu lang dauerte, eh' es geschah, sprang hinten auf den Stuhl, zog ihm die Feder aus der Hand, sprang darauf wieder herunter, und sah den König an. Dieser war zu sehr in seine Beschäftigungen vertieft, als daß er die Absicht des Hundes hätte bemerken können; er scheuchte ihn vielmehr weg, nahm die Feder, und arbeitete fort. Aber nicht lange, so wiederholte der Hund seine Manövres. Der König lachte darüber laut, und sagte: Du hast Recht; es ist Zeit, zu Bett' zu gehen. Komm' nur!

Einem ehrbaren Manne, den der König hatte zu sich rufen lassen, um sich mit ihm über verschiedene Sachen zu besprechen, begegnete der sonderbare Vorfall, daß, indem er vor dem Könige stand, und mit großer Zierlichkeit etwas zu beweisen sich bemühte, der Favorithund auf einen nahstehenden Tisch sprang, und dem Manne die Perüke von der rechten zur linken Seite rückte. Dies brachte ihn außer Fassung, und er fing an zu stottern. Der König jagte den Hund fort. Jtzt erholte sich der Mann, und sprach wieder; aber nicht lange, so war der Hund wieder da, und zog ihm seinen

statt-

stattlichen Haarschmuck von der linken auf die rechte Seite. Nun war der Mann ganz außer sich, durfte sich aber seinen großen Unwillen nicht merken lassen. Der König hingegen lachte herzlich, und sagte: Sieht Er wol, Er hat Unrecht; mein Hund weiß es sogar, und erinnert Ihn, die Wahrheit zu reden.

Eines Abends wollte der König diesen Thieren ein Traktement geben, und der Lakai mußte sie ihm in sein Zimmer bringen. Diane, ein junges vorschnelles Ding, war zuerst bei der Schüssel, riß ein gebratenes Huhn an sich, und eilte geschwind damit auf des Königs Schooß, und von da auf den Schreibtisch. Hier legte Diane ihr Abendessen auf einen Brief, welchen der König so eben an den damaligen Landrath Hübner geschrieben hatte, den er seiner Kenntnisse und besondern Rechtschaffenheit wegen sehr schätzte. Das Papier triefte von Fett. Der König lachte, und sagte: Geh', Diane! Du erinnerst mich, daß ich den Brief fett machen soll. Du bringst mich um's Geld. Marsch, herunter! — Der König nahm nun die Feder, und schrieb noch unter den Brief: Mein lieber Landrath Hübner! Der Brief soll und muß fett sein, wie Er sehen wird. Meine Diane hat mich daran erinnert. Also nehme Er diese bei-

folgenden 100 Stück Friedrichsd'or von Seinem wohlaffektionirten König.

Neben dem königlichen Schlosse zu Sanssouci ist ein besonderer Ort zur Begräbnißstätte für die Hunde des Königs. Über jedem Körper liegt ein länglichter Quaderstein, worauf bloß der Name des verstorbenen Hundes eingehauen ist.

Zu den vorzüglichen Lieblingshunden des Königs gehörte die Biche, die ihn überall in seinen ersten Feldzügen begleitete. Bei einer Gelegenheit, wo er sich allein zu weit gewagt hatte, und plötzlich auf einen Trupp Panduren stieß, war er genöthigt, sich in einen Graben unter einer Brücke zu stellen, wo er vor jedermann verborgen war, nur daß er nichts anders vermuthen konnte, als daß sein kleines Windspiel ihn bei dem Geräusche der Pferde, die über die Brücke trabten, durch Bellen verrathen würde. Biche drängte sich aber, als kennte sie die Lage ihres Herrn, ganz dicht an ihn, und gab keinen Laut von sich. Der König begegnete bald darauf dem Generallieutenant von Rothenburg, dem er lachend die Biche als seine treue Freundin vorstellte. In der Schlacht bei Soor 1745 gerieth das Hündchen mit des Königs Gepäcke in die Hände der Östreicher. Die Generalin Nadasti nahm es zu sich, und mußte verschiedenemal darum ersucht werden, ehe sie sich entschließen

konnte, es wieder herauszugeben. Der König saß eben und schrieb, als Biche wiederkam. Rothenburg ließ sie leise, ohne daß es der König bemerkte, in die Thür hinein, und mit einemmal stand sie auf dem Tische vor dem Könige, und legte die Vorderpfötchen um seinen Hals. Der König freute sich so sehr, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Auch Biche hat ein kleines Denkmahl in Sanssouci bekommen, und ihre kleine Nachkommenschaft behielt der König bis an sein Ende um sich.

Doch nichts gleicht der Liebe, die der König für die Hündin Alkmene hatte. Als ihm nach Schlesien berichtet wurde, daß sie gestorben sei, befahl er, daß man ihren todten Körper in dem Sarge, in den sie gelegt worden war, zu Sanssouci in sein Bibliothekzimmer setzen sollte. Bald nach seiner Zurückkunft begab er sich dahin, und ließ seiner Traurigkeit freien Lauf. Er mußte sich zwar von dem verwesenden Körper losreißen, ließ ihn aber auf dem Platze des Hauses Sanssouci in diejenige ausgemauerte Gruft setzen, die er für seinen eignen Leichnam bestimmt hatte, ungeachtet er in der Folge nicht dahin kam.

Außer den Hunden, die um den König waren, hatte er auf dem potsdamer Schlosse und Jägerhofe noch eine Pflanzschule von 40, 50, ja wol von

80 Windspielen, die von zwei Jägern verpflegt wurden, deren einer zugleich ihren Arzt abgeben sollte.

c) Pferde.

Da der König fast täglich ritt *), so kann man leicht denken, daß auch Pferde seine Aufmerksamkeit an sich zogen. Er ritt gewöhnlich keine andere als englische Pferde, denen er, wenn er sie geritten hatte, einen Namen beilegte, der meistens von der Gestalt oder den Eigenschaften des Pferdes hergenommen war. Denn zuweilen gab er auch den Pferden Namen von bekannten Personen, und vier von den schönen Pferden, die er im Feldzuge 1762 gebrauchte, bekamen die Namen von den damaligen berühmtesten europäischen Ministern: Brühl, Choiseul, Kaunitz und Pitt, so wie das schönste von ihnen den Namen Cäsar. Er kannte alle seine Reitpferde genau, und verschenkte mehrere, theils wegen Alters, theils wegen einiger Fehler, theils wenn Remonte von neuen Pferden angekommen war, theils wenn er jemanden seine Gnade bezeigen wollte. Nur drei Pferde hat er aus besonderer Zuneigung bis an ihren Tod füttern lassen, nämlich den molwitzischen oder langen Schimmel, welcher in der Nacht nach der

*) S. 3.

Schlacht bei Mollwitz den eiligen Ritt nach Oppeln und wieder zurück machte, nach aller Berechnung wol an 14 Meilen, ohne Futter und beinahe ohne auszuruhen; den Cäsar, einen großen schönen Rothschimmel, welchen der König im Treffen bei Reichenbach in Schlesien, als die östreichische Armee das kleine Korps des Herzogs von Bevern aufheben wollte, und der König dasselbe befreite, darauf neun Tage nach einander — etwas ganz ungewöhnliches — und auch sonst sehr oft in dem siebenjährigen Kriege ritt; und den Cerberus, einen sehr schönen Rappen mit weißer Blässe und unten weiß an den Füßen, welchen der König während des siebenjährigen Krieges bloß auf Märschen, nie aber im Treffen ritt, weil er befürchtete, er möchte verwundet oder erschossen werden.

Man hätte auch fast sagen können, daß einige von den Pferden des Königs ihn besonders kannten. Er hatte einst beim Anfange der Exerzirzeit in Potsdam das Podagra. Dessenungeachtet ließ er dem Stallmeister durch einen Pagen befehlen, er sollte den faulen Schimmel, welchen er bei solchen Gelegenheiten zu reiten pflegte, so zureiten, daß er nicht die geringste widrige Bewegung machen müßte. Um recht sicher zu sein, erhielt es der Stallmeister in beständiger Bewegung, bis es

vorgeführt wurde. Aber es währte eine halbe Stunde, ehe der König aufstieg. Der faule Schimmel war ungeduldig, und wollte sich nicht beruhigen lassen, so daß man deshalb in einiger Verlegenheit war. Sobald er aber den König an der grünen Treppe erblickte, ward er zur Verwunderung der Zuschauer ganz ruhig. Beim Feuern hielt der König nur 5 oder 6 Schritte vor der Fronte, und wendete bloß, indem das Kommando »Feuer!« geschah, das Pferd ein klein wenig. Ein so nahes unerwartetes Feuer hätte auch wol das frömmste Pferd zu einer kleinen Kapriole bewegen können; aber der faule Schimmel regte sich nicht.

d) Fremde Thiere.

Als Kronprinz, und auch in den ersten Jahren seiner Regierung liebte Friedrich die Affen, hielt verschiedene in seinen Zimmern, ließ sie sonderbar kleiden, und gab ihnen eigne Namen. Diese Thiere gehorchten seiner Stimme und seinen Befehlen, da sie hingegen ihre Wärter und die königlichen Bedienten wenig oder gar nicht achteten. Einst hatte sich ein Affe losgemacht, und unter einen behängten Tisch verkrochen. Der König glaubte, er wäre im Vorzimmer, öffnete die Thüre, und rief: Nun, Herr Hofrath! will Er heraus? Ein Kanzleibedienter, der gerade in dem

Vorzimmer stand, weil er dem Könige etwas überreichen sollte, glaubte, der Zuruf gelte ihm, und trat daher mit vielen Verbeugungen näher zum Könige. Dieser war über seine Erscheinung verwundert, und sagte: Ihn hab' ich nicht gemeint; doch, es sei darum. Er mag Hofrath sein! Und der Mann ward wirklich Hofrath. —

Aber von andern fremden oder wilden Thieren war er kein Liebhaber. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung erhielt der berliner Kaufmann Demissy von seinem Sohne, der sich zu Livorno ansäßig gemacht hatte, ein Schreiben an den König, nebst einem vortreflichen Tiger. Er überreichte beides, und der König dankte ihm dafür in einem Handschreiben. Er sagte darin: Ich freue mich, daß Er an Seinem Sohne Freude erlebt, und für dessen Achtung bin ich ihm verbunden. Ich nehme zwar dessen Geschenk an; da ich aber kein Liebhaber von reißenden Thieren bin, so habe ich mit dem Tiger meinem Vetter, dem Markgrafen Karl, ein Geschenk gemacht.

Des Königs Schwester, die Königin von Schweden, schickte ihm einige Rennthiere, nebst Lappländern, die solche regieren mußten, zum Geschenk. Da sie im Winter ankamen, so mußten sie vor

dem Könige auf dem berliner Schloßplatze mit den Thieren fahren. Der König fand Vergnügen daran, klopfte den Lappen auf die Schultern, und sagte mit vergnügter Miene vielmal hinter einander: Lappländer! Lappländer! Diese Leute konnten sich aber an das hiesige Klima nicht gewöhnen, und wurden daher wieder nach ihrem Vaterlande zurückgeschickt. Die Rennthiere brachte man nach Grunewald, wo sie aber auch bald starben.

e) Garten.

Von seiner Liebhaberei am Obste ist schon oben geredet worden *). So konnte er auch in seinen Gärten die freiwillige Vegetation gut leiden, und sah nicht gern, daß man etwas wegnahm, wenn es auch nicht sonderlich aussah. In den bleiernen vergoldeten Bildsäulen im Garten von Sanssouci war das Blei an den Stellen, wo das Regenwasser stehen blieb, bald verwittert. In der Lende einer Statüe war hierdurch ein großes Loch entstanden, worin sich etwas Erde gesetzt, und das Samenkorn eines Strauchs gekeimt hatte. Er befahl ausdrücklich, daß dieser Strauch bleiben sollte.

Ebendaselbst hatte in einem Bassin in der wenigen Erde zwischen ein paar Quadersteinen das

*) S. 14.

Samenkorn eines Baums Wurzel geschlagen, und war nach und nach ziemlich hoch geschossen. Der König befahl ausdrücklich, diesen Baum zu pflegen, und als derselbe einmal von dem Winde umgebeugt wurde, befahl er, ihn mit einer Stange zu stützen.

Einst traf er von ungefähr bei seinen Spaziergängen im Garten einen Gärtner, welcher von einigen marmornen Statüen das Moos, das sich daran gesetzt hatte, abreiben wollte. Der König fragte ihn verdrießlich: was er da mache? Der Gärtner sagte: »er wolle es abreiben, weil sonst die Statüen gar zu alt und unförmlich aussähen.« Laßt es doch sein, — sagte der König; — wollt Ihr denn nicht auch alt werden?

f) Jagd und Spiel.

Jagd und Spiel, die gewöhnlichen Vergnügungen großer Herren, liebte Friedrich nicht, und niemals ging er aus Neigung auf die Jagd. »Die Jagd,« sagt er an einem Orte seiner Schriften so wahr als schön, »ist eins der sinnlichsten Vergnügen, das zwar den »Leib in starke Bewegung bringt, aber das Ge»müth leer läßt. Es ist eine heftige Begierde, ein »Thier zu verfolgen, und eine sehr grausame Freu»de, es zu tödten. Es ist ein Zeitvertreib, welcher »zwar den Körper abhärtet, hurtig und gelenk

»macht, der aber auch den Geist nicht befriedigt. Ich »weiß gar wohl, daß wir grausamer und reißender »als wilde Thiere sind, und daß wir sehr tyran»nisch mit dieser uns verliehenen Herrschaft über »diese armen Kreaturen verfahren. Kann uns aber »etwas Vorzüg evor den Thieren geben, so ist es unse»re Vernunft; allein gemeiniglich sind diejenigen, wel»che starke Jäger sind, mit nichts als mit Pferden, Hun»den und andern Geschöpfen der Art beschäftigt. Dies »macht sie rauh und hartherzig, und man muß be»fürchten, daß sie auch unbarmherzig mit Men»schen umgehen werden. Denn wer mit kaltem »Blute ein unschuldiges Thier martern kann, der »kann unmöglich mit dem Schicksale seiner Neben»menschen Mitleid haben. — Ist dies wol für »denkende Menschen eine anständige Beschäftigung? »Daß es dem Landesherrn erlaubt sei, zu jagen, »ist immer zu verzeihen, wenn es *selten* geschieht, »und wenn er es deswegen thut, um sich von sei»nen ernsthaften und oft traurigen Beschäftigungen »zu erholen. Es wäre unbillig, einem Regenten »alle Vergnügungen zu untersagen. Aber was ist »wol für einen Fürsten größeres Vergnügen, als »*gut zu regieren, seinen Staat blühend zu machen, den Fortgang aller nützli»chen Künste und Wissenschaften zu be»fördern und zu unterstützen*? Wer andrer »Vergnügungen bedarf, der ist zu bedauern!«

8. Lebensordnung.

Musterhaft war die Ordnung, wie Friedrich seine Zeit eintheilte, und wie er es sich zur Pflicht machte, auch nicht eine Stunde unnütz zuzubringen. Nachdem er im Sommer gewöhnlich um 4 und im Winter um 5 Uhr aufgestanden war, mußte der Bediente, der die Woche hatte, ihn rasiren und seine Haare zu rechte machen, welches nicht länger als höchstens 5 oder 6 Minuten dauern durfte. Nun erhielt er die Briefe, die aus den sämmtlichen preußischen Staaten an ihn eingelaufen waren. Diejenigen, welche von bekannter Hand waren, und den meisten Reiz für ihn hatten, behielt und las er, die übrigen schickte er an die geheimen Kabinetsräthe, damit ein Auszug aus denselben gemacht würde. Dann trat der Adjutant des ersten Bataillons Garde herein, und übergab dem Könige den Rapport von allen Personen, die zu Potsdam ein- und auspassirt waren. War darunter ein ihm auffallender Name, oder ein ihm bekannter Mann, so befahl er dem Adjutanten, daß er ihn um eine bestimmte Stunde zu ihm bringen sollte, ertheilte auch noch andre Befehle, und entließ ihn. Nun ergriff er die vorher schon aufgeschraubte Flöte, spazierte von einem Zimmer in das andre, und phantasirte gewöhnlich. Er sagte einst zu d'Alembert, da er mit ihm über

Musik, und über die Wirkungen der Seele redete, daß er während dieses Phantasirens oft allerlei Sachen überlege, und nicht daran denke, was er spiele; daß ihm aber während des Phantasirens schon oft die glücklichsten Gedanken, auch über Geschäfte, eingefallen wären! — Ungefähr um 10 Uhr ließ er sich von den Kabinetsräthen den Auszug aus den an ihn eingelaufenen Briefen und Bittschriften überreichen, und sagte ihnen, was auf jeden Brief geantwortet werden sollte. Hierauf kamen die Generale und andre Stabsoffiziere von seiner Suite; mit diesen unterhielt er sich von Neuigkeiten, Staatssachen, militärischen Dienstangelegenheiten, sagte ihnen Plane zu Manövres, ꝛc.; dann ritt er spazieren, welches aber wöchentlich nur dreimal geschah, die andern Tage ritt er zur Parade, besah die Truppen, kommandirte selbst, machte Manövres mit ihnen, und ließ sie bei sich vorbei defiliren. Wenn schönes Wetter war, mußte seine Garde wöchentlich zweimal ausrücken, ihr folgten noch einige andre Regimenter, und diese exerzirte er selbst eine Stunde lang außerhalb der Stadt. Dann besah er in Begleitung eines Pagen oder Adjutanten die neuen Gebäude, und ging darauf nach Sanssouci zurück, wo er diejenigen fand, die er zur Tafel hatte einladen lassen. Nun ging er mit einem oder dem andern,

den er anredete, im Garten, oder bei schlechtem Wetter in der Gallerie herum bis zwölf Uhr, und dann zur Tafel. Bis gegen halb vier Uhr wurde gespeiset, und dann begab sich der König weg, um mit denjenigen zu sprechen, die er hatte bestellen lassen. Hierauf stellten sich die Kabinetsräthe wieder ein, und legten dem Könige die Antworten auf die erhaltenen Briefe vor, welche er alsdann durchlas und unterschrieb. Diese unterzeichneten Antworten blieben beim Könige, wo sie in seiner Gegenwart versiegelt und weggeschickt wurden.

Um 6 Uhr waren alle Geschäfte vorbei. Der König spielte alsdann entweder auf der Flöte, und ließ sich bisweilen akkompagniren, oder er gab Konzert, wozu aber ohne seine ausdrückliche Erlaubniß niemand gelassen wurde. — Dies dauerte bis 7 Uhr, und dann ging er im Sommer bis um 8 Uhr spazieren; im Winter ließ er sich die neuesten französischen Schriftsteller vorlesen. Oft nahm er dem Vorleser das Buch aus der Hand, und las selbst eine halbe Stunde laut. Dann ging er in sein Schlafzimmer, wo er seine Freunde fand, mit welchen er vertraulich sprach, bis die Stunde kam, da er gewöhnlich zu Bette ging. Nur im Frühjahr, Sommer und Herbst machten bald die Waffenübungen der Soldaten, bald die Reisen Veränderungen in dieser Ordnung seiner Geschäfte.

Bei dieser Einförmigkeit des Lebens hätten gewiß Viele Langeweile gehabt. Nicht so Friedrich. Einst fragte jemand den Lord Marschall: ob er in Sanssouci nicht Langeweile habe? »Wie sollte ich die Unverschämtheit oder das Herz haben, — antwortete er — von Langerweile geplagt zu werden, da mich das seltne Beispiel eines Königs umschwebt, der nie Langeweile hat?« Der König selbst fragte einst einen Gelehrten, den er schätzte: Was ist Langeweile? Der Gelehrte antwortete: »Ew. Majestät werden vielleicht an sich selbst die Erfahrung machen, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, die übrigen europäischen Höfe zu besuchen.«

So wie Friedrich seine Tageszeiten nach einem festen Plane zwischen Arbeit und Erholung getheilt hatte, so war auch das ganze Jahr zu gewissen Geschäften eingetheilt. Einige Tage vor Weihnachten begab er sich aus Potsdam nach Berlin, und nahm die Neujahrsgratulationen anfangs in Person an. In den letzten Lebensjahren aber ließ er den glückwünschenden Offizieren von der berlinischen Garnison bei der Parole zum Neujahre Gesundheit, langes Leben, baldiges Avancement, und oft auch mehrere Applikation im Dienste — wünschen. Während des Karnevals, wo er Opern, Redouten, Bälle und Gastmähler gab und

geben ließ, und auch Vormittags die großen Wachtparaden besuchte, wurde der 18te Januar, zum Andenken der Krönung Friedrichs des Ersten, 1701, und als der Geburtstag seines Bruders Heinrich, mit der größten Pracht gefeiert. Bei Hofe wurde an diesem Tage von dem goldnen Service gespeiset, und die Königin und Prinzessinnen legten dann die prächtigen Kleider an, welche sie jährlich vom Könige zum Geschenk erhielten.

Noch vor dem 24sten Januar, seinem Geburtstage, begab er sich in aller Stille nach Potsdam. Oft erlaubte er zwar Prinzen und Generalen aus fremden Garnisonen, den ferneren Karnevalslustbarkeiten beizuwohnen; doch war er zuweilen so eigen, daß er ihnen bei seiner Abreise zu verstehen gab, er werde es gern sehen, wenn sie sich nach ihren Provinzen und zu ihren Regimentern begäben. Bei einer solchen Gelegenheit sagte der König einst über der Tafel zu den anwesenden Generalen: er werde vier Tage früher nach Potsdam gehen; dies solle aber niemanden hindern, an den noch bevorstehenden Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Zugleich äußerte er gegen die meisten Fremden, er erlaube ihnen, noch einige Tage in Berlin zu bleiben. Zu dem Prinzen von Nassau-Usingen, der ein Füselierregiment in Burg hatte, sagte der

König nichts; der Prinz wollte deshalb nähere Erklärung haben, und schrieb, um recht sicher zu gehen, an den König: er werde an eben dem Tage, an welchem S. M. nach Potsdam gehen würden, zu seinem Regimente zurückkehren. Der Prinz erwartete, er würde Erlaubniß bekommen, noch länger in Berlin bleiben zu dürfen. Allein der König antwortete ihm: Daß Ew. Liebden den 10ten dieses schon zum Regimente zurückkehren wollen, sehe ich recht gern, und ist solches nützlich. Ich werde auch früher, als gewöhnlich, nach Potsdam reisen. Sehr gut ist es, wenn der Vater bei seinen Kindern ist; denn das verhindert, daß sie nicht außer Zucht und Ordnung kommen. — Der Prinz mußte gehorchen, obgleich es ihm sehr unangenehm war, den Hof schon so bald verlassen zu müssen.

Während der Karnevalszeit mußte täglich der Hauptmann von der Schloßwache um 9 Uhr Abends Rapport von Allem abstatten, was in der Residenz ein- und auspassirt war, und was sich sonst ereignet hatte. Die wachthabenden Offiziere an den Stadtthoren waren zu dem Ende angewiesen, dies alles an den wachthabenden Hauptmann von der Schloßwache zu berichten, welcher dann dergleichen Anzeigen sammelte, eine genaue Generalspezifikation

tion davon anfertigen ließ, und sie dem Könige zur gedachten Zeit überbrachte. Dadurch, und durch den besondern Befehl, daß während der Karnevalszeit die Schloßwache von allen Kapitains der berlinischen Regimenter nach und nach bezogen werden sollte, lernte der König seine Offiziere kennen, und war im Stande, ihre Fähigkeiten zu beurtheilen.

Der Hauptmann ließ sich im Vorzimmer melden, und mußte dann in des Königs Zimmer kommen. Der König befand sich in seiner gewöhnlichen vollständigen Kleidung, und hatte den Degen an der Seite. Er empfing darauf den Rapport, sah ihn durch, fragte den Offizier nach seinem Namen, seiner Familie, Dienstzeit, welche Kampagnen er mitgemacht, u. s. w. Waren Rekruten einpassirt, so wollte der König wissen, was es für Landsleute wären? welche Größe sie hätten? und zu welchen Regimentern sie kommen würden? Hauptsächlich kam es aber auf die Laune des Königs an. War diese gut, so that er detaillirte Fragen an den Offizier, und prüfte dadurch die Geistesgegenwart desselben. Er fragte z. B. wie viel das Getreide gelte? wie hoch der Wasserstand wäre? — (Ein Offizier, den er einmal fragte: ob das Wasser hoch stände? antwortete: »nicht so hoch wie im vorigen Jahre.« — Im vorigen Jahre

hatte das Wasser eine ungewöhnliche Höhe. — Der König lächelte, und antwortete: Ja, da hat Er Recht; das weiß ich;) — oder er erkundigte sich nach den Familien und deren Vermögensumständen, die der König oft besser kannte, als sie selbst. — Er war oft mit einer bloßen Antwort zufrieden, wenn sie gleich nicht auf seine Frage paßte, und nur Gegenwart des Geistes verrieth. Konnte ihn jemand durch Witz oder Scharfsinn überraschen, so war gewiß sein Glück gemacht. Er bemerkte einen solchen Mann sehr genau, und zog ihn bei einer Gelegenheit hervor, wo er es am wenigsten vermuthete. Aber diejenigen verfehlten gewiß ihren Zweck, die sich auf vermuthliche Fragen des Königs gefaßt machten, und vorher mit ihm in Gedanken sprachen. — Denn gemeiniglich legte er ihnen Fragen vor, auf die sie nur vermöge einer natürlichen Geistesgegenwart schicklich antworten konnten.

In Potsdam, wo der König am Ende des Märzes oder im Anfange des Aprils sein Sanssouci bezog, entwarf er nun die Plane zu den künftigen Revüen und Manövres, oder sah, wenn er dies andern aufgetragen hatte, sie durch, und änderte das Nöthige darin ab. Im Februar ging das Exerziren in der ganzen Kurmark, im Herzogthum Magdeburg und in Pommern zu gleicher

Zeit an. Wenn die Beurlaubten zu den Regimentern in Potsdam gekommen waren, so nahmen sie ihre Übungen vor den Thoren vor; denn der König hielt darauf, daß der Soldat, so oft es die Witterung verstattete, in die freie Luft kam, und pflegte oft dabei gegenwärtig zu sein.

Im Anfange des Mai's hielt er nun Spezialrevüe über die potsdamsche und berlinische Garnison. Die Musterung der letztern geschah im Thiergarten, und dauerte gemeiniglich zwei Tage. Am ersten besah der König gewöhnlich 5 Infanterieregimenter, am zweiten die beiden übrigen, nebst den Husaren und Gensd'armes. Die Nacht vor der Spezialrevüe pflegte er zu Charlottenburg zu schlafen. Am ersten Tage besuchte er dann, nachdem er zuvor die öffentlichen Bauten besehen hatte, seine Schwester, die Prinzessin Amalie, bei der er auch speisete. Dann schlief er wieder auf dem Lustschlosse in Charlottenburg, und kehrte den folgenden Tag vom Exerzirplatze nach Potsdam zurück.

Den 15ten, 16ten und 17ten Mai war Revüe über die potsdamsche Garnison; den 18ten war Ruhetag; den 19ten speisete der König zu Mittage in Spandau, wo er die Infanterieregimenter Prinz Heinrich und Ferdinand besah. Von da ging er nach Charlottenburg, wo er übernachtete, und am folgenden Morgen hielt er über das itzige

von Malschitzkische Kürassierregiment und das von Kowalskysche Garnisonregiment im Thiergarten von Berlin die Spezialrevüe. Von diesem Platze ritt er nach den drei übrigen Regimentern hin, welche von Frankfurt an der Oder, Prenzlau und Königsberg in der Neumark zur berlinischen Revüe einrückten, und anfangs vor den Thoren der Residenz hielten, in den letztern acht Jahren des Königs aber sich im Lustgarten zu Berlin stellten. Wenn der König sie besehen hatte, so bezog er seine Zimmer auf dem Schlosse; es war Kour, und die sämmtlichen Ober- und Unteroffiziere der anwesenden Regimenter versammelten sich vor dem Schlosse, um die Parole zu empfangen, die der König selbst ausgab. An diesem Tage durfte sich kein Soldat anders, als in einer reinlichen Uniform, mit dem Seitengewehr und gepuderten Haaren in der Stadt, besonders in der Gegend des Schlosses, sehen lassen.

Nach der Tafel wurden die Dispositionen zum Manövre des folgenden Tages ausgegeben. Der König ging um 9 Uhr zu Bette, und stand des Morgens um 4 Uhr wieder auf. Die Grenadierbataillone des rechten Flügels vom ersten Treffen waren vor dem Schlosse aufmarschirt, und fingen, sobald der König das Pferd bestiegen hatte, sich in Marsch zu setzen an. War der König mit seiner ansehnlichen Begleitung vor dem hallischen

Thore *) angelangt, so ließ er die Kavallerie besonders manövriren, indeß die Infanterie herbeirückte, und vor ihm aufmarschirte.

Im Jahre 1783 war der König ganz allein, ohne alle Begleitung, auf dem Zentrum des Revüefeldes, und ließ die Kolonnen vor sich aufmarschiren. Da nun diesmal besonders bei den fremden Regimentern viele Fehler vorfielen, so ritt er sehr oft mit dem größten Eifer in die Züge hinein, und brachte alles selbst wieder in Ordnung. Unterdessen hielt sein Gefolge, unten im Grunde, bei dem Dorfe Schöneberg, ohne an dem, was vorging, den geringsten Antheil zu nehmen.

Sobald nach dem Signalschusse aus der sogenannten Lärmkanone, welche gemeiniglich der Generallieutenant von Wartenberg kommandirte, die Linien der beiden Treffen Fronte gemacht hatten, ritt der König dieselben hinauf, und richtete sie selbst. Hierauf folgten die übrigen vorgeschriebenen Evoluzionen.

*) Einmal nahm der König das Revüefeld vor dem bernauer und landsberger Thore; weil es aber daselbst der Kavallerie an dem nöthigen Wasser fehlte, so wählte er in der Folge den Platz vor dem hallischen Thore wieder. Den Schaden, der an den Feldfrüchten angerichtet wurde, vergütete er stets nach der Taxe, welche eine dazu bestellte Kommission angab.

An dem dritten Revüetage wurden jedesmal vorzügliche Manövres gemacht. Entweder wurde ein Dorf bestürmt oder eingenommen, oder der Feind aus einem Walde oder vortheilhaften Posten vertrieben, oder Quarree's und Retiraden formirt, wobei die Kavallerie viel zu thun bekam. Gern sah der König die Menge Menschen, die aus Berlin und von benachbarten und entfernten Gegenden herbeikamen, um seine militärischen Schauspiele anzustaunen, wenn schon ihre Dreistigkeit außerordentlich weit ging, und sie sich bis in die Züge der Infanterie und unter die Kavallerie mischten, wodurch auch mancher zu Schaden gekommen ist. Und wenn auch reitende Jäger befehligt waren, die Zuschauer in gehöriger Entfernung zu halten, so litt es der menschenfreundliche König doch niemals, daß sie den geringsten Menschen unanständig oder hart behandelten, und, wenn dies ja bisweilen geschehen sein mag, so war es doch wider seinen Willen.

Sobald am dritten Tage die Manövres geendigt waren, verließ er oft, ohne die mindeste Begleitung, das Revüefeld, nahm noch hier und da von den kommandirenden Generalen und Offizieren, die ihm begegneten, freundlich Abschied, ritt nach dem Dorfe Schöneberg, wo sein Wagen bereit stand, und kehrte nach Potsdam zurück. Hier

hielt er einen Ruhetag, und den Tag darauf reiſete er zur magdeburgiſchen Revüe ab. Sein Quartier nahm er jedesmal in dem Dorfe Körbelitz bei Pitzpuhl, wo die Truppen im Lager ſtanden.

Der König beſchäftigte ſich, wenn er in die Provinzen kam, nicht allein mit den Soldaten, ſondern beobachtete auch andre Gegenſtände. Immer mußten die Landräthe *), Beamten und Forſt-

*) Beſonders foderte der König auf ſeinen Reiſen von den Landräthen der Kreiſe einen genauen und umſtändlichen Bericht von der Verfaſſung des Landes. Im Junius 1783 verordnete er daher, wenn er in die Provinzen käme, ſollte jeder Landrath allemal auf der erſten Station, wo die Umſpannung in ſeinem Kreiſe geſchehe, perſönlich gegenwärtig ſein, und, wenn er auch nicht dazu aufgefodert werde, ſich dennoch melden, und dabei bereit ſein, dem Könige alle erfoderlichen Nachrichten promt und mit zuverläſſigem Detail anzugeben; 1) von dem Bevölkerungszuſtande des Kreiſes, der Anzahl der Menſchen nach Geſchlechtern und Alters, ingleichen dem Verhältniſſe derſelben gegen die Jahre 1756 und 1763. 2) von dem Viehſtande an Pferden, Rindvieh, Schafen und Schweinen; wie viel davon im Kreiſe ſelbſt gezogen, oder zum Bedarf angekauft werde? wie viel die jährliche Konſumtion davon auf dem Lande betrage, und wie viel folglich zum Verkauf übrig bleibe? auch, wohin es debitirt werde? wenn in den Kreiſen Vieh- und Fettweiden vorhanden ſind, wie groß die Anzahl des jährlich eingeſchaarten Weideviehes, und wie viel dafür an Gelde gewonnen ſei? 3) von der Konſumtion der Städte an Getreide, wie viel davon im Kreiſe ausgeſäet, wie viel davon in guten, mittlern und ſchlechten Jahren gewonnen werde? und wie

bedienten Nachricht von dem Zustande der Kreise geben. Dann ertheilte er ihnen Befehle zu nöthigen Verbesserungen, oder zur Abstellung von Mißbräuchen, Plackereien und Nachlässigkeiten. Außerdem sprach er in den Hauptstädten die Präsidenten und Direktoren der Kammern und Justizkollegien, die ihm einen konzentrirten Bericht von dem Zustande der Provinzen abstatteten. Stets fand sich bei diesen Gelegenheiten ein Schwarm von Supplikanten aller Art ein. Der König nahm ihre Bittschriften und Vorstellungen nicht allein an, sondern verfügte auch sogleich das Nöthige darauf. Und dies ganze Detail übersah der König selbst, und niemand von seinen Staatsbedienten hatte Gelegenheit, von diesen Arbeiten konzentrirte Nachrichten zu erhalten.

---

viel die Konsumtion des platten Landes, desgleichen der Betrag der Accise ausmache? 4) vom Retablissementswesen, in Ansehung der in den Jahren 1756 und 1763 vorhandenen, und seitdem wieder hergestellten wüsten Stellen; 5) vom Fabriken- und Kommerzienwesen der Städte. — Man sieht hieraus, daß das Amt eines Landraths nach Friedrichs Ideen nicht unbedeutend war, und einen Mann von Fleiß und Kopf erfoderte. Daher eiferte er sehr dawider, wenn junge und unerfahrne Leute zu Landräthen angesetzt waren, und befahl, niemanden dazu vorzuschlagen und zu wählen, der nicht wenigstens 35 Jahre alt wäre; auch schlug er selbst gute Offiziere, die in der Armee nicht mehr dienen konnten, dazu vor.

Nach der magdeburgiſchen Revüe kehrte er wieder nach Potsdam zurück, ruhete einige Tage aus, und ging dann den erſten Juni nach Küſtrin. Hier langte er um 10 Uhr des Morgens an, beſah Nachmittags die drei neumärkiſchen Dragonerregimenter von Lottum, Thun und Götze, und hielt am folgenden Morgen Revüe. Da die Neumark durch den ſiebenjährigen Krieg außerordentlich gelitten hatte, ſo hielt er ſich hier bei manchen Gegenſtänden länger auf, als anderswo. Die Kietzer zu Küſtrin hatten ſich die Gerechtſame erbeten, den König zu bewachen. Er ſprach oft mit dieſen Leuten ſehr gnädig, und ſchlug ihnen ſelten ihre Bitten ab, deren ſie immer genug zu thun hatten.

Vom Revüefelde begab ſich der König ſogleich auf den Weg nach Stargard in Pommern, wo er um 1 Uhr Mittags ankam. Hier hielt er gleich nach ſeiner Ankunft, noch vor der Tafel, Spezialrevüe über die 5 pommerſchen Infanterie- und 4 Kavallerieregimenter, und ließ ſich Nachmittags die Rekruten und die Remonte vorführen. Die Revüe ſelbſt währte drei Tage.

Von Stargard ging der König nach Preußen, und beſah die dortigen Truppen bei Mockerau. Ehedem pflegte er gleich nach der berliner Revüe nach Küſtrin, und dann erſt nach Magdeburg, und von letzterm Orte öfters auch nach Braunſchweig

zu gehen, um seine Schwester, die Herzogin, zu besuchen; allein, nachdem er Westpreußen bekommen hatte, änderte er seine Reise auf die vorbeschriebene Art. Nach Ostpreußen kam er deshalb nicht, weil es ihm zuwider war, ein fremdes Territorium zu berühren; und dies wäre hier mit dem danziger Gebiete der Fall gewesen. Wenn aber der König ja dahin gehen mußte, so ließ er, sobald er auf das fremde Gebiet kam, die Fenstergardinen des Wagens herunter, damit er nichts sehen konnte.

War der König nun wieder nach Potsdam zurückgekommen, so hielt er die sogenannte Ministerrevüe. Sämmtliche Minister des Generaldirektoriums mußten dann vor ihn kommen, die Etats zum Unterzeichnen vorlegen, und die Überschüsse und Mängel der Etats anzeigen. Dann bekamen sie Befehle zu Meliorationen, Urbarmachungen, Neuerungen, Abänderungen, ꝛc. Nachher speiseten sie bei dem Könige, der dann gemeiniglich sehr munter war, und nach der Tafel Abschied von ihnen nahm. Am folgenden Tage ließ er den Generalregisseur de Launnay und den Generallieutenant von Wartenberg vor sich kommen, welche den Zustand ihrer Kassen anzeigten, und vom Könige die nöthigen Befehle empfingen.

Nun fing er an, das egersche mineralische Wasser

zu trinken, und nach dessen Genuß hielt er sich in den letzten Jahren einige Wochen in dem neuen Palais bei Sanssouci auf, wo er Besuch von seinem Geschwister annahm, und eine kleine Gesellschaft sogenannter Brunnengäste, als einen Kabinetsminister, einen General, und ein paar andre Personen bei sich hatte. In der Mitte des Augusts reisete er zur schlesischen Revüe ab, welche, die Reise- und Ruhetage mitgerechnet, vierzehn Tage währte. Am 20sten kam er zu Neisse an, und am 23sten, 24sten und 25sten war bei dieser Festung die Truppenmusterung. Am 25sten oder 26sten kam er in Breslau an, wo er sich gemeiniglich drei bis fünf Tage aufhielt. Er besprach sich mit seinem dasigen Finanzminister über die Finanzsachen, untersuchte die Festungswerke, und gab alle Mittage den Generalen und Obersten der Regimenter und dem vornehmen Adel große Tafel. Gegen das Ende des Augusts bezogen in der Gegend der Stadt die dasigen Truppen ein Lager, und die Musterung währte auch drei Tage.

Auch in Schlesien sprach er sehr viel mit den Einwohnern, besonders mit den Kaufleuten, und bekümmerte sich mit vieler Genauigkeit um den Zustand des Handels, und die Aufnahme und Verbesserung desselben. Als er auf seiner letzten Reise im Jahre 1785 am 17ten August zu Glogau an-

kam, nahm er gleich nach seiner Ankunft die Festungswerke in Augenschein, und machte in Rücksicht auf dieselben verschiedene Verfügungen. In Goldberg blieb er über Nacht. Am 18ten speisete er zu Hirschberg. Vor der Tafel wurden einige der angesehensten Kaufleute aus dem Gebirge zum Könige gerufen. Hierauf gingen fünf Kaufmannsältesten von Hirschberg, und zwei greifenberger deputirte Kaufmannsältesten, Lehmann junior und J. C. Prenzel, zum Könige ins Zimmer. Er unterhielt sich mit ihnen aufs gnädigste vom auswärtigen Handel nach Spanien, Nordamerika, Portugal, Italien, und auch über den inländischen Leinwandshandel. Er gab ihnen auch Erlaubniß, sich bei Vorfallenheiten an ihn selbst zu wenden, und fragte endlich: ob sie noch etwas zu erwähnen hätten? — Diese Gelegenheit ergriff der Kaufmann Lehmann, um dem Könige für das große Geschenk zur Wiederaufbauung der abgebrannten Stadt Greifenberg zu danken. Aber wahrhaft königlich antwortete Friedrich: Ihr habt gar nicht nöthig, mir deswegen zu danken; es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen. Dafür bin ich da!

Von Hirschberg ging der König über Bolkenhayn nach Schweidnitz, und gab dieser Stadt zur

Abschaffung der Schindeldächer 20,000 Reichsthaler. Am 19ten ging die Reise nach Friedeberg, Silberberg und Glatz. In Freyburg fragte der König den Bürgermeister: warum das vor ihm stehende angefangene Haus noch nicht fertig gebaut sei? — Der Bürgermeister erwiederte: »Es ist ein Armenhaus, woran nur dann fortgefahren werden kann, wenn die Bürger im Stande sind, Beiträge dazu zu entrichten.« Der König befahl hierauf, daß ihm der ganze Anschlag ins Lager nachgeschickt werden sollte, und sagte: Ich will Ihm das Geld sogleich schicken; das Haus muß dieses Jahr fertig werden, hört Er, dieses Jahr!

In den ersten Tagen des Septembers kehrte der König wieder nach Potsdam zurück, und hielt dann am 20sten dieses Monats das potsdamsche Herbstmanövre. Die hierzu bestimmten Regimenter waren: Infanterie 3 Bat. Garde, 2 Bat. Prinz von Preußen, 1 Bat. Rodich, 2 Bat. Alt-Bornstedt, 5 Bat. Braune, 1 Bat. Grenadiere von diesen beiden Regimentern, 2 Bat. Prinz Heinrich, das Grenadierbataillon aus Treuenbriezen, und die Fußjäger; Kavallerie 3 Esq. Garde du Korps, 5 Esq. Gensd'armes, 5 Esq. von Backhof, und 5 Esq. von Kalkreuth. Hierzu kam noch einige Artillerie aus Berlin, nebst dem nöthigen Geschütze,

und die reitende Artillerie aus Potsdam. Auf dieses Manövre freute sich der König stets ganz vorzüglich, und empfing die ankommenden Regimenter immer vor den Thoren der Stadt. Dies kriegerische Vergnügen kostete ihm zwar nicht wenig Geld, aber es hatte auch für die Armee sehr großen Nuzzen. Bei dieser Gelegenheit wurden nämlich viele Offiziere von der Armee aus allen königlichen Provinzen eingeladen. Sie konnten hier im Exerziren und Manövriren viel Neues sehen und lernen, und es dann den Regimentern, bei denen sie standen, wieder mittheilen. Daher kam es denn, daß sich die Armee in ihren Waffenübungen immer gleich blieb.

Als der König bei dem letzten Herbstmanövre im Jahre 1785 wegen seiner Kränklichkeit nicht zugegen sein konnte, so übertrug er die Ausführung seiner Befehle seinem Flügeladjutanten. Er selbst hatte die Disposition des Manövres auf dem Tische vor sich liegen, und folgte nach den Schüssen, die er hörte, mit dem Finger auf dem Papiere den auf dem Plane angedeuteten Märschen mit vieler Aufmerksamkeit nach, und man sah zugleich, wie viel Unzufriedenheit er darüber empfand, daß er nicht zugegen sein konnte. Nun sind sie hier, nun dort, — sagte er zu den Personen, die um ihn waren, mit der größten Lebhaftigkeit. — Bekam

der König Besuch, und wurden bei solcher Gelegenheit Feste gegeben, so ließ er sich dadurch in seinen ein- für allemal festgesetzten Geschäften ganz und gar nicht stören. Blieb ihm der Besuch zu lange, so empfahl er sich den anwesenden Prinzen oder Prinzessinnen selbst, unter dem Vorwande: er habe gehört, daß sie ihn verlassen wollten. Man verstand diesen Wink, wie man sollte. Wenn der König gnädig war, pflegte er dann einen andern Hof, entweder bei der Königin, oder bei seinen Herren Brüdern, zur Fortsetzung des Vergnügens vorzuschlagen. — Nun hatten die ins Große gehenden Geschäfte für dies Jahr ihr Ende, und der König zog gegen den Ausgang des Novembers auf sein Schloß in Potsdam.

II.

Gemüthscharakter Friedrichs des Zweiten.

1. Geisteskräfte.

Alle Geisteskräfte Friedrichs zeugten von einer nicht gewöhnlichen Stärke und Lebhaftigkeit; das Treffende seines Witzes, und die Gründlichkeit und Schnelligkeit seines Verstandes leuchten aus den unzähligen Beispielen hervor, die in dieser Sammlung seiner Geisteszüge zerstreut liegen. Hier nur folgendes Beispiel. Als er das Geräthe eines jeden Zimmers des neuen Schlosses auswählte, boten ihm mehrere Künstler ihre Arbeiten zum Kauf an. Unter andern zeigte ihm ein Uhrmacher eine Stutzuhr, auf welcher ein Mohr stand, der mit einem Hammer die Stunde andeutete, wenn es der Künstler befahl. Mehrere Personen erklärten es für ein undurchdringliches Geheimniß, wie dieses zugehe. Aber der König fragte den Künstler gleich: wo

er

er den Magnet habe, durch den er dieses Kunststück ausrichte? »Hier, Ihro Majestät,« antwortete er, indem er auf seine Brust zeigte.

Besonders war auch sein Gedächtniß außerordentlich stark, und wie man sagt, hatte er es durch den Gebrauch des weißen Senfs, wovon immer ein Theelöffel voll in seinen Kaffe gethan wurde, zu erhalten und zu verstärken gesucht. Folgende Beispiele zeugen von dieser Erinnerungskraft. Als dem Könige nach der Schlacht bei Leuthen viele gefangne östreichische Offiziere zu Breslau vorgestellt wurden, sprach er mit vielen über ihre Ältern, Großväter, Verwandten, und erkundigte sich nach so vielen besondern Umständen, daß alle, denen diese Ehre wiederfuhr, nicht zu begreifen wußten, woher der König so mannigfaltige Kenntnisse von Dingen habe, die sie kaum selbst so gut wußten.

Der Major B.. in B.. hatte während der ersten Feldzüge des Königs als Feuerwerker bei dem ersten Bataillon Garde gestanden, und sich des Königs ganze Achtung durch sein gutes und diensteifriges Betragen erworben. Zu einer Zeit, da die preußische Armee der östreichischen gegenüber stand, besuchte der König des Nachts, in einen Roquelaure eingehüllt und bloß in Begleitung eines Ad-

jutanten, oft die Vorposten, die Batterien und die Wachen. Bei dieser Gelegenheit kam er in einer Nacht auch zu der Batterie, bei welcher B.. stand, der sich ebenfalls den Schlaf entzog, um, wenn ja etwas vorfiele, sogleich bei der Hand zu sein. Der König bemerkte, der Batterie gegenüber, nach dem Feinde hin ein starkes Feuer, und wollte wissen: was das zu bedeuten habe? Niemand wußte es; B.. aber sagte: »Ew. Majestät, ich werde einen weißen Luntenstock gerade gegen das Feuer abschießen, so daß wir morgen genau wissen können, wo es gewesen ist.« Dies ließ sich der König gefallen. Am folgenden Morgen rekognoszirte man die Gegend, und fand eine Brandstelle und Spuren, daß hier ein starkes feindliches Piket gestanden habe. Dies Piket ließ dann der König des Nachts durch Kavallerie aufheben. Lange nach dem siebenjährigen Kriege besuchte der König das Zeughaus in B.., und fragte nach Kanonen, die er bei einer gewissen Gelegenheit dem Feinde abgenommen, und nach B.. geschickt habe. B.. erinnerte sich derselben sogleich, führte auch dem Könige besondere Umstände davon an, und zeigte ihm Kanonen, die daraus neu gegossen waren. Der König fragte: ist Er denn mit dabei gewesen, als die Kanonen erbeutet wurden? — »Ja,« antwortete B.. Aber, —

fuhr der König fort, — Er hat ja bei der Garde gestanden; weiß Er noch wol, wie Er mit dem weißen Luntenstocke das Feuer bezeichnete, wo das feindliche Piket stand, das ich nachher aufhob? B.. erstaunte über die Erinnerungskraft des Königs.

Als der König einst von Schlesien nach Berlin zurückkam, so stieg er am schlesischen Thore zu Pferde, und ritt die Köpenickerstraße hinunter. Im Anfange der neuen Jakobsstraße übergab ihm ein Mensch eine Supplik, und der König redete mit ihm. Dieses Gesprächs wegen hatte er vermuthlich aus der Acht gelassen, rechts in die neue Roßstraße seinen gewöhnlichen Weg zu nehmen, und ritt in die gerade auf die neue stoßende alte Jakobsstraße. Bald merkte er seinen Irrthum; er hielt still, und sagte: Hier war sonst ein Haus, wo man durchreiten, und nach dem Spitalmarkte kommen konnte. — Die Kinder, die ihn immer, wenn er ausritt, haufenweise begleiteten, schrieen gleich: »Ja, ja, Ew. Majestät! da müssen Sie aber etwas wieder zurückreiten! Kommen Sie, wir wollen Sie hinführen!« — Die Kinder sprangen voran, und führten ihn nach dem Thorwege des Hauses, der nach der neuen Grünstraße führt. Seit 30 oder 40 Jahren war der König in dieser abgelegnen Straße

nicht gewesen, und dessenungeachtet war ihm seit der Zeit das Haus im Sinne geblieben.

In einer Gegend der preußisch-westphälischen Staaten ist es seit den ältesten Zeiten gewöhnlich, daß die Unterthanen dem Amte, zu welchem sie gehören, in gewissen Jahrszeiten eine kleine Prästation an Gelde entrichten. Sie müssen deshalb oft zehn bis zwölf Meilen weit gehen, und werden dadurch von ihrer Arbeit und Hauswirthschaft abgehalten. Da hierüber manche Klagen und Beschwerden entstanden, so traf man endlich die Verfügung, daß diese Prästationen mit einem zu den Zinsen verhältnißmäßigen Kapitale abgekauft werden könnten. Es fanden sich daher von Zeit zu Zeit Personen, die sich durch dieses Mittel ihrer beschwerlichen Pflicht entledigten. Jeder solcher Fall ward dem Könige zur Bestätigung und Vollziehung vorgelegt. Kurz vor dem Ausbruche des baierischen Erbfolgekriegs geschah dies auch. Der König vollzog nichts, sondern schrieb an den Rand der Immediatvorstellung: Was will man mit dem Gelde machen? — Da zu eben der Zeit die Armee aufbrach, und alles unruhig wurde, so konnte man diese Frage nicht sogleich beantworten. Nach Endigung des Krieges kam wieder ein ähnlicher Fall vor, und der König vollzog nicht, sondern schrieb wieder auf die Vorstellung: Ich

habe schon einmal gefragt, was mit dem Gelde vorgenommen werden soll? — Nach so vielen Zerstreuungen eines Feldzuges solche Kleinigkeiten zu behalten, verräth ohne Zweifel ein äußerst treues Gedächtniß.

Bei Gelegenheit der jährlichen Musterung der Truppen in Preußen trat eine Frau den König an, und bat ihn, er möchte doch ihrem Sohne, der bei der Garde in Potsdam stand, Urlaub geben, damit er sie besuchen könnte. Der König antwortete ihr: Das geht nicht an! Als er nach Potsdam zurückkam, bestellte er dem Soldaten einen Gruß von seiner Mutter, und versicherte ihm, daß sie sich noch recht wohl befinde. Als der König im folgenden Jahre sich wieder in Preußen befand, trat ihn die Frau zum zweitenmale an. Er erkannte sie augenblicklich, ließ sie nicht zu Worte kommen, und versicherte ihr, ihr Sohn sei gesund, und es würde ihm lieb sein, wenn sie nach Potsdam kommen und ihn besuchen wollte.

Als man wegen des Baues der sogenannten Friedrichsbrücke, die nach Monbijou führt, dem Könige Anträge machte, antwortete er: Da ist nie eine Brücke gewesen! Vielleicht erinnerten sich nur Wenige, daß der König wirklich Recht hatte, indem diese Brücke erst zur Bequemlichkeit

der Königin Mutter angelegt worden war, damit sie näher zu ihrem Lustschlosse gelangen könnte.

2. Sprachenkenntniß.

Die meiste Fertigkeit hatte der König in der französischen Sprache erlangt. Seine Oberhofmeisterin Marthe dü Val de Rocoules, und sein französischer Lehrer dü Han de Jandün hatten den Grund dazu gelegt, auf welchen der König bei dem Umgange mit andern Franzosen, und dem beständigen Lesen französischer Schriften so gut fortbaute, daß man ihn leicht für einen gebornen Franzosen hätte halten können, wenn er nicht gegen die Aussprache etwas angestoßen hätte. Auch rühmte sich Herr Cornaud, der, als der König noch Kronprinz war, die Offiziere seines Regiments unterrichten mußte, den Prinzen in der französischen Sprache unterwiesen zu haben. Denn, wenn sich sonst jemand ein Ansehn zu geben suchte, und dabei sagte: »er habe dem Könige gedient,« so fuhr Cornaud auf, und sagte mit großer Lebhaftigkeit: »Was? die Leute rühmen sich, dem Könige gedient zu haben? Wie haben sie ihm gedient? — Mit der Bürste? Ich aber habe dem Herrn am Körper gedient, und habe seine Seele gestärkt.« Der König machte ihn beim Antritte seiner Regie-

rung zum Forstschreiber in Alt-Ruppin, mit dem Titel eines Forstraths.

Von der lateinischen und italienischen Sprache wußte er etwas, was aber mit seiner Kenntniß der französischen Sprache nicht verglichen werden kann. Er schrieb, wie die meisten großen Herren, sehr unorthographisch, weil es ihm mehr um die Sachen als um die Worte zu thun war. Seine Unterschrift war indeß sehr auszeichnend. Im Teutschen bestand sie aus einem flüchtigen Zug der zusammenhängenden Buchstaben F, d, und ch, welcher in den ersten Regierungsjahren ziemlich groß war, und gemeiniglich den ganzen leeren Raum der Kabinetsschreiben und Befehle ausfüllte. Aber in den letzten Lebensjahren ward dieser Namenszug immer kleiner, und da er mit zitternder Hand gezogen war, gekritzelt und undeutlich. Im Französischen schrieb der König seinen Namen Féderic, vielleicht weil er Geschmack an dem italienischen Féderico gefunden hatte.

3. Gelehrsamkeit und Achtung der Gelehrten.

Daß sich der König sehr viele und verschiedenartige Kenntnisse gesammelt habe, läßt das stets rege Bestreben seines Geistes schon vermuthen, und

dies beweisen auch seine Schriften, die, man mag sie in politischer, philosophischer, historischer oder ästhetischer Hinsicht betrachten, ewig bleibende Denkmahle seines hellen Verstandes und trefflichen Herzens bleiben werden.

Weniger hatte er sich um die mathematischen Wissenschaften bemüht. Er fragte einmal den berühmten Maupertuis: was die Infinitesimal- und Differentialrechnungen eigentlich wären? — Maupertuis sagte ihm die gewöhnlichen Erklärungen, und wollte eine kleine Erläuterung beifügen. Der König verstand ihn aber nicht, und verlangte, nach einigen Zwischengesprächen, er sollte sich völlig deutlich erklären. Maupertuis versetzte: »Sire, das geht nicht! Die höhere Mathematik ist wie das Geheimniß der Freimaurer. Durch Erzählen erfährt man es nicht, sondern man muß sich einweihen lassen, um es völlig zu begreifen.« So! — rief der König lächelnd aus, — dann mag ich die höhere Mathematik lieber nicht lernen; denn ich merke an mir, daß das Einweihen nicht jedermann hilft! —

Doch erhielt der Professor der Mathematik am joachimsthalschen Gymnasium, Naudé, eine der ersten Pensionen. Der König verlangte als Kronprinz

einen leichten und faßlichen Begriff von der Algebra. Der Geheimerath dü Han schlug Naudé dazu vor, welcher auch eine ganz kurze und gedrängte Übersicht dieser Wissenschaft auf einem Blatte übersandte, die der König sehr faßlich fand, und worüber er sich freute. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so gab er ihm einen Gnadengehalt von 600 Thalern, und versprach dabei, künftig noch auf eine bessere Art für ihn zu sorgen. Naudé erlebte aber dies letztere nicht, sondern starb bald.

Seine Wißbegierde hatte ihn auch auf genealogisch-historische Untersuchungen über die adeligen Familien in den preußischen Staaten geleitet, und er wußte sehr genau, ob und wie sie seinen Vorfahren gedient hatten, oder ihnen zuwider gewesen waren; und darnach maß er bisweilen seine Gnade und Ungnade gegen sie ab. Auch war es ihm bekannt, wie die Regimenter in seiner Armee seit den ältesten Zeiten gedient hatten. Oft sagte er daher von dem ehemaligen herzoglich-bevernschen Regimente (itzt von Owstien), welches sich während des spanischen Erbfolgekriegs in Italien besonders hervorgethan hatte: Dies Regiment hat dem Hause (Brandenburg) viel Ehre gemacht. — Ein Kavallerieregiment hatte zu König Friedrichs des Ersten Zeiten einen Aufstand erregt, und dies war die Ursache,

warum es der König, ungeachtet es nachher sich oft brav verhielt, nie recht leiden konnte. Bei einer Revüe theilte der König die Disposition zum folgenden Manövre aus, ohne daß der Chef des erwähnten Regiments das geringste davon erfuhr. Anfangs war dieser darüber verlegen; doch erkundigte er sich, was der König zu machen befohlen habe. Am Tage des Manövres versteckte er sich nun mit dem Regimente in einen Busch, fiel der Armee des Königs unvermuthet in die Flanke, und rückte in voller Karriere bis zur Tete vor, wo sich der König befand. Als dieser das Regiment so unvermuthet anrücken sah, rief er: Kanonen her! Kanonen her! — Der General aber sagte: »Lassen Ew. Majestät nur die Kanonen weg, denn sie können Ihnen zu nichts dienen.« Dies Manövre überraschte den König; aber es änderte seine widrige Meinung von dem Regimente nicht. — Bei einer andern Gelegenheit äußerte sich diese noch deutlicher. Als der König das Regiment die gewöhnlichen Manövres hatte machen lassen, sagte er zu dem Chef: Das Regiment reitet äußerst schlecht; es taugt gar nichts! — »Aber bei Torgau taugte es doch wol?« — antwortete der General. Das ist wol wahr, — erwiederte der König; — aber es ist doch ein rebellisches Regiment. —

So dachte der König; und daher darf man sich nicht wundern, warum einige Familien in seinen Diensten nicht ihr Glück machten. Ursachen waren stets dazu vorhanden, aber Wenige kannten sie.

Der König glaubte auch, Kenntnisse von der Heilkunde zu besitzen, und theilte daher in Krankheiten gern seinen Rath mit, verschrieb auch Rezepte, deren Befolgung aber den Kranken wol nicht immer zuträglich gewesen sein möchte. Er prüfte die Ärzte, welchen er sich in seinen Krankheiten anvertrauen wollte, ingleichen die Regimentswundärzte, selbst, und legte ihnen Fragen über die Behandlung verschiedener Krankheiten, besonders der Fieber, vor. Die Rhabarber hielt der König für ein gutes medizinisches Mittel, und empfahl sie oft. Im siebenjährigen Kriege begegnete ihm in Sachsen eine Menge Wagen mit Kranken. Er hörte auf sein Befragen, daß sie mit dem Durchfalle behaftet wären. Was gibt Euch denn der Feldscherer davor? fragte er die Kranken weiter. — »O!« erwiederte einer von ihnen, ein Märker, »he geft uns sonne geele Pulver, da wert et ümmer ärger darna« *).

*) Er gibt uns solche gelbe Pulver. Da wird es immer ärger darnach.

Nein, nein, — fuhr der König fort, — das ist schon recht! Es wird Rhabarber sein. — »Ja!« schrieen alle. Das ist sehr gut, — sagte darauf der König; — dabei bleibt nur, so werdet Ihr besser werden.

Seine Urtheile von den Gelehrten machte er nach dem Eindrucke, den ihre Schriften auf ihn gemacht hatten; aber auch hier zog er, wie man leicht vermuthen kann, die französischen, italienischen und englischen Schriftsteller den teutschen vor, ungeachtet er auch öffentlich bekannte, daß es der teutschen Nation nie an Geist und Kopf gefehlt, und daß sie Männer habe, die sich die Vorzüge der Griechen und Römer, der Franzosen, Italiener und Engländer erwerben könnten. Daher wollte er auch zu Ämtern auf die Universitäten und Gymnasien in seinen Landen nur wirklich gelehrte und geschickte Männer haben. Sehr rühmlich ist es, daß der König gleich den sechsten Tag nach seinem Regierungsantritte wegen des berühmten Philosophen Wolfs an den Propst Reinbeck eigenhändig schrieb:

Ich bitte Ihn, sich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht, und sie liebt, muß in aller menschlichen Gesellschaft werth ge-

gehalten werden, und glaube ich, daß Er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolf hierher persuadirt.

Als der Professor der Arzneiwissenschaft Hofmann zu Halle, der 200 Thaler jährliche Besoldung gehabt hatte, 1766 gestorben war, fragte der damalige Kurator der Akademieen, der Staatsminister, Freiherr von Fürst, an, ob der König von dieser Besoldung dem Professor Böhmer (der nur 300 Thaler hatte), 100 Thaler, und dem Professor Junker (der gar keine Besoldung hatte), auch 100 Thaler bewilligen wollte? Der König schrieb an den Rand:

Wenn er habil ist, gut; aber wo es ein Esel ist, muß man einen andern suchen.

Wie viel der König aus der Beredsamkeit gemacht hat, beweiset folgender Vorfall. Als der am stettiner akademischen Gymnasium angestellte Professor der Beredsamkeit, Denso, im Jahre 1753 nach Wismar zum Rektorat des dasigen Gymnasiums berufen wurde, hielt man es für's beste, zur Verbesserung des Gehalts der Lehrer dieses Professorat nicht wieder zu besetzen, und die Lehrstunden und den Gehalt des abgegangenen Professors unter die übrigen Professoren zu vertheilen. Allein

der König, dem man das Reskript zur Unterschrift zuschickte, schrieb an den Rand:

Sie müssen einen guten *Professor eloquentiae* haben, der ist der allernöthigste.

In demselben Jahre hielt sich ein junger Mann von vielen Talenten in Berlin auf, der ein großes Geheimniß aus seiner Herkunft machte. Er hatte unter andern ein Werk geschrieben, das Voltaire und Montesquieu durchgesehen und gelobt hatten. Dieser Mann schrieb an den König: »Der Beifall jener Männer sei ihm nicht genug; der Beifall des Königs sei es allein, worin er seinen Ruhm und seine Ehre suche.« Friedrich antwortete ihm: Ihr seid zu difficile; die Namen, die Ihr mir da genannt habt, sind mehr als alle Könige in Europa. Ich nehme Euer Buch an, um meinen Namen mit den ihrigen vermischt zu sehen.

Mehreren Gelehrten, die ihm ihre Schriften zuschickten, bezeigte er seine Achtung und seinen Dank durch gnädige Schreiben. Der Konsistorialrath Brüggemann in Stettin übersandte 1784 dem Könige die beiden letzten Theile seiner pommerschen Topographie, und erhielt folgendes gnädige Schreiben dafür:

»Die Fortsetzung Ihrer pommerschen Topogra»phie rechtfertigt das günstige Urtheil vollkommen,

»welches man bei der Erscheinung des ersten Ban»des von Ihrem Plane gefället hat. Ich sehe »es gern, wenn sich die Gelehrten meiner Lande »mit solchen nützlichen Gegenständen beschäftigen, »und ich gebe den Bemühungen Beifall, womit »Sie den Ihrigen so unterrichtend als nützlich zu »machen suchen. Ich wünsche Ihnen fernern gu»ten Fortgang, danke Ihnen für das Exemplar »Ihres fortgesetzten Werks, und bitte Gott, daß »er Sie in seinen Schutz nehme.«

F.

Auch schätzte er die Bemühungen, die sich mehrere Männer in seinen Staaten um die Vervollkommnung der teutschen Sprache gaben, und machte also vieles von dem wieder gut, was er ehedem von dieser Sprache geurtheilt hatte. Dem verstorbenen Moritz schrieb er 1781: »Malten alle »teutschen Dichter, wie Ihr, in Euern mir zuge»fertigten Gedichten, mit so viel Geschmack, und »herrschte in ihren Schriften eben der Verstand »und Geist, welcher aus den beigelegten zwei klei»nen Briefsammlungen hervorblickt; so würde ich »bald meine landesväterlichen Wünsche erfüllt, und »die teutschen Schriftsteller an Würde und Glanz »den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. »Eure drei Schriften eröffnen mir dazu eine an»genehme Aussicht. Sie haben meinen völligen

»Beifall, und ich ermunkere Euch zu fernerer Ver»vollkommnung der vaterländiſchen Sprache als
»Euer gnädiger König.«

Der Profeſſor Heynatz in Frankfurt an der Oder erhielt ebenfalls, als er im Jahre 1785 dem Könige ſeine Anweiſung zur teutſchen Sprache zugeſchickt hatte, folgendes Kabinetsſchreiben: »Ich »danke Euch für das mir zugeſandte Exemplar »Eurer Anweiſung zur teutſchen Sprache. Dies »kleine Werk iſt ein neuer Beweis Eures Dienſt»eifers, weil Ihr darin den Anfängern nützlich »werden wollt. Wenn dieſe gleich anfangs gegen »die Sprachfehler verwahrt werden, ſo können ſie »es hernach mit weniger Mühe in dieſer Sprache »weit bringen; und was iſt rühmlicher für einen »Teutſchen, als rein teutſch ſprechen und ſchreiben? Ich »wünſche, daß Ihr dazu noch fernerhin viel beitragen möget, und bin Euer gnädiger König.«

So rühmlich aber auch Friedrich von den Schriften der meiſten Gelehrten ſprach, ſo gewannen ſie doch bei der perſönlichen Bekanntſchaft, die er mit ihnen machte, ſelten etwas; denn, wenn er nachher von ihnen ſprach, ſo wußte er mehr an ihnen zu tadeln als zu loben. Gellert war einer von den wenigen, von denen er auch nachher mit Zufriedenheit ſprach. Im ſiebenjährigen Kriege hatte er einſt ſein Winterquartier zu

Leipzig.

Leipzig. Er machte sich mit den berühmtesten Gelehrten bekannt, und trug dem Quintus Icilius auf, den Professor Gellert zu ihm zu holen. Man erfuhr folgendes davon.

Den 18ten Dezember 1759, Nachmittags um 3 Uhr, pochte jemand an des Professor Gellerts Thüre. Der Major Quintus Icilius trat herein, und sagte: »Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät, der König, verlangen Sie zu sprechen, und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen.«

Gellert. Herr Major, Sie müssen mir ansehen, daß ich krank bin. Es wird dem Könige an einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gelegen sein.

Der Major. Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus; ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mit zu gehen. Aber das muß ich Ihnen sagen: wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich. Ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie dann nicht besser sind, übermorgen; und das sofort, bis Sie ausgehen können. Entschließen Sie sich also, ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit; um 4 Uhr werde ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll.

Gellert. Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nach einer Stunde kam der Major wieder, und sie gingen nach dem apelischen (itzt thomasischen) Hause. In dem Vorzimmer fanden sie einige Personen, welche voll Freude waren, den Professor kennen zu lernen. Itzt aber ging die Thüre zu des Königs Zimmer auf. Sie traten ein, und blieben mit dem Könige die ganze Zeit über allein.

Der König. Ist Er der Professor Gellert?

Gellert. Ja, Ew. Majestät.

D. K. Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?

G. Von Hänichen bei Freiberg.

D. K. Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?

G. Ja, Ew. Majestät.

D. K. Sage Er mir doch, warum wir keine gute teutsche Schriftsteller haben?

Der Maj. Quintus. Ew. Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den teutschen La Fontaine nennen.

D. K. Das ist viel. Hat Er den La Fontaine gelesen?

G. Ja, Ew. Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original.

D. K. Gut, das ist Einer; aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autoren?

G. Ew. Majestät sind einmal gegen die Teutschen eingenommen, —

D. K. Nein, das kann ich nicht sagen.

G. Wenigstens gegen die teutschen Schriftsteller.

D. K. Das ist wahr! Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

G. Es fehlt uns auch daran nicht; wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

D. K. Wie ist das möglich, daß ein Teutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

G. Ja! und glücklich. Einer von Ew. Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischen Richtigkeit fortgesetzt habe.

D. K. Hat's der Mann auch verstanden?

G. Die Welt glaubt es.

D. K. Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man gut übersetzen.

G. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Übersetzungen von ihm, —

D. K. Da hat Er Recht.

G. Und überhaupt lassen sich verschiedene

Ursachen angeben, warum die Teutschen noch nicht in allen Arten guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist itzt das kriegerische Sekulum der Teutschen. Vielleicht hat es ihnen auch an Augusten und Louis XIV gefehlt!

D. K. Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt.

G. Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht.

D. K. Wie, will Er denn einen August in ganz Teutschland haben?

G. Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies aufmunterte. —

D. K. Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

G. Ich bin einmal in Berlin gewesen.

D. K. Er sollte reisen.

G. Ew. Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen.

D. K. Was hat Er denn für eine Krankheit? etwa die gelehrte?

G. Weil Ew. Majestät sie selbst so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

D. K. Ich habe sie auch gehabt, ich will Ihn kuriren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten, und alle Wochen Rhabarber nehmen.

G. Diese Kur möchte wol eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre als ich, so würde ich's nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so würde ich auch nicht fortkommen.

D. K. So muß Er fahren.

G. Dazu fehlt mir das Vermögen.

D. K. Ja, das ist wahr, das fehlt immer den Gelehrten in Teutschland. Es sind wol itzt böse Zeiten?

G. Ja wol! Wenn nur Ew. Majestät Teutschland den Frieden geben wollten!

D. K. Wie kann ich denn! Hat Er's denn nicht gehört? es sind ja Drei wider mich!

G. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

D. K. Was meint Er, welcher ist schöner in der Epopee, Homer oder Virgil?

G. Homer scheint wol den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

D. K. Aber Virgil ist viel polirter.

G. Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und seinen Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich

traue darin dem Quintilian, welcher dem Homer den Vorzug gibt.

D. K. Man muß aber auch nicht ein Sklav von den Urtheilen der Alten sein.

G. Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Der Major Quintus. Er hat auch teutsche Briefe herausgegeben.

D. K. So! Hat Er denn auch wider den Stylum Curiä geschrieben?

G. Ach ja, Ew. Majestät!

D. K. Aber warum wird das nicht anders? Es ist was verteufeltes, sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

G. Wenn es Ew. Majestät nicht ändern können, so kann ich es noch weniger; ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. —

D. K. Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?

G. Ich zweifle; mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

D. K. Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen. — Nun, hat Er eine?

G. Ja, Ew. Majestät.

Hierauf rezitirte er folgende: »Ein kluger Maler in Athen« ꝛc.

D. K. Und die Moral?

G. Gleich, Ew. Majestät. — »Wenn Deine Schrift dem Kenner nicht gefällt« ꝛc.

D. K. Das ist schön, recht schön; er hat so was galantes in seinem Wesen. Das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersezzung der Iphigenia vorgelesen. Ich habe das Französische dabei gehabt, und kein Wort verstanden. Man hat mir noch einen andern Poeten, den Pietsch, gebracht, den habe ich weggeworfen.

G. Ew. Majestät, den werfe ich auch weg.

D. K. Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen, und Seine Fabeln mitbringen, um mir daraus vorzulesen.

G. Ich weiß nicht, ob ich ganz gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

D. K. Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst. — Nun, komme Er bald wieder!

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist Gellert nie wiedergekommen und gerufen worden. Da er wegging, sagte der König: Das ist ein ganz andrer Mann als Gottsched! und den andern Tag bei der Tafel: Das ist der vernünftigste unter allen teutschen Gelehrten!

Bei dieser Denkungsart des Königs kann man leicht vermuthen, was er von Theologen und Predigern hielt. Er nannte sie nie anders als Pfaffen, und suchte die am meisten beschimpfenden Ausdrücke aus, wenn er von ihnen sprach. Seine Liebe zur Philosophie und der Mangel derselben bei vielen damaligen Theologen erklären diesen Widerwillen hinlänglich. Als man ihm 1783 einen Feldprediger zum dritten theologischen Professor in Königsberg vorschlug, schrieb der König: Ein Theologus ist leicht zu finden; das ist ein Thier sonder Vernunft. — Ein Prediger überschickte dem Könige seine Abhandlung über die Sünde wider den heiligen Geist, und erhielt vom ihm folgende Antwort:

»Seine Sünde wider den heiligen Geist habe »ich richtig erhalten, und ich bitte Gott, daß »er Seinen Verstand in seine gnädige Obhut »nehmen möge.«

Friedrich.

Der Professor Sulzer kam 1783 bei dem Schulrathe des joachimsthalischen Gymnasiums in Berlin mit der Bitte ein, daß man ihm wegen seines schwachen Gesundheitszustandes das Amt eines Visitators dieses Gymnasiums abnehmen möchte. Dies wurde dem Könige berichtet, und man schlug den Hofprediger Noltenius an Sulzers Stelle vor.

Aber Friedrich schrieb an den Rand: Keinen Pfaffen! Da kömmt nichts mit heraus. Merian wird sich besser dazu schicken.

Der Professor Moldenhawer, der zu Königsberg zugleich Prediger war, schrieb 1765 unmittelbar an den König, daß man ihn in Hamburg zum Prediger an der Domkirche haben wolle, und bat um die Erlaubniß, diesen Ruf annehmen zu dürfen. Er erhielt sie. Nachher ward es ihm aber wieder leid, und er ließ dem Könige durch die preußische Regierung vorstellen: »wenn er dem alten Pfarrer Jester auf dem Sackheim zu Königsberg adjungirt würde, so wolle er wieder bleiben.« Aber der König nahm Moldenhawers Wankelmuth ungnädig auf, und schrieb an den Rand: Der verfluchte Pfaffe weiß selbst nicht, was er will. Hol' ihn der Teufel!

Der Doktor und Professor der Theologie G. A. Franke zu Halle wollte durchaus keine Komödie in dieser Stadt gestatten. Es wurde von Seiten der Universität dem Generaldirektorium zu Berlin deshalb vorgestellt, daß sie zu Unordnungen Anlaß gebe, und daß sie also verboten werden müßte. Nachdem dieses darüber mit dem geistlichen Departement korrespondirt hatte, berichtete es 1745 dem Könige, daß die Universität zu Halle vorgestellt habe, die Komödianten aus dieser Stadt weg-

schaffen zu lassen, weil in der Komödie unter den Studenten Streit entstanden, daß sie sich öffentlich mit einander geschlagen hätten, und daß ein Student an der Hand verwundet worden sei; es hinge daher von Sr. Majestät ab: ob die Komödien in Halle verboten werden sollten? — Der König schrieb eigenhändig an den Rand:

»Da ist das geistliche Muckerpack Schuld daran. »Sie sollen spielen, und Herr Franke, oder »wie der Schurke heißt, soll dabei sein, um »den Studenten wegen seiner närrischen Vor»stellung eine öffentliche Reparation zu thun, »und mir soll das Attest von den Komödian»ten geschickt werden, daß er da gewesen ist.«

Als dieses Attest nicht sogleich ankam, erging bald ein neuer Befehl des Königs an das Generaldirektorium: er habe noch keinen Effekt von seiner Beischrift und Verordnung gesehen, es solle ihm das Attest wegen des Professors Franke vor seiner Abreise nach Schlesien zugeschickt werden. Hierauf antwortete das Generaldirektorium: »es werde nicht unterlassen, das Attest, sobald es eingehe, dem Könige zu überreichen.« Der König schrieb hierauf an den Rand:

»Inskünftige werden die Herren Pfaffen wol »vernünftiger werden, und nicht gedenken, dem

»Direktorium und mir Nasen anzudrehen. — »Die hallischen Pfaffen müssen kurz gehalten »werden; es sind evangelische Jesuiten, und »man muß ihnen bei allen Gelegenheiten nicht »die mindeste Auktorität einräumen.«

Die dem D. Franke aufgelegte Besuchung der Komödie wurde nachher in eine Geldstrafe von 20 Thalern zur Armenkasse verwandelt, und vielleicht reuete es auch den König in der folgenden Zeit, daß er Franken unrecht gethan hatte; denn als derselbe einige zwanzig Jahre hernach ihm zum magdeburgischen Konsistorialrath vorgeschlagen wurde, war er gleich willig dazu.

Mit des Abts Hähn Direktion der Schule in Klosterbergen bei Magdeburg war der König sehr unzufrieden, und schrieb 1770 an den Staatsminister von Münchhausen: »Der Abt taugt nichts; »man muß einen andern in der Stelle haben. »Kein Mensch will itzt seine Kinder dahin schik»ken, weil der Kerl ein übertriebener pie»tistischer Narr ist.« Hierauf ward dem Monachen der Direktor des koburgischen Gymnasiums, Fromman, vorgeschlagen, den er auch unter folgender Bedingung genehmigte: Gut, wenn er nur kein Mucker ist.

Überdies glaubte der König an dem sogenannten geistlichen Stande auch Hochmuth und Titel-

sucht wahrgenommen zu haben, und dieses brachte er 1753 in einem Kabinetsbefehl an den geheimen Staatsminister, Freiherrn von Dankelmann, recht passend an: »Da der bisherige Feldprediger des »alt-wirtembergischen Regiments, Struensee, sich »bei mir beschwert hat, daß das lutherische Ober-»konsistorium die ihm unlängst konferirte Superin-»tendentur auf der Altstadt zu Brandenburg in »eine bloße Inspektion verwandeln wolle, ungeach-»tet es die älteste Superintendentur in der Kur-»mark sei, und seinen Vorfahren dieser Titel von »jeher gegeben worden, so lasse ich Euch dessen »Vorstellung vermittelst der Originaleinlage zufer-»tigen, mit Befehl, die angezeigten Umstände zu »examiniren, und darauf das Gehörige zu verfü-»gen. Denn ob ich zwar den geistlichen »Hochmuth und die Vanité, mit großen »Titeln zu prangen, keineswegs appro-»bire, so sehe ich doch auch nicht ab, warum »man hierunter eine Änderung machen, und es »nicht bei der bisherigen Observanz lassen will.«

Als der Feldpropst Kletschke darum anhielt, die Feldprediger selbst einsetzen zu dürfen, und mit vielen Gründen bewies, daß dies besser und schick-licher sei, als wenn die Chefs der Regimenter es thäten, schrieb der König unter die Bittschrift nur folgende Worte: Sein Reich ist nicht von

dieſer Welt. — Und als ein angeſehener Geiſtlicher den König um ein Stück Land bat, um Koloniſten unter ſeiner Aufſicht darauf anzuſetzen, ſchrieb der König unter ſeine Bittſchrift:

Paulus machte Chriſten,
Aber keine Koloniſten.

Ein gewiſſer Landprediger ſchrieb einſt an den König, und bat ihn, er möchte ihm doch die Jagd in dem neben ſeinem Dorfe liegendem Walde erlauben. Aber der König, deſſen Gedanken über dieſes Vergnügen ſchon oben mitgetheilt worden ſind *), ſchrieb unter die Bittſchrift: Die Pfaffen ſollen ſingen und beten, und ihre Bauern zum Guten ermahnen. Was will der Narr mit der Jagd!

Deſſenungeachtet ſchätzte der König auch verdiente Männer dieſes Standes, und gab es nicht zu, daß ſie gemißhandelt wurden. Bei einem gewiſſen Regimente war ein Feldprediger, der ſich durch Sittſamkeit, und überhaupt durch ſein tugendhaftes Leben ſehr vor den übrigen ſeines Standes hervorthat. Einige Offiziere wollten ihm aber einen Streich ſpielen, weil es ſie verdroſſen hatte, daß er ihnen zum öftern ihre unordentliche

*) S. 41. u. 42.

Aufführung auf eine freundschaftliche Art widerrieth. Man verabredete daher mit einem liederlichen Mädgen, sie sollte sich des Morgens, wenn der Prediger noch im Bette läge, in sein Zelt schleichen. Dies geschah. Als der Geistliche von dem Geräusch aufwachte, fragte er sie nach ihrem Begehren. Er merkte sogleich, daß dies auf Anstiften anderer geschehen sei, und bat sie, es nur zu gestehen. Sie erzählte die ganze Sache, und der Prediger nahm sich vor, diese Geschichte irgendwo öffentlich vorzubringen, und that es auch, doch ohne jemanden zu nennen. Der König kam eben, als der Feldprediger diesen Vorfall erzählte, bei diesem Regimente an. Er ließ nachher den Prediger nebst allen Offizieren vor sich rufen, und verlangte vom erstern, diejenigen zu nennen, die ihm den Streich gespielt hätten. Der Prediger wollte dies aber nicht thun, und sagte, daß er sie nicht kenne, worauf der König sehr ernsthaft erwiederte: Ich will, daß jeder Feldprediger, dessen Aufführung gut ist, in Ehren gehalten werden soll, denn er ist an Gottes Statt.

Ungefähr im Jahre 1777 schickte das berliner reformirte Kirchendirektorium den damaligen königlichen Domkandidaten B.. nach Stettin, um als Vikarius das Amt des alten und schwächlichen

Konsistorialraths und Hofpredigers W.. zu versehen. Etwa anderthalb Jahre darauf sendet dasselbe ihm eine Vokation als reformirter Prediger zu Strasburg in der Ukermark. Die stettinsche reformirte Gemeine wendet sich hierauf an den König, und bittet ihn, er möchte ihr den zeitigen Vikarius B.. als wirklichen Prediger geben, weil sie mit ihm so zufrieden sei, daß sie keinen bessern wünsche. Der König verlangt hierauf einen Bericht vom Kirchendirektorium, ob Hindernisse da seien, wegen welcher B.. diese Predigerstelle nicht erhalten könne. Das Kirchendirektorium antwortete: »es wären allerdings Hindernisse da; denn erstlich hätte Se. Majestät diese Stelle bereits durch eine Kabinetsordre dem Hofprediger St.. in Schw.. zugesichert, und dann sei der Kandidat B.. auch noch zu jung für eine so einträgliche Stelle, indem noch viele andere Geistliche da wären, die schon seit langer Zeit mit ungleich schlechtern Stellen sich begnügen müßten« Der König verfügte hierauf eigenhändig: Wenn sonst keine Hindernisse da sind, so soll B.. die Gemeine haben, weil die Gemeine ihn haben will. Und so ward er nach W..s Tode auch wirklich als Konsistorialrath und Hofprediger von ihm bestätigt. Der Hofprediger St. aber erhielt die Hofpredigerstelle in K..

Der König hatte überdies stets einige Gelehrte bei sich, die ihm eine Zeitlang des Abends in seinem Kabinet oder bei der Tafel zum gesellschaftlichen Umgange dienten. Im Anfange und in den ersten Jahren seiner Regierung war er, wenn man dem italienischen Grafen Francesco Algarotti, der aber mehr den König, als den Menschen und Gelehrten in ihm liebte, glauben darf, vorzüglich in der Gesellschaft von Franzosen. Doch sollte man aus der Art des Königs, mit den meisten von seinen Gesellschaftern umzugehen, fast schließen, La Baumelle, ein französischer Schriftsteller, habe nicht ganz unrecht, wenn er sagt: Der König von Preußen halte sich diese Gesellschaft statt der Affen, die andere teutsche Fürsten sich zu halten pflegten. Und wenn gleich aus diesem Manne nur der Verdruß fehlgeschlagener Hoffnung, auch einer davon zu werden, sprach, so ist es doch offenbar, daß der König die meisten dieser Leute mehr zu seiner Belustigung und zur Beförderung des gesellschaftlichen Vergnügens um sich hatte, als daß er sie wirklich als Freunde hochgeschätzt hätte. Welchen höchst auffallenden Unterschied bemerkt man in seinem Tone, und in dem beinahe ehrerbietig-zärtlichen Betragen gegen den Mylord Marschall, den General Fouquet, und mehrere, die er

ehrte

ehrte und liebte, wenn man es gegen die aufziehende Art seines Umgangs mit jenen hält!

Kaum war der König 1746 nach vollzogenem Frieden in Berlin angelangt, als er hier alles in Freude und bei Zurüstungen zur Friedensfeier beschäftigt antraf. Überall leuchtete Zufriedenheit und Vergnügen hervor, und der Monarch nahm daran großen Antheil. Aber dieses Vergnügen wurde durch die Nachricht, daß sein ehemaliger Hofmeister, der alte Geheimerath du Han de Jandun, sterben wolle, gestört, und er war darüber äußerst betreten. An eben dem Tage war Berlin aufs prächtigste erleuchtet, als der König beschloß, seinem geliebten du Han, den er stets hochgeschätzt hatte, das letzte Lebewohl zu sagen. Dieser Mann wohnte auf dem Werder in einer engen Gasse, die ganz erleuchtet, und durch die Menge brennender Lampen so erhitzt war, daß der Sterbende in Gefahr war zu ersticken. Der König fuhr gegen Abend in Gesellschaft des Herzogs von Braunschweig und seiner Brüder dahin, traf du Han sehr schwach an, und sagte zu ihm: Mein lieber du Han, mein Schmerz ist sehr groß, Sie in dieser Lage zu sehen. Wollte Gott, ich könnte etwas zu Ihrer Wiederherstellung und zur Linderung Ihrer Krankheit beitragen. Sie würden sehen,

wie viel Ihnen meine Dankbarkeit mit Freuden aufopfern würde. Du Han antwortete mit schwacher Stimme: »Es ist der größte Trost für mich, Ew. Majestät noch einmal gesehen zu haben. Ich hoffe nun, leichter sterben zu können; denn es ist aus mit mir.« Hierauf griff er nach einer von des Königs Händen, um sie zu küssen. Aber Friedrich riß sich los, warf du Han einen Kuß zu, und eilte mit den Worten aus dem Zimmer: Mein Gott, das kann ich nicht länger ertragen!

D'Arget, des Königs Sekretair, dem d'Arnaud in diesem Amte folgte, sehnte sich bald nach Frankreich zurück, indem er den König zwar hochschätzte, aber nicht liebte. — Den de la Mettrie betrachtete Friedrich nur als einen Possenreißer, der zuweilen entre deux vins belustigen könnte. — Maupertuis, den der König wegen seiner Wissenschaften und wegen seines angenehmen Umgangs schätzte, machte dem Könige wegen seiner Prätensionen oft vielen Verdruß. Einmal war er sehr krank am Bluthusten, und man zweifelte an seiner Wiederherstellung. Der Monarch schickte ihm einen Arzt und folgendes Billet:

»Ich schicke Ihnen den Herrn ***, einen der »größten Charlatans dieses Landes. Er hat »das Glück gehabt, daß ihm zuweilen eine

»Kur von ungefähr geglückt iſt, und ich wün»ſche ſehr, daß es ihm bei Ihnen auch ſo ge»hen möge. Er wird Ihnen viel verſchreiben; »ich aber, ich unterſage Ihnen bloß die hitzi»gen Getränke; dieſe aber unterſage »ich Ihnen auch gänzlich.«

Der Marquis d'Argens, einer der aufgeklärteſten und helldenkendſten Männer, hatte die herzlichſte Zuneigung zum Könige, der ihn deswegen vor allen Ausländern liebte. Während der dreißig Jahre, da er faſt beſtändig um den König war, hat er ihm niemals das geringſte Mißvergnügen gemacht, und der Monarch gab ihm das größte Merkmahl ſeines Vertrauens, indem er während des ſiebenjährigen Krieges faſt poſttäglich und zuweilen ſehr lange Briefe an ihn ſchrieb. — Da der bekannte Kaufmann Gottskowski kurz nach dem ſiebenjährigen Kriege dem Könige ein wirklich gutes Gemälde, aber um einen anſehnlichen Preis verkaufen wollte, ſo bat er den Marquis d'Argens, dem Könige ſolches vorzuſchlagen und zu empfehlen. Er erbot ſich zugleich, wenn der Kauf zu Stande käme, dem Marquis die Sammlung von der dresdner Gallerie zu ſchenken, weil er wußte, daß derſelbe ſeine ſchon ſehr beträchtliche Sammlung von Kupferſtichen gern damit vermehren wollte. Der Marquis wollte ſich un-

gern mit dieser Sache befassen; doch that er es endlich, um Gottskowski zu helfen. Als er denselben Abend zum Könige ging, stellte er demselben die Lage des Mannes vor, rühmte das Gemälde nach seinem Werthe, sagte aber dem Könige auch geradezu, welchen Vortheil er haben würde, wenn Se. Majestät es kaufte. Der König sagte lachend zu den übrigen Anwesenden; Ich muß schon das Bild theuer kaufen, damit der Marquis die dresdner Gallerie in seine Kupferstichsammlung bekommt, — und kaufte es nachher auch wirklich.

Doch war auch d'Argens sehr häufig das Ziel der Scherze des Königs. Einst hatte Voltaire den Marquis in des Königs Gegenwart dergestalt geneckt und aufgebracht, daß er von der Tafel ging, und sich in sein Zimmer auf dem königl. Schlosse begab, und, wenn er gerufen wurde, sich krank stellte. Der König erfuhr aber, daß der Marquis es sich sehr gut schmecken ließ, und daß keine Speise unangerührt von seinem Tische kam. Er ließ daher den Marquis benachrichtigen: weil er erfahren habe, daß es so schlecht mit seiner Gesundheit stehe, so habe er zu katholischen Geistlichen geschickt, die ihm diesen Abend die letzte Ölung geben sollten. — D'Argens besorgte, wenn er diese Zere-

monie ausschlüge, so möchte er vielleicht auf seinem Zimmer einen Zuspruch von der Gesellschaft zu befürchten haben, die er so sehr vermied, verband daher seinen Kopf mit Tüchern, und legte sich ins Bett. Der König hatte sich von den katholischen Geistlichen Meßgewänder, Chorhemden auf 4 Knaben, und die zur letzten Ölung gehörigen Geräthe kommen lassen, und sie wurden ihm deshalb nicht verweigert, weil man glaubte, er wolle der Kirche neue und prächtigere Sachen an deren Stelle schenken. Der König zog sich als Geistlicher an, Voltaire, la Mettrie und noch zwei andre französische Gelehrte kleideten sich als Kaplane, und die königlichen Pagen als Chorknaben. Der Zug ging über dem Korridor nach des Marquis Wohnung. Voltaire war mit den katholischen Zeremonien sehr genau bekannt, und hatte alles so gut veranstaltet, daß d'Argens beim Eintritt dieser Herren keinen Betrug merkte, und der Schein der vielen Lichter machte sie vollends unkennbar. Man näherte sich dem Bette, und der Marquis that sterbenskrank. Voltaire sang die Vesper, und verrichtete die gehörigen Preces. Hierauf goß der König dem Marquis eine ganze Schüssel Provenzeröl über den Kopf, und nun brachen alle Anwesende in ein lautes Gelächter aus.

Weniger gut, und sehr undankbar gegen den König war Voltaire, unstreitig der größte Schriftsteller unter allen Gesellschaftern des Königs. Friedrich schätzte Voltaire's außerordentliche Talente nach Verdienst, und liebte ihn mehr, als er es um ihn verdient hatte. Schon als Kronprinz ließ er sich mit ihm in einen Briefwechsel ein. Im Jahre 1742 kam Voltaire nach Berlin, kehrte aber schon im Oktober wieder nach Frankreich zurück. Der König gab ihm einen am 8ten Oktober 1742 zu Potsdam geschriebenen Brief an seine Schwester, die Herzogin von Braunschweig, mit, aus welchem die Achtung hervorleuchtet, die er für den berühmten Mann hegte.

»Liebste Schwester! Der, welcher die Ehre »haben wird, Ihnen diesen Brief zu überreichen, »ist der Herr von Voltaire, dessen Ruhm so be»kannt und überall so gegründet ist, daß alles, »was ich Ihnen davon sagen könnte, überflüssig »sein würde. Sie können glauben, daß der Ver»fasser der Henriade ein ehrlicher Mann ist; daß »der Verfasser des Tempels der Freundschaft den »rechten Werth derselben versteht; daß der Ver»fasser des Newton gründlich ist; daß der Ver»fasser von zwanzig Trauerspielen ein Kenner der »Menschen ist; und daß der, der von dem Mäd»gen (von Orleans) geschrieben, mit Zärtlichkeit

»Scherz, oder vielmehr die lebhaftesten, aufgeweck-
»testen und sinnreichsten Einfälle, welche ein auf-
»geräumter Kopf nur erdenken kann, verbindet.
»Sie werden wohl thun, meine liebe Schwe-
»ster, wenn Sie sich so vortreffliche Talente, die
»sich da hervorthun, zu Nutze machen. Ich be-
»neide Voltairen um das Vergnügen, das er ha-
»ben wird; doch ich vergesse gern mich selbst. Le-
»ben Sie wohl, liebe Schwester, gönnen Sie
»mir jederzeit einen Theil Ihrer Freundschaft, und
»glauben Sie, daß Niemand mit mehr Hochach-
»tung und Zärtlichkeit sein kann

Ihr
gehorsamer Diener und
getreuer Bruder
Friedrich.«

Als sich Voltaire in der Folge am königlichen Hofe aufhielt, und durch sein Genie jeden für sich einnahm, fand sich auf einmal ein Engländer ein, der ein so außerordentliches Gedächtniß hatte, daß er alles, was man ihm vorlas oder vorsagte, wenn es auch ziemlich lang war, ohne ein Wort oder einen Ausdruck davon zu verlieren, wieder hersagen konnte. Der König ließ diesen Mann zu sich kommen, setzte ihn auf die Probe, und erstaunte über sein Talent. Gleich darauf ließ Voltaire dem Könige sagen, er wolle die Ehre haben, ihm eins seiner

neuen Gedichte vorzulesen. Der Monarch bewilligte dies; beschloß aber auch zu gleicher Zeit, sich einen Scherz mit ihm zu machen. Er ließ den Engländer hinter einen Schirm treten, und trug ihm auf, genau auf das Acht zu haben, was Voltaire ablesen würde. Voltaire kam und las sein Gedicht mit allem Pathos ab, um den König dadurch einzunehmen; dieser blieb aber ganz kalt dabei, und sagte, nachdem Voltaire zu lesen aufgehört und ihn um seine Meinung von dem Gedichte gebeten hatte: Er habe bemerkt, daß Voltaire seit einiger Zeit sich fremder Arbeiten bediene, und sie für die seinigen ausgebe; so viele Dreistigkeit habe er von ihm nicht vermuthet, und er sei deshalb gar nicht recht mit ihm zufrieden. Voltaire erschrack über diesen Vorwurf, und versicherte bei Allem, was heilig ist, er verdiene ihn nicht, und der König thue ihm Unrecht. Ei! — sagte der König, — ich will Sie gleich überführen, daß ich Recht habe; die Verse, die Sie mir itzt vorgelesen haben, gehören einem gewissen Engländer, der davon Verfasser ist. — Voltaire vertheidigte sich dagegen noch eifriger, und schwur, die Arbeit, die er vorzeigte, sei sein Eigenthum. Nun, so kommen Sie hervor, —

rief der König gegen den Schirm, hinter welchem sich der Engländer verborgen hielt, — und sagen Sie dem Herrn von Voltaire die Verse her, die er gemacht haben will. Mit kaltem Ernst trat der Engländer hervor, und wiederholte Voltaire's Gedicht, ohne auch nur das Mindeste davon auszulassen. Nun, — sagte der König zu Voltairen, — habe ich Recht? »O Himmel!« rief Voltaire aus, »hast Du keine Blitze mehr, diesen Bösewicht zu zerschmettern, der sich meine Verse zueignet? Hier geht eine Zauberei vor, die mich zur Verzweiflung bringt.« Der König lachte über diesen Auftritt, und belohnte den Engländer für das Vergnügen, das er ihm gemacht hatte.

Voltaire speisete einst bei Friedrich. Beim Serviren stieß ihm ein Page an die Frisur, daß der Puder umherstäubte. Voltaire ward unwillig, und der König fragte: was fehlt Ihnen, Philosoph? Er erwiederte: »ach, ich bin unter den Klauen eines pommerschen Thiers!« worüber aber der König den Kopf schüttelte. Bald zeigte der Page, daß er nicht so ganz Thier sei. Auf einer Reise, die Voltaire mit dem Könige, doch in verschiedenen Wagen, machte, sagte der Page auf einer Station den Bauern: »in dem Wagen, den sie führten, säße der größte Leibaffe des Kö-

nigs, ein erschrecklich böses Thier, das immer heraus in die Freiheit wollte; das sie aber um des Himmels willen nicht herauslassen sollten.« Dies gab zu einem der drolligsten Auftritte Veranlassung. Schon unterwegens, da Voltaire Lust bekam, auszusteigen, und Lärm machte, als man nicht auf ihn hörte, sah sich einer der Bauern immer sehr ernsthaft um, drohte beständig mit der Peitsche, und rief unaufhörlich: »Ding sitt!« Man denke sich Voltaire's Wuth. Bei dem neuen Vorspann wurde es noch schlimmer. Die Bauern, die noch nie einen Affen gesehen hatten, versammelten sich um denselben, bewunderten seine Menschenähnlichkeit, und fingen endlich an, ihn mit den Stöcken zu necken, und ihn auf die Finger zu schlagen, wenn er darnach greifen wollte. Endlich wurde Voltaire durch einen königlichen Bedienten erlöset. Die Sache kam vor den König, und dieser fragte Voltairen: was er mit dem Pagen machen sollte? »Er gehe zu allen Teufeln!« antwortete der wüthende Philosoph. Man wird Ihnen gehorchen, — sagte der König, und schickte den Pagen als Kornet zu den schwarzen Husaren.

Von der Nachsicht des Königs bei Übereilungsfehlern solcher Leute, die er einmal mit seiner Gunst beglückte, zeugt folgendes Beispiel. Voltaire hatte

während seines Aufenthalts bei dem Könige eine kleine lustige Schrift verfertiget, worin der Herr von Maupertuis, Präsident der berliner Akademie der Wissenschaften, äußerst lächerlich gemacht wurde. Dem Könige war sie bekannt; er hatte insgeheim mit Voltairen darüber gelacht, der selbst, indem er daran arbeitete, einige von des Königs Ideen benutzt hatte. Aber Friedrich wollte nicht, daß sie bekannt werden sollte, weil die Ehre eines schätzbaren Gelehrten ihm lieb war. Indeß erschlich Voltaire eine Erlaubniß, und ließ sie darauf in Potsdam drucken. Der König nahm diesen Streich sehr übel auf; die ganze Auflage wurde weggenommen und verbrannt. Friedrich vergaß in Voltairen den Philosophen, den großen Mann, den Freund, und Voltaire sah in Friedrich nur den aufgebrachten König, der sich einer literarischen Streitigkeit mit zu vieler Hitze annahm.

Der Abbé des Prades, der sogleich den Auftrag erhielt, von Voltairen einen Entschuldigungsbrief an Maupertuis zu fodern, folgte ihm nach Berlin, machte ihm des Königs Willen bekannt, und sagte ihm auch zugleich: er habe Befehl, im Weigerungsfalle seine Antwort in seinen eigenen Ausdrücken dem Könige wiederzusagen. Diese Antwort war so, wie ein aufgebrachter Franzose sie sich nur gegen seinen Untergebenen unge-

straft erlauben kann. »Und das soll ich Sr. Majestät alles wieder sagen?« — fragte der Abbé. »Ja!« antwortete Voltaire, und fügte noch eine unverzeihliche Unverschämtheit hinzu. Bei klugen Menschen gibt es immer noch Hülfswege. Ein König, der nur König gewesen wäre, hätte Voltairen das Gewicht seiner Hoheit fühlen lassen; aber Friedrich brach in ein lautes Gelächter aus, als er Voltaire's Antwort vernahm, die ihm der Abbé stammelnd und bebend überbrachte. Er ließ sie sich einigemal wiederholen, und brach jedesmal in ein neues Gelächter aus. Da er in Voltairen den Philosophen wiederzufinden hoffte, so schickte er ihm den Orden und den Kammerherrnschlüssel wieder, (die sich jener in den ersten Anfällen von Unwillen, als Zeichen der Knechtschaft, abgerissen und dem Könige zurückgeschickt hatte,) und ließ ihn zu sich nach Potsdam einladen.

Der Auftritt, den dieser abermalige Beweis von Güte veranlaßte, gehört ebenfalls unter die beispiellosen Sonderbarkeiten. Voltaire erschien vor dem Könige mit der berüchtigten Pièce, dem Akakia, die der Zankapfel war, in der Hand. Er warf sie in das Feuer, indem er sagte und einigemal wiederholte: »Sire, dies sind die traurigen Überbleibsel jenes unseligen Buchs, das mich um Ihre Freundschaft gebracht hat.« Nun denke

man sich den König, der sich alle Mühe gab, den Akakia aus den Flammen zu erretten, und Voltairen, der ihn mit der Feuerzange immer tiefer hineinzubringen suchte. Es gelang dem Könige endlich; er verbrannte seine Manschetten, und rettete das Buch. Die beiden Philosophen lachten, umarmten sich, und so endete der Auftritt.

Friedrich ehrte endlich Voltaire's Andenken bei vielen Gelegenheiten, obgleich dieser sich der Gnade des Königs nicht würdig gemacht hatte. Als ungefähr im Jahre 1776 auf dem Schloßtheater zu Berlin von den französischen Schauspielern Voltaire's Trauerspiel, Zaire, auf königlichen Befehl aufgeführt wurde, wohnte der König der Aufführung mit bei, und sagte nachher mit Entzücken: Ich wollte alle meine Siege dafür hingeben, eine Zaire, wie diese, geschrieben zu haben. Nach Voltaire's Tode stand auf des Königs Schreibtische zu Sanssouci der bekannte Kupferstich l'apothéose de Voltaire in Rahm und Glas.

Alle übertraf an Gelehrsamkeit Formey, der bis an den Tod des Königs desselben Gunst genoß. — Auch war Karl Theophilus Guichard, (Quintus Icilius) der Sohn des Hofraths Guichard, Syndikus der pfälzer Kolonie in Magdeburg, fast stets Gesellschfter des Königs. Er hatte sich anfänglich der Theologie gewidmet, sich aber nach-

her aus Neigung mehr auf die ältern Sprachen gelegt. Da ihm sein Plan, eine eben vakante Professorstelle auf der Universität Utrecht zu erhalten, mißlung, so bewarb er sich um eine Offizierstelle, erhielt sie, und kam nach dem aachner Frieden erst in Zwoll, und nachher in Franeker in Garnison. Hier fing er wieder an, ganz ernsthaft zu studiren, und beschloß, seine Studien mit seinem itzigen Stande zu vereinigen, und besonders die alte Kriegsgeschichte zu studiren. Die Frucht davon waren seine »militairischen Denkwürdigkeiten über die Griechen und Römer,« in zwei Quartbänden, 1757. Er übersandte dies Buch an den König, und bezeigte dabei sein Verlangen, in dessen Dienste zu treten. Diese erhielt er. Er kam zu Anfange des Jahres 1758 in Breslau an, und machte den Feldzug dieses Jahrs als Hauptmann von der Armee im Gefolge des Königs. Friedrich unterhielt sich mit ihm oft über Gegenstände aus der alten Kriegskunst. Einst wurde von der pharsalischen Schlacht gesprochen, und der König erwähnte einer rühmlichen That des Quintus Cäcilius, der Centurio bei der zehnten Legion war. Guichard sagte, er heiße Jcilius. Der König widersprach. Man holte das Buch, und es fand sich, daß Guichard Recht hatte. Nun, — sagte der Monarch, — so soll Er auch Zeitlebens

Quintus Icilius heißen! Wenige Tage darauf ernannte ihn der König zum Major, und gab ihm das Freibataillon des Majors du Verger, welcher seinen Abschied erhalten hatte. Als bei der Parole gesagt wurde: das vakante Freibataillon du Verger hat der Major Quintus Icilius erhalten, sahen sich die Offiziere einander an, und wußten nicht, wer dieser lateinische Offizier wäre. Guichard hatte selbst nicht geglaubt, daß der König den Spaß so ernsthaft nehmen würde. Indeß behielt er diesen Namen bis an sein Ende.

Nach dem Kriege wohnte er in Potsdam, und war oft ein Tischgenosse des Königs an der kleinen Abendtafel. Aber 1770 entzweite er sich mit ihm wegen seiner Verheirathung mit dem Fräulein von Schlaberndorf. Der König versagte ihm mehrmals die Einwilligung, erst im scherzhaften, und dann im ernsthaften, gebietendem Tone. Guichard stand bei einer solchen Gelegenheit von der Tafel des Königs auf, verließ das Schloß, fuhr nach Potsdam, und schrieb noch denselben Tag um die Erlaubniß zu heirathen, oder um den Abschied. Der König gab ihm die erstere. Quintus heirathete nun, und war sehr glücklich. Doch merkte man aus kleinen Zügen, daß ihm die Entfernung vom Könige wehe that, und daß es ihn nicht unglücklicher machen würde, wenn sie geendigt wäre.

Die Gelegenheit dazu fand sich unvermuthet. Der König hatte ihm das Jahr vorher den Auftrag gegeben, einige Statüen von Cavaceppi aus Rom kommen zu lassen. Sie kamen im Frühjahre 1771 über Hamburg zu Wasser in Potsdam an, und waren an Quintus addressirt. Er mußte also an den König schreiben, daß diese Bildsäulen angekommen wären, und daß derselbe befehlen möchte, was weiter damit vorgenommen werden sollte. Friedrich antwortete: Quintus möchte die Bildsäulen nach Sanssouci bringen und auspakken lassen, und es würde ihm lieb sein, wenn er ihm dieselben den folgenden Nachmittag selbst zeigen wollte. Dies geschah. Der König sagte von dem, was vorgefallen war, kein Wort, und war gegen Quintus gnädiger als vorher, bis an dessen Ende. Friedrich bedauerte sehr seinen Tod. Er schenkte der Witwe 6000 Thaler, gab ihr eine jährliche Pension von 4000 Thalern, und kaufte ihr die Bibliothek ihres Gemahls für 12000 Thaler ab, welche itzt der königlichen öffentlichen Bibliothek in Berlin einverleibt ist.

Nach Quintus Tode berief der König den gelehrten und berühmten Kanonikus Pauw aus Xanten im Herzogthum Kleve nach Potsdam zum gelehrten Gesellschafter, der aber in gelehrten Unterredun-

redungen nach seiner Überzeugung sprach und handelte. Bald wünschte er sich daher wieder in seine Einsamkeit, bat um die Erlaubniß, nach Kanten in seine einsame Zelle zurückzukehren, und freute sich, je weiter er sich von Potsdam entfernte.

Den Abt Bastiani wählte der König, der neuern italienischen Literatur wegen, zum Gesellschafter. Dieser Mann war der Sohn eines Schneiders in Venedig, wie er selbst an der Tafel der Prinzessin Amalie öffentlich bekannte. Als der Kardinal von Zinzendorf, der Bastiani'n als Abbé an seinen Hof gezogen hatte, während des Kriegs Befehl bekam, sich in Berlin aufzuhalten, begleitete ihn Bastiani dahin, und gelangte dadurch zu dem Glücke, dem Könige bekannt zu werden. Dieser schickte ihn nachher nach Rom, um die päpstliche Einwilligung zur Ernennung des damaligen Domherrn, Grafen von Schaffgottsch, zum bischöflichen Vikar zu bewirken. Die Art, wie er seinen Auftrag ausrichtete, erwarb ihm die Gnade des Königs, und nach und nach die Würden, die er bekleidet hat. Der Monarch berief ihn mehrmals zu seiner Unterhaltung nach Potsdam, beschenkte ihn zuweilen, und unterhielt einen Briefwechsel mit ihm. Einmal schickte er ihm eine kostbare Dose, und eine Quantität von dem spanischen Tabak, den er selbst gebrauchte, und schrieb ihm dabei: unge-

achtet der katholischen Geistlichkeit der Gebrauch jeder Sinnlichkeit verboten sei, so würde doch der Geruch davon ausgenommen sein. — Als die Östreicher im siebenjährigen Kriege sich der Stadt Breslau bemächtigt hatten, arretirten sie auch den Abt Bastiani, brachten ihn erst nach Wien in das Rumorhaus, und nachher noch einige Meilen weiter in ein Franziskanerkloster. Auch hier hing er mit seltener Treue dem Könige an, und in Wien erklärte er öffentlich bei der Tafel: »er habe keinen Tropfen Blut, der nicht dem Könige zugehöre.« Auf Friedrichs Reklamation wurde er auf freien Fuß gestellt. Als der König ihn wiedersah, sagte er zu ihm: sein Name würde in dem *martyrologio borussico* aufbehalten werden. — Nach dem teschener Frieden sagte Friedrich in Breslau zu ihm: Nun der Friede geschlossen ist, gedenke ich gleich nach Sanssouci zurückzukehren, um Kohl zu pflanzen; und ich hoffe, Sie werden dahin kommen, um mir Gesellschaft zu leisten. Der Abt antwortete: »Sire, ich bin kränklich; ich werde diese Ehre nicht haben können.« Was? — erwiederte der König, — Sie sind kränklich? Das habe ich nicht gewußt. Gute Nacht. Nun war der König einige Jahre lang

kaltsinnig gegen ihn; indeß kam Bastiani doch bei der jährlichen Anwesenheit des Königs in Breslau gewöhnlich zur Cour. Bei dieser Gelegenheit fragte ihn der König einst im Vorbeigehn: sind Sie noch taub? Bastiani erwiederte: »Nie war ich es gegen Ihre Befehle.« Der gütige Monarch ließ ihn hierauf ins Kabinet rufen, und behandelte ihn wieder so gnädig als sonst.

Der Marchese Lucchesini, der 1780 Gesellschafter des Königs ward, hat sich bis an desselben Tod in Ansehen bei ihm erhalten. — Auch genoß der Direktor Merian des Königs Achtung mehrere Jahre lang, und wurde, wenn derselbe des Winters in Berlin war, oft auf den Abend zur Unterredung mit ihm bestellt.

Daß der König auch auf seinen Reisen und während seiner Feldzüge mit Gelehrten sprach, — davon sind schon Beispiele erzählt worden *). Hier noch folgendes Beispiel. Der breslauer Rektor Arletius besaß große Kenntnisse, besonders in der schlesischen Geschichte. Als Friedrich 1779 zu Breslau im Winterquartiere stand, und sich in seiner damaligen Muße mit der Literatur beschäftigte, fragte er den Minister von Herzberg nach schlesischen

*) S. S. 80. f.

Gelehrten. Dieser große Gönner aller Gelehrten nannte dem Könige den Rektor Arletius, und der König ließ ihn sogleich zu sich rufen. Arletius war wol viel mit Büchern, aber desto weniger mit Menschen umgegangen; daher redete er geradezu, wie er dachte, ohne auf Ansehen der Person und auf hergebrachte Sitte Rücksicht zu nehmen. Dies natürliche Betragen beobachtete er auch gegen den König, und dieser hatte so viel Vergnügen darüber, daß er sich oft mit ihm unterhielt. Einst behauptete der König, eine gewisse Grafschaft habe in den ältesten Zeiten zu Schlesien gehört. »Das ist nicht wahr!« — antwortete Arletius. Warum nicht? — fragte der König. »Weil es kein bewährter Schriftsteller von Schlesien sagt,« erwiederte Arletius; »ich werde Ew. Majestät sogleich davon überführen.« Er lief weg, und kam in kurzer Zeit mit einem dicken Quartanten wieder. Diesen schlug er auf, zeigte dem Könige eine Stelle mit dem Finger, und sagte: »Da, hier steht's, Ew. Majestät, und darum ist es nicht wahr!« — Bald darauf nannte er dem Könige einige dunkle Namen aus der alten slavischen und böhmischen Geschichte. Friedrich äußerte, daß sie ihm ganz unbekannt wären. »So?« sagte Arletius; »das wundert mich sehr! Ew. Majestät haben ja doch die Mémoires de Brandebourg geschrieben.« So führte

Arletius es auch als einen großen Fehler an, daß der König von seinen Münzen das D. G. (dei gratia, von Gottes Gnaden) weggelassen habe. Der König erwiederte: man finde es ja auf keiner Münze der alten Kaiser. »Ja,« antwortete Arletius, »das waren auch Heiden!« — Der König ließ seitdem diesen Mann so oft zu sich rufen, als er nach Breslau kam; und da er glaubte, daß er, wie die meisten Schulmänner, arm wäre, so schenkte er ihm jedesmal 100 Thaler in Golde. Arletius aber hatte Vermögen, daher machte ihn dies Geschenk anfangs traurig, weil er glaubte, der König meine, er habe das Geld zu Brot nöthig. Inzwischen war er auf die Ehre, mit dem Könige sprechen zu können, außerordentlich stolz, und beschloß, von den 400 Thalern in Golde ein öffentliches Denkmahl zu stiften, welches diese Gnade verewigen sollte. Anfänglich wollte er alle in Schlesien kursirenden Münzsorten in Gold ausprägen lassen; da er aber bei dem Könige um Erlaubniß dazu anhielt, antwortete dieser: Er sei nicht gewohnt, seine Münzen in einer andern Masse ausprägen zu lassen, als wie er es einmal bestimmt habe; der alte Rektor sollte nur sein Geld behalten. Endlich fiel er auf den Gedanken, vier goldne Medaillen prägen zu lassen, auf deren einer

Seite das Bildniß des Königs, und auf der andern der Herkules Muſageta zu ſehen iſt.

Der König ließ endlich auch Jedermann in Abſicht ſeiner Kenntniſſe gern Gerechtigkeit wiederfahren. Dies äußerte er beſonders gegen die Gelehrten, die er ſeines Umgangs und Briefwechſels würdigte. Er ſetzte ſogar ſich ſelbſt herunter, und ſchätzte ihre Schriften weit höher, als die ſeinigen, ob man gleich weiß, daß die letztern an Scharfſinn, Witz und feinem Vortrage die erſtern oft weit übertrafen *). Hingegen konnte er es auch an dieſen Gelehrten ſo wenig als an andern Perſonen leiden, wenn ſie ihre Meinungen über Regierungs- und Militairſachen äußerten. Wenn ſie dies thaten, behandelte er ſie ohne Schonung, und beſchämte ſie aufs äußerſte. Einem Gelehrten, mit dem der König oft ſprach, fiel es eines Tages, nachdem er ſich lange über literariſche Gegenſtände mit ihm unterredet hatte, ein, ſich über den ſiebenjährigen Krieg, und über die darin vorgefallenen Schlachten und Märſche mit einer gewiſſen Zuverſichtlichkeit, die einen Sachverſtändigen verrathen ſollte, auszulaſſen. Der König, der bis dahin ſehr gnädig gegen ihn geweſen war, änderte nun Miene und Ton, und ſagte: Mein Herr! ich habe

*) S. S. 78.

nicht geglaubt, daß Sie sich um Dinge bekümmern, von denen man die Kenntnisse zwischen vier Wänden und aus trockenen Büchern unmöglich gründlich erlangen kann. Es ist Zeit, daß wir abbrechen; sonst verderben Sie mir das Vergnügen, das Sie mir durch die Mittheilung Ihrer wissenschaftlichen Erfahrungen gemacht haben. Ein Unteroffizier von meinen Garnisonregimentern weiß gewiß über den Krieg mehr Gründliches zu sagen als Sie. — Und damit verließ er den beschämten Witzling.

Der Freiheit im Schreiben gab er nur die Einschränkungen, welche eine gesunde Philosophie für die allein wahren erkennt. Dies beweisen folgende Kabinetsordren. Der Kriegsrath Cranz beschwerte sich beim Könige, daß ihm vom Ministerium die Fortsetzung seiner periodischen Schriften untersagt worden wäre. Der Monarch schrieb daher an den Staatsminister von Münchhausen am 28sten Nov. 1782: »Der Kriegsrath Cranz »soll auf die Originalanlage so wenig in seiner »ihm ertheilten Zensurfreiheit beunruhigt werden; »ich will vielmehr, daß Ihr ihn dagegen, so oft »er nichts wider den Staat, eine vernünf»tige Religion und gute Sitten schreibt,

»jedesmal schützen sollt. Jedoch habe ich ihn bei »dieser Gelegenheit gewarnt, daß er nicht allzu »naseweis sein möchte, sonsten er doch einmal an»laufen, und seine beißende Schreibart ihm Unge»legenheit zuziehen könnte.«

Als der Professor de la Beaux sich heraus»genommen hatte, verschiedene unüberlegte und dreiste Urtheile in seinen Schriften zu wagen, und darüber »lage beim Könige geführt wurde, bekam der Präsident Philippi folgendes Kabinetsschreiben vom 17ten Mai 1775: »Der Professor de la Beaux »mag in der Anlage zur Rechtfertigung seiner Cri»tique über die französische Sprache und übrigen »Schriften angeben, was er will, so belasse ich es »dennoch bei meiner ersten Entscheidung. Er muß »sich durchaus aller Anzüglichkeiten enthalten, in »seinen Ausdrücken bescheiden sein, und keinen »Menschen beleidigen. Eine beißende Critique »bessert niemals, und dies gibt er doch zur allei»nigen Absicht der seinigen an. Vielmehr erbit»tert solche nur die Gemüther, und kann in kei»nem gesitteten Staate geduldet werden. Ihr »müsset ihm demnach solches alles von Meinetwe»gen nochmals ernstlich bedeuten, und ihm dabei »zu erkennen geben, daß, wofern er seiner zügel»losen, spitzigen und beleidigenden Schreibart nicht »gehörige Grenzen nach obiger Vorschrift setzen

»sollte, er dafür brav auf die Finger geklopft, »und unausbleiblich bestraft werden soll.«

4. Friedrichs Geschmack.

a) Gesellschaftlicher Umgang.

Im gesellschaftlichen Umgange mit Mannspersonen wählte der König seine Ausdrücke nicht immer nach den strengsten Regeln der Ehrbarkeit, und er pflegte bei der Tafel, besonders wenn sie lange dauerte und das Glas fleißig herumgegangen war, jedes Ding bei seinem natürlichen Namen zu nennen; gewiß eine Wirkung der üppigen Einbildungskraft seiner französischen Gesellschafter. Denn er hatte diese Sitte schon in den jüngern Jahren, ehe er viel und lange unter seinen Soldaten gewesen war, woher Einige diese Art, sich auszudrücken, leiten wollten. Friedrich liebte sehr die französische Equivoque, und freilich wurde dann oft die Unterhaltung so belebt, daß die Equivoque bis zur äußersten Deutlichkeit ausgedehnt wurde. Der König fand viel Geschmack daran, wenn die Einfälle so Schlag auf Schlag kamen; und dann wurde der Witz oft ein elektrischer Funken, der auch den Unwitzigen in der Gesellschaft berührte, und ihm Einfälle auslockte. Die Operntänzerin Auguste war ihrer äußerst schnellen und

oft sehr unehrbaren Einfälle wegen so bekannt, daß der König sie einigemal zu seinen kleinen Soupers zog. — Der Marquis d'Argens war, wie dem Könige gesagt wurde, der Verfasser der berüchtigten Therese Philosophe. Der König ließ die vornehmsten und anstößigsten Szenen daraus so malen, daß die Hauptpersonen dem Marquis und seiner nachmaligen Frau, der Mademoiselle Cochois, sehr ähnlich gemalt, vorgestellt wurden, und mit dieser Sammlung das Kabinet des Marquis heimlich auszieren. Der Marquis sagte es ihm dann dafür derb, wie er sich auszudrücken pflegte, und der König belustigte sich an dem sehr drolligen Eifer, mit welchem ihn der Marquis öfters zur Rede zu setzen gewohnt war. — Es schien überhaupt, als ob er die edle Unverschämtheit der Franzosen gern litt, weil sie ihm zu lachen gab. Aubert, ein alter Kammerdiener, den der General Rothenburg noch von Paris mitgebracht hatte, wurde immer von dem Könige geneckt; und wenn gleich Auberts Antworten zuweilen sehr plump ausfielen, so lachte doch der König herzlich darüber. Aubert hatte die Tochter eines Mohren zur Frau; so wie ihn der König sah, pflegte er sich nach der Mohrenprinzessin zu erkundigen, und dann ergötzte er sich an der Wuth dieses Menschen, in welcher er dem Könige oft die unbescheidensten Namen gab.

b) Gemälde.

Der König besaß viele Liebe zu Kunstwerken, und seine Bildergallerie enthält einen Reichthum von Gemälden der besten Meister, die er theuer bezahlt hat. Doch konnte er gemeine Vorstellungen nicht leiden, und man findet daher in seinen Gemäldesammlungen keine Budenstücke, Wochen- oder Barbierstuben, Küchenstücke, wenig Landschaften, und überhaupt keine solche Stücke, die mehr die Kunst, als die Sache, worin sie sich zeigt, schätzbar macht. Merkwürdige Personen seines Hauses und seines Hofes, große Helden und berühmte Leute, wozu auch Sänger, Tänzer und Virtuosen gehören, findet man nicht selten in seinen Zimmern. Doch bekümmerte es ihn weniger, ob ein Stück von Raphael, Guido oder Corregio war. Sah er nichts Schönes daran, so sagte er es frei heraus, und zog ohne Umstände das Werk eines neuern oder unberühmten Künstlers vor, wenn er es nur nach seiner eignen Überzeugung schön fand.

Um das Jahr 1754 kam der König auf den Gedanken, bei Sanssouci eine Bildergallerie zu sammeln, und gab deswegen verschiedenen Personen Aufträge, Bilder von berühmten Meistern zusammenzusuchen. Diese verlangte er, wie billig, erst zu sehen, und wenn sie ihm gefielen, fragte er

nach dem Preiſe. Beſonders wollte er gern ein Paar Gemälde von Raphael haben. Der Kaufmann Gottskowski, der mehrere Aufträge dieſer Art erhielt, hatte ein ſolches Gemälde in Rom entdeckt, das zu verkaufen war. Der König befahl ihm, es ſo einzurichten, daß das Gemälde auf des Königs Koſten nach Potsdam zum Anſehen geſchickt würde, und ſich dabei zugleich vorläufig nach dem Preiſe zu erkundigen. Gottskowski berichtete dem Könige 1756: »Sein Korreſpondent in Rom melde ihm, daß der Beſitzer das Gemälde nicht außer Rom zum Anſehen ſchicken wolle, ſondern es ſolle in Rom darauf gehandelt werden; dabei gebe man vor, der König von Polen habe auf dies Gemälde ſchon 30,000 Dukaten geboten, wofür man es nicht laſſen wollen.« Darauf bekam Gottskowski folgendes eigenhändige teutſche Antwortſchreiben: »Ich habe einen Raphael in Han»del, der nicht ſo theuer iſt, da erwarte ich erſtlich »Antwort. Dem Könige in Polen ſtehet frei, »für ein Tableau $\frac{30}{m}$ Dukaten zu bezahlen, und in »Sachſen für $\frac{100}{m}$ Kopfſteuer auszuſchreiben, aber das »iſt meine Methode nicht. Was ich bezahlen kann »nach einem raiſonnablen Preis, kaufe ich; aber was »zu theuer iſt, laſſe ich dem Könige in Polen über: »denn Gold kann ich nicht machen, und Impoſten »aufzulegen iſt meine Sache nicht.«

Unzüchtige Gemälde waren ganz dem Charakter des Königs unangemessen, und nie hat er in seinen Zimmern dergleichen gehabt. Als ihm 1768 ein schön gemaltes, aber etwas unanständiges Gemälde eines Satyrs und einer Nymphe, von Cignani, zum Verkauf angeboten wurde, sagte er, sobald er es ansichtig ward: Pfui! Pfui! fort damit! Der Kommerzienrath Trible, ein wahrer Kenner der Kunst, der sehr viele Gemälde an den König verkauft hat, besaß eine ganz vortreffliche Zeichnung in Tusch von Giulio Romano, eine Priapeje, die er dem Könige anbot. Friedrich konnte sich lange nicht entschließen; endlich kaufte er sie doch, und bezahlte sie sehr gut, weil es eine der herrlichsten, ausgeführtesten und wohlkonservirtesten Zeichnungen dieses Meisters war, und der König damals sich ernstlich befliß, die verschiedenen Manieren der Maler zu studiren. Nachdem er aber diese Zeichnung eine kurze Zeit gehabt hatte, verschenkte er sie, weil ihm der Gegenstand allzusehr zuwider war.

Geschah es ja zuweilen, daß er dergleichen Gemälde verfertigen ließ, so geschah es zum Spaß *). So wollte er sich ungefähr im Jahre 1747 mit dem alten Herzoge von Hollstein-Beck, der in sein Zimmer,

*) S. S. 122.

welches er im Erdgeschosse des potsdamer Schlosses bewohnte, weiblichen Besuch sollte haben kommen lassen, einen Spaß machen. Er ließ daher von einem ganz gewöhnlichen Maler ein kleines, nicht völlig einen Fuß hohes Gemälde, einen Satyr mit einer Nymphe, malen, mit einem grünen Vorhang davor, und es unvermerkt in das Zimmer des Herzogs hängen. Als hernach der Fürstbischof von Breslau bei einem Besuche in eben dem Zimmer wohnte, ließ der König auf eben die Art das Gemälde eines Mönchs und einer Nonne malen, und auch in das Zimmer hängen. Der sicherste Beweis aber, daß der König mit diesen beiden Gemälden nichts als einen Spaß mit diesen beiden Herren im Sinne hatte, ist, daß sie auf seinen Befehl herausgenommen wurden, als andre Personen dieses Zimmer bewohnten.

Sein Vater befahl ihm einmal, vor dem Hofmaler Huber zu sitzen, weil sein Bildniß nebst andern von der Familie in dem Hause aufgestellt werden sollte, welches der König dem bekannten (Kaminrathe) Eckart geschenkt hatte, (demselben, worin itzt die Seehandlungskompagnie ihre Geschäfte führt). Der Prinz war zwar darüber unwillig; inzwischen mußte er doch dem väterlichen Befehle gehorchen. Er ging zu Huber, setzte sich vor ihm nieder, zog seine Flöte hervor, auf der er

etwas spielte, stand darauf mit den Worten: nun sage Er meinem Vater, ich habe gesessen, plötzlich auf, und ging weg. Dieser Huber genoß einen Gnadengehalt von 600 Thalern, welchen ihm König Friedrich Wilhelm der Erste ausgesetzt hatte, dem er bei seinen bekannten Malereien mit gutem Rathe behülflich gewesen war. Als Friedrich den Thron bestieg, strich er ihm davon 300 Thaler. Nach seinem Tode wurde dem Könige gesagt: »der Hofmaler Huber sei gestorben, und sein Gnadengehalt erledigt.« Wer ist das? — fragte der König. Man antwortete ihm: »Huber sei schon von Sr. Majestät Herrn Vater zum Hofmaler ernannt worden, und habe bis dahin den gedachten Gnadengehalt genossen.« Ich kenne ihn nicht, — erwiederte der König; — ich kenne keinen Hofmaler Huber; er wird vermuthlich den Thorweg nach dem Leben angestrichen haben. — Huber, Harper und Rothe malten nach le Sueurs Zeichnungen das Innere des japanischen Palais in Sanssouci. Die beiden ersten Künstler setzten unter ihre vollendeten Arbeiten ihre Namen. Als der König sie besah, und Hubers Namen bemerkte, sagte er: Was soll das, Huber? Ich weiß, wer es gemacht hat; streiche Er den Namen weg. Harpers Namen ließ er stehen.

Am meisten schätzte der König den berühmten Pesne, besuchte ihn öfters, und blieb stundenlang bei seinen Arbeiten gegenwärtig. Er gehörte schon zu der Gesellschaft, die sich der König als Kronprinz zu Rheinsberg gewählt hatte. Da sich Friedrich einst bei Pesne malen ließ, um sein Portrait nach England zu versenden, so wollte er zwar davor nicht sitzen, befahl ihm aber, dasselbe von Zeit zu Zeit auf dem Schlosse vorzuzeigen. Der König sprach bei dieser Gelegenheit mit dem Künstler lange Zeit, reichte ihm selbst Kaffe, und fand seine Arbeit so gut, daß er behauptete, er habe nicht nöthig, zu sitzen. Pesne hatte einen Sohn, der keine Neigung zu seines Vaters Kunst spürte; er ließ ihn daher nach Paris reisen, wo er sich zum königlichen Kammerdiener bilden sollte. Als er wieder zurückkam, stellte der Vater seinen Sohn dem Könige selbst vor, der auch mit ihm sprach, aber nachher sagte: es ist nicht der Vater. Dieser Mensch war so hochmüthig, daß, als er nach des Vaters Tode nach Berlin kam, um die Erbschaft zu übernehmen, er den Verstand verlor, und im Irrenhause starb.

Der König war nicht leicht zu bewegen, Hofmaler zu ernennen, und nur Wenige können sich dieser Gnade rühmen. Außer denen, die von seinem Vater diesen Titel erhalten hatten, und die

er

er denselben beibehalten ließ, sind von ihm ungefähr sechs damit beehrt worden.

c) Schauspiele und Opern.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. existirte noch kein regelmäßiges Schauspiel. Die Haupt- und Staatsaktionen, welche auf den Bühnen des starken Mannes und der schonemannischen Gesellschaft aufgeführt wurden, konnten einem Prinzen unmöglich gefallen, der die Meisterwerke eines Corneille, Racine, Moliere und anderer kannte. Inzwischen mußte er wider Willen öfters den elenden Vorstellungen auf gedachten Bühnen beiwohnen, weil sein Vater und der ganze Hof sie mit Vergnügen sahen. Der König sah es auch bei solchen Gelegenheiten sehr ungern, daß der Kronprinz keine Miene verzog, obgleich alle andre aus Leibeskräften lachten, und er äußerte deshalb mehrmals, sein Sohn werde ein Kopfhänger werden. Einstmals wurde die erbauliche Haupt- und Staatsaktion: Tarquinius und Lukretia, auf der schönemannischen Schaubühne gegeben. Der König und der Kronprinz waren zugegen. Als Lukretia die damals so beliebte Arie sang: Spinnt, ihr Mädgen, spinnt, ach spinnt, ꝛc. lachte der König, so wie der ganze Hof, und sah sich zugleich nach dem Kronprinzen um. Da er bemerkte, daß

dieser ganz ernsthaft da saß, fragte er ihn: »Fritz! wie gefällt Dir das?« — Sehr wohl, Ew. Majestät, antwortete der Kronprinz. — »Aber Du lachst ja nicht einmal,« fuhr der König fort. — Ich habe heftiges Kopfweh, erwiederte Friedrich. — Der König schüttelte den Kopf, und schwieg. Nun ging das Stück zu Ende, und als das Schlußchor: Hab' Dank, Lukretia! Deiner Ehr, itzund ersticht sich keine mehr, unter vielen Possen gesungen wurde, brachen die Zuschauer wieder in ein heftiges Gelächter aus. Indem der König mit dem Kronprinzen aus dem Schauspiele ging, fragte er ihn wieder: »Nun, Fritz, wie hat Dir denn das gefallen? — Der Kronprinz antwortete: Ganz wohl, Ew. Majestät, recht schön. — »Aber auch nicht einmal hab' ich Dich lachen sehen.« — Der Kronprinz schützte wieder das Kopfweh vor. — »Possen,« sagte der König mit Unwillen; »wenn Dir nur Deine Franzosen etwas vorgeschnattert hätten, so würdest Du wol haben lachen können.« — Als in der Folge sich ein Mensch, Namens Schönemann, zum Bedienten bei Friedrich anbot, sagte dieser: Gewiß ein Sohn von dem Possenreißer Schönemann, der in Berlin die schönen Haupt- und Staatsaktionen aufführte. Der gute Mensch verneinte dies, so viel er konnte;

es half ihm aber nichts, und der König sagte: Scheert Euch fort, ich mag keinen Narren um mich haben.

Durch die Einführung der Opern gab der König dem berlinischen Publikum ein ganz neues, bisher unbekanntes Schauspiel. Er selbst nahm während der ersten zwanzig Jahre seiner Regierung vielen Antheil daran, und sparte keine Kosten, die besten Sänger und Tonkünstler in seine Dienste zu bekommen. Er besuchte nicht allein die Opern fleißig, sondern war auch bei den Generalproben, zu welchen niemand gelassen wurde, allein gegenwärtig, und unterrichtete die Sänger oft selbst in der Aktion und Deklamation. Einst überreichte ihm ein Italiener ein Projekt, nach welchem er das Opernwesen gegen eine ansehnliche Summe in Pacht nehmen wollte. Der König sprach hierüber mit dem berühmten Quanz *). Dieser sagte bloß: »Sehr gut; aber dann müssen Ew. Majestät auch die Überschrift des berlinischen Opernhauses (Fridericus Rex Apollini et Musis) weglassen.« Daß sich der Kerl (der Italiener) ja nicht wieder vor mir sehen läßt, sagte der König mit Heftigkeit, und brach die Unterredung schleunig ab.

*) S. S. 23. f.

Noch in den letzten Jahren seines Lebens liebte der König seine alten Sänger sehr. Er stellte einst der Königin von Schweden bei ihrer Anwesenheit in Berlin die alte und itzt wenig schätzbare Sängerin Gasparini mit den Worten vor: Hier, meine Schwester, sehen Sie meine älteste Sängerin, die noch immer gut singt, und die Sie auch ehedem gehört haben.

Der Sänger Porporino genoß viel Gnade vom Könige. Er erhielt von ihm den Namen Porporino nach seinem Lehrmeister Porpora. Dieser Porporino sowol, als sein Mitsänger und Zeitgenosse, Paolino, hatten für den Dienst des Königs so viel Ehrfurcht, daß sie vor niemanden als vor ihm singen wollten (die Kirchenmusiken beim katholischen Gottesdienste, besonders an hohen Festtagen, ausgenommen). Porporino wurde von seinen Freunden in Italien, wohin er einmal gereiset war, auf das dringendste gebeten, seine Stimme hören zu lassen; er schlug es ihnen aber mit der Entschuldigung ab: »sie sei allein Gott und dem Könige von Preußen gewidmet.« — In dem letzten Jahre des siebenjährigen Kriegs ließ der König den Sänger Porporino nach Breslau kommen, und fragte ihn, wie es ihm gehe? — Dieser antwortete: »Traurig genug, da ich die Gegenwart Ew. Majestät so lange habe entbehren müssen, und

da die mißliche Lage, in welcher sich Dieselben befunden haben, mich oft in Furcht gesetzt hat.« Der König klopfte ihm auf die Schulter, und sagte: Ich hoffe, bald Ruhe zu bekommen, und dann will ich an Sie denken. — »Das haben Ew. Majestät schon oft gethan,« erwiederte Porporino. Dem Könige fiel dieser Ausdruck auf, und er fragte: Wann denn? Wann denn? — »Ew. Majestät,« fuhr Porporino fort, »machten mich zum Kaiser und Könige; allein es half mir nicht viel: denn diese Würden dauerten nur wenige Stunden.« — Der König lachte herzlich, und sagte: Dem sei wie ihm sei, so versichere ich, mancher wirklicher Kaiser und mancher König hat nicht mehr gethan, als Sie im Karneval, da Sie in den Opern königliche und kaiserliche Rollen spielten.

Ein Lieblingssänger des Königs war Salimbeni; aber ein besonderer Umstand ward die Veranlassung, daß er Berlin verließ. Er hatte eine Liebschaft, der zu Gefallen er sich im Sommer 1749 Erlaubniß zu einer vorgeblichen Reise erbat. Er erhielt sie, und brachte seine Urlaubszeit unweit Berlin auf einem Landgute mit den süßesten Unterhaltungen zu. Dies ward aber bald bekannt, man sprach bei Hofe davon, und es kam auch

endlich zu den Ohren des Königs, der darüber empfindlich ward. Bei der Generalprobe der Oper, welche im Karneval des genannten Jahrs gegeben werden sollte, sagte der König, nachdem Salimbeni seine erste Arie gesungen hatte: Ei pfui! Monsieur Salimbeni! was haben Sie gemacht? Ihre Stimme ist ganz verändert. — Salimbeni erwiederte: »er wisse nicht, wie das zugehen solle; er glaube, noch eben so gut als ehedem gesungen zu haben, und es würde ihm leid thun, wenn er sich in dieser Meinung irren sollte.« Bei seiner zweiten Arie äußerte der König, er finde sie gar nicht erträglich, und könne gar nicht begreifen, was mit des Sängers Stimme vorgegangen sein müsse. Dies verdroß Salimbeni, er sang nunmehr ganz nachlässig, und foderte nach dem Karneval seine Dienstentlassung. Anfänglich versagte der König sie ihm; gab sie ihm aber endlich, da er sie zum zweiten- und drittenmal verlangte, doch nicht recht gern, weil es wider seine Absicht war, daß die Sache so weit gehen sollte.

Der berühmte Intermezzosänger Crichi konnte durch sein komisches Spiel den König oft zum Lachen bewegen, wenn er sich auch vorgenommen hatte, ernsthaft zu sein. Der König stellte öfters Wetten mit ihm an, daß er ihn nicht aus seinem Ernste

bringen sollte; Erichi gewann aber immer. Er starb während des siebenjährigen Kriegs, und der König wünschte nach dem Frieden, seine Stelle wieder mit einem andern zu besetzen. Es meldete sich ein Italiener dazu, der nichts um und an sich hatte, als eine simple Kleidung. Friedrich wollte ihn hören; da jener aber keine Musikalien bei sich hatte, so wählte er unglücklicher Weise aus den vorhandenen ihm vorgelegten Intermezzi ein Stück, welches der König von Erichi vortrefflich hatte spielen sehen. Alle, die den Fremdling hörten, versicherten, er habe brav gesungen und gespielt. Allein der König war mit zu großer Vorliebe für Erichi eingenommen, als daß er dessen Talente hier hätte wiederfinden können; er gab daher dem Sänger ein Geschenk, und ließ ihn reisen. Vielleicht würde dieser Mann seinen Zweck nicht verfehlt haben, wenn er ein Stück gewählt hätte, das der König nicht kannte, und wobei ihm Erichi nicht einfallen konnte.

Der nachmalige Kantor bei der berlinischen Garnisonschule, Namens Pohle, hatte einen durchdringenden Baß. Er sang mit den Chorschülern in den Opern, und besonders das in der Oper Iphigenia vorkommende Orakel. Man stellte dem Könige vor, daß es nöthig sei, einen solchen Sänger stets beizubehalten, und bat, Pohlen eine Versor-

gung zu geben, damit er immer in Berlin bliebe. Der König genehmigte diesen Vorschlag, und gab Pohlen, bis eine solche Stelle erledigt sein würde, monatlich zehn Thaler. Es verging eine geraume Zeit, ohne daß Pohle eine Versorgung erhielt, oder sein kleiner Gehalt, von dem er nicht leben konnte, erhöhet wurde. Er entschloß sich daher im Jahre 1745, den König in der Opernprobe anzutreten. Dieser hatte gerade an demselben Tage durch den russischen Gesandten erfahren, daß die Sachsen und Östreicher aufbrächen und ihn angreifen wollten. Da die Opernprobe einmal bestellt war, so wohnte er ihr zwar bei, aber nicht mit heiterer Laune. Dies war für Pohlen ein Unglück; denn da er dem Könige seine Bitte vortrug, sah ihn dieser zornig an, und sagte: Mein Freund, ich sehe es Euch schon an, warum Ihr nicht auszukommen wißt. Ihr müßt essen und trinken, aber nicht fressen und saufen. — Geht, und laßt mich zufrieden.

d) Baukunst.

Der König hatte in seinem Zimmer beständig die Werke eines Piranese und Panini auf dem Tische liegen, aus welchen er die Vorschriften zu den aufzuführenden Gebäuden in Berlin und Pots-

dam gab. Sein Geschmack war ausgezeichnet, neu und überraschend, wie solches zum Theil die Verzierungen seiner Schlösser beweisen, ungeachtet mehrere Sparsamkeit in diesen Verzierungen zuweilen zu wünschen wäre. Seine Wohnungen nannte der König nicht Schlösser oder Palläste, sondern schlechthin seine Häuser. Mein Haus in Berlin, Potsdam oder Breslau, war sein gewöhnlicher Ausdruck, wenn er von seinen Schlössern sprach. Besonders hielt er das Schloß zu Berlin in großem Werthe. Wie bekannt, haben verschiedene Kollegien und Kassen angewiesene Zimmer auf demselben; aber obgleich die Zunahme der Geschäfte einen größern Raum nothwendig machte, so wollte er doch nichts davon wissen, mehrere Zimmer, wenn sie auch vorhanden und unbenutzt waren, einzuräumen. Er schrieb sehr oft, wenn ihm deshalb Vorstellungen gemacht wurden: Ich kann nichts missen; befahl auch dem verstorbenen Kastellan, Hofrath Hagemeister, keinen Winkel auf dem Schlosse weiter zu vergeben, auch sogar dann nicht, wenn man ihm eigenhändig unterschriebene Befehle aus dem Kabinette vorzeigte. Einst kam in den Zimmern des Kastellans durch Nachlässigkeit Feuer aus, welches indeß bald gelöscht wurde. Der König war darüber sehr verdrießlich, und sagte: Dem Kerl soll der Teufel auf

den Kopf fahren! Will er mir mein Haus anstecken? — Er schrieb nach Berlin, daß man den Vorfall genau untersuchen, und den Kastellan zur Rechenschaft ziehen sollte. Diese Sache wurde mit Mühe beigelegt.

In den letzten Jahren seines Lebens schien er ein Vergnügen an der Verwüstung der Zeit zu finden, und gab wenig zur Wiederherstellung der wandelbar gewordenen Gebäude, Bildsäulen und verdorbenen Gemälde her. Einmal ließ er sich einen Anschlag von den Kosten, die eine Abputzung des berliner Schlosses erfodern würde, verfertigen, fand aber die dazu nöthige Summe sehr hoch, und sagte: Es mag bleiben, wie es ist; es sieht besser alt aus, als wenn es abgeputzt wäre. — Vielleicht war ihm dies alles ein philosophisches Bild der Vergänglichkeit, die er an seinem eignem Körper verspürte!

5. Friedrichs Bemühungen in Ansehung der Lehranstalten.

Der König hatte von der Verfassung der Universitäten keinen richtigen Begriff, und daher kam es, daß er weniger für sie that, als vielleicht sonst geschehen wäre. Aber auch hier bemerkte sein heller Geist oft den Grund des Übels. Als das

geistliche Departement 1740 bei ihm anfragte, ob er dem gelehrten Suthland die Prof. med. extr. auf der Universität zu Königsberg, die mit keiner Besoldung verbunden sei, ertheilen wolle? schrieb er an den Rand: Das ist gut; aber die königsbergsche Universität ist auf einem schlechten Fuße, und man muß sehen, habile Leute außerhalb Landes zu voziren. Und da man 1742 bei der Verbesserung der Universität zu Frankfurt an der Oder die Instruktion für den Universitätsdirektor Fleischer dem Könige zur Approbation einsandte, so resolvirte er mündlich: Sie haben aber zu viel Professoren. Sie sollten wenige und tüchtige berühmte Männer nehmen, wodurch die Universitäten am besten in Flor kommen. Pedanten und faule Bäuche schaden mehr als sie nützen.

Von den Studenten hatte er eine schlechte Meinung, die sich ohne Zweifel auf viele Erzählungen von Studentenstreichen gründet, und aus folgendem Kabinetsbefehl an den Staatsminister, Freiherrn von Zedlitz, im Jahre 1772 erhellet:

»Der Beschwerde der Kaufleute und Weinhändler zu Halle kann ich nicht anders abhelfen, »als daß den Studenten auf der dortigen Universität das Herumlaufen auf die sächsischen

»Dörfer ernstlich untersagt werde. Sie ver»derben dadurch ohnedies ihre Zeit, versäu»men dabei ihre Studia, verzehren unnöthig »Geld, und werden öfters liederlich, und da»her wird dergleichen Verbot von doppeltem »Nutzen für den Staat sein.«

So hatte auch der König von der Beschaffenheit der Gymnasien und Schulen in seinen Staaten keine unmittelbare Kenntniß, und beurtheilte sie also nach Berichten, Erzählungen und Vermuthungen. Daher hat er auch wahrscheinlich zur Verbesserung der Schulen einiger Städte aus seinen unmittelbaren Kassen nichts, wol aber aus den Kämmereieinkünften der Städte bewilligt. Doch bewies er in seinen Gedanken über das Schulwesen sehr viel Verstand und Einsicht. Nachstehende Kabinetsordre an den Staatsminister Freiherrn von Zedlitz vom Jahre 1779, die er, wie man leicht sieht, selbst ganz diktirt hat, ist ein merkwürdiges Beispiel.

»Da ich gewahr geworden, daß bei den Schul»anstalten noch viele Fehler sind, und daß beson»ders in den kleinen Schulen die Rhetorik und Logik »nur sehr schlecht oder nicht gelehrt wird, dieses »aber eine vorzügliche und höchst nothwendige

»Sache ist, die ein jeder Mensch in jedem Stande
»wissen muß, und das erste Fundament bei Er-
»ziehung der jungen Leute sein soll, denn wer
»zum besten raisonniret, wird immer weiter kom-
»men, als einer, der falsche consequences ziehet;
»So habe Euch hierdurch meine eigentliche Wil-
»lensmeinung dahin bekannt machen wollen. We-
»gen der Rhetorik ist der Quintilian, der muß ver-
»teutschet und darnach in allen Schulen informiret
»werden, sie müssen die jungen Leute traductions
»und discourse selbst machen lassen, daß sie die
»Sache recht begreifen, nach der Methode des
»Quintilian; man kann auch ein Abregé daraus
»machen, daß die jungen Leute in den Schulen al-
»les desto leichter lernen: denn wenn sie nachher
»auf Universitäten sind, so lernen sie davon nichts,
»wenn sie es nicht aus den Schulen schon mit da-
»hin bringen. Zum Unterricht in der Logik ist die
»beste im Teutschen von Wolf: solche ist wol ein
»bißchen weitläuftig, aber man kann sie abregiren
»lassen: die ersten Schulen sind immer Schuld dar-
»an, wenn die jungen Leute nichts lernen: die Leh-
»rer lassen die jungen Leute nicht selbst arbeiten,
»sondern sie herumlaufen, und halten sie nicht ge-
»nug zum Lernen an. Lateinisch müssen die jun-
»gen Leute auch absolut lernen, davon gehe ich
»nicht ab; es muß nur darauf raffinirt werden

»auf die leichteste und beste Methode, wie es den »jungen Leuten zum leichtesten beizubringen; wenn »sie auch Kaufleute werden, oder sich zu etwas an»derm widmen, wie es auf das Genie immer an»kommt, so ist ihnen das doch allezeit nützlich, und »kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden kön»nen. — — Die Lehrer müssen sich auch mehr »Mühe geben mit dem Unterricht der jungen Leu»te, und darauf mehr Fleiß wenden, und mit wah»rem Attachement der Sache sich widmen: dafür »werden sie bezahlt, und wenn sie das nicht ge»bührend thun, und nicht ordentlich in den Sachen »sind, und die jungen Leute negligiren, muß man »ihnen auf die Finger klopfen, daß sie besser at»tent werden: — und die Lehrer und Professoren »müssen das Lateinische durchaus wissen, so wie »auch das Griechische, das sind die wesentlichsten »Stücke mit, daß sie das den jungen Leuten recht »gründlich beibringen können, und die leichteste »Methode dazu ausfindig zu machen wissen. — »Eine gute teutsche Grammatik, die die beste ist, »muß auch bei den Schulen gebraucht werden: »es sei nun die gottschedsche, oder eine andre, die »zum Besten ist. — Von großem Nutzen würde »es sein, wenn die jungen Leute so in einem Schul»hause beständig beisammen wären, wofür die Äl»tern was Gewisses bezahlten, so würden sie weit

»mehr lernen, als wenn sie zu Hause sind, wo sie »die Ältern nur herumlaufen lassen; wie im Joa»chimsthal, da können sie gut studiren, da sind sie »immer bei einander. — Für junge Leute, die »zum commerce gehen wollen, sind so ein Haufen »guter Bücher, woraus sie das commerce einer je»den Nation in der ganzen Welt kennen lernen »können; für Leute, die Offiziers werden, ist die »Historie nöthig; auch für andre Leute, und zwar »muß solche gleich zum Anfange gelehret werden: »denn es sind abregés genug davon da; anfäng»lich muß man sie nur kurz unterrichten, und bei »den alten Zeiten nicht zu lange sich aufhalten, doch »so, daß sie eine Kenntniß von der alten Geschich»te kriegen. Aber in den neuern Zeiten, da muß »man schon etwas genauer damit gehen, damit die »jungen Leute solche gründlich kennen lernen, und »das geht auch spielend an. — In Ansehung der »Geometrie, da sind schon andre Mittel, um sie solche »zu lehren. — Und was die Philosophie betrifft, »die muß von keinem Geistlichen gelehrt werden, »sondern von Weltlichen: sonst ist es eben so, als »wenn ein Jurist einen Offizier die Kriegskunst »lehren soll; er muß aber alle Systeme mit den »jungen Leuten durchgehen, und durchaus keine »neue machen. — Von der Metaphysik müssen »sie auch was durchgehen. Aber vom Griechischen

»und Lateiniſchen gehe ich durchaus nicht ab bei »dem Unterrichte in den Schulen. — Und die Lo»gik iſt das allervernünftigſte, denn ein jeder Bauer »muß ſeine Sachen überlegen, und wenn ein jeder »richtig dächte, das wäre ſehr gut. — Die Rhe»torik muß den jungen Leuten, wie ſchon geſagt, »ebenfalls gründlich beigebracht werden. Man »muß auch darauf Acht geben, daß die Kinder »fleißig in die Schulen kommen, und wenn das »nicht geſchieht, muß das den Vätern und Äl»tern gemeldet werden, daß ſie ſie dafür ſtrafen; »denn warum ſchicken ſie ſonſt die Kinder in die »Schule, als daß ſie was lernen ſollen? ſonſt kön»nen ſie ſie ja nur zu Hauſe behalten.«

»Daß die Schulmeiſter auf'm Lande die Reli»gion und die Moral die jungen Leute lehren, iſt »recht gut, und müſſen ſie davon nicht abgehen, »damit die Leute bei ihrer Religion hübſch blei»ben, und nicht zur katholiſchen übergehen; denn »die evangeliſche Religion iſt die beſte, und weit »beſſer wie die katholiſche. Darum müſſen ſich die »Schulmeiſter Mühe geben, daß die Leute atta»chement zur Religion behalten, und ſie ſo weit »bringen, daß ſie nicht ſtehlen und nicht morden. »Diebereien werden indeſſen nicht aufhören, das »liegt in der menſchlichen Natur; denn natürlicher »Weiſe iſt alles Volk diebiſch, auch andre Leute,

»und

»und solche, die bei den Kassen sind, und sonst »Gelegenheit dazu haben. — Im Altenburgschen »ist eine sehr gute Erziehung, die Leute sind da »alle so ordentlich und vernünftig: wenn man von »daher könnte Schulmeister kriegen, die nicht so »theuer wären, so würde das sehr gut sein. Ihr »werdet sehen, wie das zu machen steht: sonst ist »es auf dem platten Lande genug, wenn sie ein »bißchen lesen und schreiben lernen; wissen sie aber »zu viel, so laufen sie in die Städte, und wollen »Sekretaire und so was werden. Deshalb muß »man auf'm platten Lande den Unterricht der jun»gen Leute so einrichten, daß sie das Nothwendi»ge, was zu ihrem Wissen nöthig ist, lernen; aber »auch in der Art, daß die Leute nicht aus den »Dörfern weglaufen, sondern hübsch da bleiben. »Nach dieser meiner Willensmeinung und Vor»schrift werdet Ihr daher bemüht sein, alles in »den Schulen besser einzurichten und zu reguliren, »damit meine landesväterliche Intention besser er»reicht wird.«

Diese letztern königlichen Gedanken veranlassen mich, noch einiges von seiner besondern Sorge für die Landschulen zu erwähnen. Schon von 1765 an hatte er auf den Zustand derselben ein wachsames Auge zu haben befohlen, und noch mehr ermunterte ihn folgender Umstand dazu. Als

er etwa 1768 auf der Reise nach Schlesien in einem Dorfe der Mark Brandenburg sich etwas aufhalten mußte, bis ein an seinem Reisewagen zerbrochenes Rad wieder hergestellt worden, so hörte er auf dem Kirchhofe ein schreckliches Geräusch in einem daran liegenden Hause, und erfuhr bei angestellter Erkundigung, daß daselbst die Schule sei. Noch aus dem Nachtquartier schrieb er an den Minister von Münchhausen: er wisse nun aus eigner Erfahrung, daß die Dorfschulen einer großen Verbesserung bedürftig wären. — Als ihm daher 1771 der Staatsminister, Graf Reuß IX, und der kurmärkische Landrentmeister, Hofrath Buchholz, meldeten, daß bei den kurmärkischen Städtekassen ein Fond von hunderttausend Thalern übrig sei, welchen die Landschaft ihm offerire, so antwortete er Folgendes: »Da dieses ersparte Kapital eigentlich vom Lande »aufgebracht worden, und ich daher auch solches »wiederum zum Landesbesten anzuwenden »billig finde und gemeint bin, so ist mir »in dieser Absicht eingefallen: ob dieser Fond zur »Einführung der englischen Wirthschaft bei den »Ackerstädten und dem nicht hinreichend bemittelten Adel zugehörigen Dörfern zu etwa vier Prozent anzulegen; die davon aufkommenden Interessen aber zur Salarirung der Schulmei-

»ſter auf dem Lande, und ſolchergeſtalt zu »beſſerer Erziehung der Jugend zu ver»wenden, rathſam ſein dürfte.«

Für die genannte Landwirthſchaftsart fanden ſich die erwarteten Liebhaber nicht; aber der Zweck des Königs in Anſehung der Schulmeiſter wurde durch Ausleihung dieſes Kapitals an Ackerſtädte in der Kurmark Brandenburg zu vier Prozent erreicht. Der Staatsminiſter, Baron von Zedlitz, ſchlug dem Könige 1773 acht Örter und zugleich dieſes vor, daß jeder neue Schulmeiſter jährlich 120 Thaler Beſoldung, aber kein Schulgeld von den Einwohnern des Dorfs bekommen, dieſe Wohlthat des freien Unterrichts der Kinder von ſolchen geſchickten Schulmeiſtern aber nicht bloß königlichen, ſondern auch ſtädtiſchen und andern Dörfern wiederfahren möchte. Der König ſchrieb unter das Verzeichniß der acht Örter eigenhändig: »Die Ör»ter ſind gut ausgeſucht. Die ſchlechten Schulmei»ſter ſind Schneider die meiſten, und müßte man »ſehen, ob man ſie nicht in kleinen Städten könnte »ſchneidern laſſen, oder wie man ſie ſonſt unter»bringt: damit die Schulen deſto eher in »guten Stand kommen, was eine inter»eſſante Sache iſt.« Außer dieſer Summe hat der König einen Theil der zwei Prozent Zinſen von 820,000 Thalern, die er von 1772 bis 76

dem pommerschen Adel auf ewig geliehen, zur Besoldung tüchtiger Landschulmeister in Pommern bestimmt.

Aber die schöne Hoffnung zur Verbesserung der Landschulen wurde fast ganz vernichtet, als er 1779 nach dem Vorschlage des geheimen Finanzraths von Brenkenhof, durch den er wüste Gegenden urbar machen ließ, anordnete, daß die zu den Kriegsdiensten untüchtig gewordenen Soldaten und Unteroffiziere zu Schulmeistern gemacht werden sollten, wenn sie sich dazu schickten. Das geistliche Departement und das Oberkonsistorium thaten zwar alles mögliche, um diese Verordnung weniger schädlich zu machen, und verabredeten mit dem Generaldirektorium und desselben Kriegsdepartement, daß die Invaliden vorher geprüft werden sollten, ob sie zu Landschullehrern brauchbar wären. Dadurch wurden wenigstens die allerschlechtesten von den Schulen entfernt; wenn aber der König durch einen Kabinetsbefehl einen Invaliden zum Schulmeister machte, war nichts zu thun. Als z. B. der geschickte Schullehrer in dem Kolonistendorfe Friedrichshagen, unweit Köpenik, nach Potsdam zum Rektor der Garnisonschule berufen worden war, so meldete sich zu der Stelle, welche er verlassen hatte, ein Invalide, der aber bei der Prüfung untüchtig befunden und also abgewiesen wurde. Er

beklagte sich darüber unmittelbar bei dem Könige, der durch einen Kabinetsbefehl seine Ansetzung zum Schulmeister in Friedrichshagen verordnete, »weil es gerecht und billig sei, einen Menschen, der seine Kräfte zum Dienste des Vaterlands aufgeopfert habe, zur Ruhe zu setzen.« Der Invalide konnte zwar als Lehrer einer zahlreichen Jugend wenig Ruhe finden; aber es war ihm an dem Gehalte von 120 Thalern und an dem Wohnhause gelegen, und er nahm also von dem Amte Besitz. Sobald er aber in die Schule kam, erstaunte er selbst, daß die Kinder weit mehr wußten als er, und sich daher auch zu seinen Lehrern aufwarfen. Aus Angst wollte er mit einem andern Invaliden, der eine kleinere und schlechter eingerichtete Schule hatte, einen Tausch des Amts treffen, unter der Bedingung, daß er ihm von den Einkünften der Stelle zu Friedrichshagen jährlich eine bestimmte Summe abgeben sollte. Das gab aber das Oberkonsistorium nicht zu. Nun wandte sich die Gemeine zu Friedrichshagen an den König, und bat demüthigst, er möchte ihr den unwissenden Schulmeister abnehmen, und ihr wieder einen geschickten Mann geben, von welchem ihre Kinder für Kopf und Herz etwas lernen könnten; sie wurden aber nicht erhört.

Friedrich konnte es ferner nicht billigen, daß sich so viele junge Leute, oft nur aus Liebe zur Bequemlichkeit, dem Soldatenstande entziehen wollten. Nach der Verordnung seines Vaters waren alle in seinen Ländern geborne Knaben Soldaten, und nur die Söhne der Prediger, welche Theologie studirten, u. e. a. waren davon ausgenommen. Dessenungeachtet wurden mehrere Predigersöhne, wenn sie eine andre Hauptwissenschaft erwählten und sie groß waren, zum Soldatenstande genöthigt. So ging es 1738 dem Sohne des berlinischen Predigers Dietrich, der Kandidat der Rechte war, und den selbst der Königin und der Kronprinzessin Fürbitte nicht befreien konnte. Auch Friedrich wies beim Antritt seiner Regierung den Vater ab. Aber kurz vor dem ersten schlesischen Kriege gab ihn der alte General von Kleist, unter dessen Regimente er war, auf die dringende Fürbitte der verwitweten und regierenden Königin, ohne Vorwissen des Königs, los, und machte ihn erst zum Hofmeister seiner Söhne, und dann zum Auditeur seines Regiments. Als der König bei der besondern Musterung des kleistischen Regiments sich bei dem General erkundigte: wo der Soldat, eines berlinischen Predigers Sohn, sei? antwortete der General: »ich habe ihn zu meinem Auditeur gemacht.« — Der König: Welcher Teu-

fel hat Ihm das geheißen? — Der General: »Ihro Majestät die Königin Frau Mutter haben mich dazu gebracht, und versichert, sie wollten es bei Ew. Majestät verantworten.« — Der König schwieg stille, und Dietrich blieb Auditeur. Nachher machte er den häufigen Klagen, die von bürgerlichen Leuten bei ihm eingegeben wurden, durch folgenden Befehl an den Generalmajor von Stosch im Jahre 1746 ein Ende.

»Ich setze hierdurch ein- für allemal fest, daß »von nun an die Söhne der Kaufleute, Rentie»rer, Künstler und Fabrikanten, ingleichen der »Weinhändler und Materialisten, so guten Han»del führen, wie auch königlicher Bedienten und »andrer Leute, welche vom Stande sind, oder von »Kapitalien leben, überhaupt aber von denjenigen, »welche 6000 Thaler im Vermögen haben, von al»ler Enrollirung und Werbung ganz und gar frei »sein sollen. Ich befehle demnach, daß Ihr diese »meine ernstliche Willensmeinung bei jedem Regi»mente bekannt machen, Euch selbst aber auf das »Genaueste darnach achten, und daß solche unter »keinem Vorwande kontravenirt werden müsse, »auf das strikteste halten sollet.«

Eben so sagte er 1784 in einer Antwort an seine Staatsminister: »Die Söhne der Bauern, »der Bürger in kleinen Städten, z B. Ragnit

»und dergleichen, was haben dieſe nöthig zu ſtu»diren? Erſtere werden wieder Bauern, und leß»tere, was ihre Väter waren. Der Sohn eines »Bauern wird wieder Bauer, u. ſ. w. Meine »Meinung iſt dabei gar nicht, daß dadurch junge »Leute, welche ſich zum Studiren ſchicken und Ta»lente haben, meinem und des Vaterlands Civil»dienſte entzogen werden ſollen: nur den Miß»brauch will ich abgeſchafft wiſſen, und daher ſol»len alle dieſe jungen Leute von obbemeldetem »Stande den Regimentern und Kammern künftig»hin gehörig angezeigt werden, damit die Kan»tonliſten in gehöriger Ordnung angefertigt wer»den können.«

6. Friedrichs Religion.

Daß Friedrich von dem Daſein Gottes überzeugt war, beweiſen mehrere Stellen ſeiner Schriften. In ſeiner Abhandlung »über Teutſchlands Litera»tur« ſchreibt er: »Alles, ſogar ein Grashalm, be»weiſet, daß Gott ſei; und da der Menſch einen »Grad des Verſtandes beſitzt, den er ſich nicht »ſelbſt gegeben hat, ſo muß nothwendig das We»ſen, von welchem er alles hat, einen unendlichen »und unermeßlichen Verſtand haben.« — Als der Generallieutenant von K.., welcher ſeit dem ſiebenjährigen Kriege bis zum baierſchen Erbfolge-

krieg den größten Theil des Jahrs in Potsdam und in Sanssouci zubrachte, und des Königs Tisch- und Reisegesellschafter war, einst gesprächweise gegen den König den Wunsch sehr lebhaft äußerte, einen hinlänglichen Beweis für das Dasein der Gottheit zu lesen, so schickte ihm Friedrich am andern Morgen Fenelon's Werk über das Dasein Gottes auf das Zimmer. Und eben der General hat oft gesagt, daß der König sowol bei dieser, als bei ähnlichen Unterredungen den Theismus vertheidigt und wider den Atheismus gesprochen hat. — Als der Monarch aus dem siebenjährigen Kriege zurückkam, begab er sich sogleich nach Charlottenburg, ließ hier unverzüglich seinen Konzertmeister Benda zu sich rufen, und trug ihm auf, die Orgel in der Schloßkapelle, welche von dem Feinde war verdorben worden, innerhalb vier Tagen wieder herstellen zu lassen. Der Orgelbauer fand aber die Orgel so verwüstet, daß er sie in einer so kurzen Zeit nicht wieder in Gang bringen konnte. Benda stattete dem Könige hiervon Bericht ab, und erhielt von ihm die Antwort: er möchte die Orgel nur so lassen, und zu einer gewissen Stunde das *Te Deum etc.* in der Schloßkapelle aufführen. — Instrumentalisten und Sänger begaben sich in die Kapelle, und vermutheten den ganzen Königlichen Hofstaat.

Aber der König erscheint allein, setzt sich nieder, winkt, und die Musik nimmt ihren Anfang. Als die Singstimmen mit dem Te Deum etc. eintraten, stützte er den Kopf mit der Hand, und verbarg die Augen, um den Thränen des Danks gegen den Ewigen freien Lauf zu lassen. Die meisten Musiker waren dabei so gerührt, daß auch ihnen Thränen über die Wangen rollten. — Am deutlichsten bezeugt dies eine Stelle aus Sulzers von ihm selbst geschriebenem Leben, wo er bei der Unterredung des Königs mit ihm, im Jahre 1777 zu Berlin, Folgendes erzählt.

»Nach mancherlei die Philosophie betreffenden Materien kam die Unterredung auch auf Religion. Als Se. Majestät unter andern sagten: daß man in dem Unsinne so weit gegangen, einen Gott zu glauben, der einen zweiten gemacht, und daß diese beiden zusammen einen dritten hervorgebracht hätten, u. s. w. nahm ich mir die Freiheit, zu sagen: daß gegenwärtig die vornehmsten Theologen, besonders einige der angesehensten Geistlichen in Berlin, dergleichen nicht mehr vorbringen, daß überhaupt die christliche Lehre, so wie sie itzt von den im größten Rufe stehenden Predigern in Berlin vorgetragen werde, eine ganz andre Gestalt habe, als sie

zu den Zeiten, da Se. Majestät in der Religion unterrichtet worden, gehabt, u. s. w. Unter andern sagte ich auch, daß der Propst Spalding ein eignes, mit großem Beifall aufgenommenes Werk geschrieben habe, worin er den Geistlichen die stolze Vorstellung, daß sie unmittelbar einen göttlichen Beruf als Priester Gottes hätten, zu benehmen suche, und ihnen vorstelle, daß ihr Beruf, als bloß politisch betrachtet, dem zu Folge sie das Volk über alle Pflichten unterrichten und zur Befolgung derselben vermahnen sollten, edel genug sei, u. s. w. Hierauf sagte der König: Das ist sehr gut, und ich bin der erste, dieses zu respektiren. — Se. Majestät setzten noch hinzu: Die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbaren göttlichen Berufe sei eben so ungereimt, als das Vorgeben, womit man den Souverainen schmeichelte, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden wären. — Dann sagte der König etwas, das mich sehr rührte, und das ich deswegen merkwürdig genug halte, von Wort zu Wort hier anzuführen: »Wenn es mir gelänge,« — sagte er, — »alle meine Unterthanen vollkommen glücklich »zu machen, so würde ich nur auf einen sehr klei»nen Theil dieser Erdkugel gewirkt haben, die nur »ein unendlich kleiner Theil des Weltalls ist. Wie

»Könnte ich denn es wagen, mich mit dem Wesen »zu vergleichen, welches dieses unermeßliche Welt»all regiert und in Ordnung erhält?«

Wäre Friedrich einer Religion zugethan gewesen, so hätte er sich, nach der Sitte der Weisen aller Jahrhunderte, zu der Religionspartei seiner Familie bekannt. Denn als 1783 durch Urtheil und Recht einer reformirten Schweizerkolonie im Königreich Preußen auferlegt wurde, einer lutherischen Gemeine etwas Ackerland, das drei Thaler und einige Groschen eintrug, zurückzugeben, und die reformirte Gemeine sich unmittelbar an den König wandte und über dieses Urtheil beschwerte, so diktirte er einen Kabinetsbefehl, in welchem folgende Stelle vorkam: »Meine Willensmeinung »ist, daß alle die Religionen, die ihren Gottes»dienst hier im Lande haben, sollen das so haben, »wie sie wollen, ohne sie zu stören. Die Lutheraner auf ihre Weise, und die Reformirten »eben so gut, wie die andern; überdies »ist diese ja die Familienreligion.«

Daher hielt er auch von Religionsänderung nichts. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung glaubte ein pommerscher Edelmann, der gewisser Verbrechen wegen auf der Festung saß, er würde seine Befreiung und wol noch gar eine Belohnung erhalten, wenn er von der lutherischen

zur reformirten Religion überträte, that dies wirklich, und schrieb an den König: »er schmeichle sich, auf Sr. Majestät Gnade Anspruch machen zu können, da er mit Allerhöchstdenselben zugleich ein Glaubensgenosse der reformirten Kirche geworden sei, und bitte daher um seine Befreiung und um einen anständigen Posten.« Der König antwortete ihm: »er habe ganz Recht, wenn er glaube, An»sprüche auf seine Gnade machen zu können, und »um ihm dies zu beweisen, solle er noch ein Jahr »länger auf der Festung bleiben.«

Als ein gewisser Herr von Marschall in Madrit katholisch geworden war, und der König es erfuhr, sagte er: Ich kann die Mamelucken nicht leiden! Des Herrn von Marschall in Berlin zurückgebliebene junge Frau wurde auch auf der Stelle von ihm geschieden, mit der Erlaubniß, sich anderwärts zu verheirathen.

Der Markgraf Friedrich von Brandenburg-Baireuth und dessen Gemahlin, Schwester des Königs, machten, unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von der Mark, eine Reise nach Italien, von der sie erst nach einer langen Abwesenheit wieder in ihrer Residenz anlangten. Diese lange Entfernung von ihren Staaten hatte zu dem Gerücht Veranlassung gegeben, als hätte der Markgraf Neigung, die römischkatholische Religion an-

zunehmen. Der König erließ bei dieser Gelegenheit (1755) folgendes Schreiben an seinen Gesandten zu Regensburg.

»Wir haben seit Kurzem nicht ohne Verwun»derung, aber auch zu gleicher Zeit mit dem größ»ten Mißvergnügen vernommen, wasmaßen von »einigen, zweifelsohne gegen unser königl. Kur»und Gesammthaus übelgesinnten Personen, unter »der Hand, ja selbst in den öffentlichen Zeitungs»blättern ausgestreut worden, als ob unsrer viel»geliebten Schwester und deren Gemahls, des »Markgrafen von Baireuth Liebden beiderseits ih»re bisher bekannte protestantische Religion verän»dert, und dagegen die römischkatholische ange»nommen hätten. Nimmermehr hätten wir uns »vorstellen können, daß aus einer so innozenten »Reise, als diejenige, welche unsrer Schwester Lieb»den nach warmen Ländern gethan, einzig und al»lein zu möglichster Herstellung der Gesundheits»umstände, dergleichen höchst nachtheilige und uns »sehr zu Gemüth gehende Folgerungen gezogen »werden würden, bevorab da unser königl. Kur»haus eins derjenigen ist, wovon kein Exempel ei»nes Absprungs von der seit etlichen Säkulis her »bei demselben bekannten protestantischen Religion »anzuführen weiß, und die göttliche Providenz, »wie wir inbrünstig wünschen und hoffen, selbiges

»in Zukunft davor bewahren wird. Selbst des »Markgrafen Liebden haben zur Gnüge bezeugt, »wie weit sie entfernt sind, uns und dero Unter»thanen durch eine Religionsveränderung zu be»trüben, da sie sich kürzlich aus Frankreich in de»ro Landen eingefunden, und der daselbst einge»führten Kommunion öffentlich beigewohnt haben. »Wie wir nun nöthig befunden, verschiedenen von »unsern an auswärtigen Höfen befindlichen Mini»stern aufzugeben, sothane kalumniöse und äußerst »empfindliche Zeitung, als eine der größten von »einigen unwürdigen und übel intentionirten Leu»ten ausgesonnenen groben Unwahrheiten gegen je»dermann auf alle Weise zu erklären; so habt »Ihr dortigen Orts ein gleiches zu thun, und Ihr »könnt darunter mit desto mehrerer Zuversicht ver»fahren, da unsre aufrichtigen Gesinnungen zur »Aufrechthaltung der protestantischen Religion dem »dortigen Corpori Evangelicorum hinlänglich be»kannt sind, unsre dieserhalb hegende Vorsorge »auch einer der vornehmsten Vorwürfe unsrer kö»niglichen Regierung jederzeit sein und bleiben »wird.«

Mit großer Klugheit ließ er aber jedermann seinen Gottesdienst so halten, wie es eines jeden Begriffen angemessen war, und störte keinen in seinen Überzeugungen. Daher respektirte er auch

die Feiertage, obgleich er selbst keinen beobachtete, und gewann dadurch das Zutrauen seiner Soldaten in noch höherem Grade, wenn sie sahen, daß ihr erhabener Anführer auch bei ihren Andachten gemeinschaftliche Sache mit ihnen machte. Vor der Bataille bei Leuthen brach der König sehr früh mit seiner Armee auf. Er ritt in Begleitung seiner Suite eine Strecke voraus, und da er hinter sich ein unvernehmliches Getöse hörte, fragte er einen seiner Adjutanten, was das bedeute? Dieser erwiederte: »daß die Soldaten geistliche Morgenlieder sängen; ob er hinreiten solle, es zu verbieten.« Nein! — sagte der König, — bleibe Er hier; und wandte sich zu einem sehr verdienstvollen General mit den Worten: Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde? — Einst war die potsdamsche Garnison befehligt, herauszumarschiren, und der König erwartete sie vor dem Thore. Während er da hielt, hörte er in der Stadt läuten, und fragte den Kommandeur der reitenden Artillerie, den itzigen Oberstlieutenant von Anhalt, was das bedeute? Dieser antwortete ihm: »es ist heute Charfreitag!« — Den Teufel auch! — sagte der König erschrocken, ritt dem General Lestwitz, Kommendanten von Potsdam, entgegen, und gab ihm einen starken Verweis, daß er ihn nicht

erinnert

erinnert habe, daß heute Charfreitag sei. Ich, — sagte er, — habe mehr zu bedenken!

Aus diesem Grunde schrieb er endlich auch an Voltaire, der ihm einige in der Henriade gemachte Veränderungen mitgetheilt hatte: »Die Stelle, »die Sie im siebenten Gesange eingeschaltet ha»ben, ist bewundernswürdig schön, und verdient »im höchsten Grade einen Platz in der Ausgabe, »die ich von der Henriade veranstalte. Aber, lie»ber Voltaire, schonen Sie der Frömmlerbrut, und »fürchten Sie sich vor Ihren Verfolgern. Schon »diese einzige Stelle kann Ihnen neue Händel zu»ziehen. Es ist höchst schrecklich, in dem Verdacht »der Irreligion zu stehen. Wenn man gleich alles »ersinnliche anwendet, diesen bösen Ruf von sich »abzuwälzen, so gelingt es einem doch nicht, und »die Beschuldigungen hören nicht auf. Ich rede »aus Erfahrung, und ich habe die Bemerkung ge»macht, daß man über diesen Punkt sehr behutsam »sein muß. Ihre Verse sind der gesunden Ver»nunft angemessen, und darum müssen sie wahr »sein; aber eben deshalb stoßen sich Idioten und »Schwachköpfe daran. Geben Sie Ihrem un»dankbaren Vaterlande ja nichts davon, und be»handeln Sie es so, wie die Sonne die Lappländer. Lassen Sie die Wahrheit und Schönheit »Ihrer Werke nur in einem Lande glänzen, wo

»man Erlaubniß hat, nicht stumpfsinnig zu sein, »und wo man es wagt, alles zu sagen, was man »denkt. Sie merken wol, daß ich von England »spreche.« ꝛc.

Politische Duldung der verschiedenen Religionsparteien und ihrer gottesdienstlichen Verfassung, wenn sie den Staat nicht beunruhigten, war daher seiner Weisheit und Klugheit ganz angemessen. Sein Grundsatz in der Hinsicht, den er am Ende seiner Schrift »über die brandenburgische Religion« bekannt machte, war: Der falsche Eifer ist ein Tyrann, der die Staaten entvölkert. Duldung gleicht einer zärtlichen Mutter, die sie pflegt und blühend macht. Diesem Grundsatze gemäß schrieb er, als man bei ihm anfragte, ob die römischkatholischen, besonders zu Berlin angelegten, Schulen, die aber vornämlich dazu Gelegenheit gegeben hätten, daß aus Protestanten römischkatholische Glaubensgenossen gemacht würden, bleiben sollten? gleich in den ersten Wochen seiner Regierung (1740) an den Rand des Berichts: Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue; denn

hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden.

Im Jahre 1769 waren die polnischen Konföderirten in ihrem raubgierigen und blutdürstigen Eifer so erbittert, daß sie kühn genug waren, öfters die Grenzen zu überschreiten, und an preußischen Unterthanen verschiedene Gewaltthätigkeiten auszuüben. Als eins von den Häuptern der Konföderirten sich deshalb an den König wandte, und sein Betragen entschuldigen und alles Geschehene auf den Eifer für die Religion schieben wollte, schickte ihm Friedrich ein nachdrückliches Schreiben zu, dessen Inhalt seine vortrefflichen philosophischen und toleranten Gesinnungen in Absicht der Religion zeigt.

»Ich verstehe nichts von den ungestümen Kla»gen, die ein Theil der polnischen Katholiken we»gen der Gefahr, mit welcher ihre Religion be»droht sein soll, erhebt. In welchem Stücke ist »dieselbe der Gefahr ausgesetzt? — Bleibt sie »nicht immer die herrschende, selbst kraft der Kon»stitution, über welche Sie klagen? Befinden sich »nicht sogar in eben der Konstitution Artikel, die »ihr weit günstiger sind, als den Dissidenten? — »In derselben Zeit, da man darin den Dissiden»ten die Freiheit läßt, katholisch zu werden, nimmt »man den Katholiken, bei Strafe ihrer Privilegien

»verlustig zu gehen, das Vermögen, ihrem Glau»ben zu entsagen. Es ist klar, daß der König »von Polen, anstatt die Gesetze seines Vaterlan»des überschritten zu haben, nichts anders gethan »hat, als daß er bemüht gewesen ist, sie aufrecht »zu erhalten. Er hat seine unterdrückten Unter»thanen wieder in die Rechte einsetzen wollen, de»ren man sie beraubt hatte. Er ist hierbei durch »die Kaiserin von Rußland unterstützt worden, die »von denselben Grundsätzen der Billigkeit und »Menschenliebe beseelt, und durch die Traktaten »mit Polen zur Aufrechthaltung der Konstitutio»nen dieser Republik berechtigt war. Weder diese »Prinzessin, noch der König von Polen, dessen pa»triotischen Bestrebungen sie zu Hülfe gekommen »war, haben jemals daran gedacht, Eingriffe in »die katholische Religion zu thun. Das, was »wirklich geschehen ist, bewährt solches. Aber bei»de, wie auch das gesammte erleuchtete Europa, »verabscheuen die Exzesse, zu welchen ein blinder »Eifer diejenigen unter den Polen verleitet hat, »welche seit Kurzem ihr Vaterland mit Feuer und »Schwert verwüstet haben. Die christliche »Religion verabscheut das Blutvergie»ßen. Sie hasset die Gewalt, und der »Geist der Toleranz belebt sie. Die er»sten Christen waren die friedsamsten

»Menschen, die sich in der Welt befan»den. Sie bedauerten die Ketzer, und »suchten selbige zu bekehren, aber sie »verfolgten sie nicht; und katholische »Christen sollten ihres gleichen, Chri»sten, die freie Übung eines Glaubens »nicht gönnen, dessen wesentliche Arti»kel ihnen gemein sind? — Worüber bekla»gen sich die katholischen Polen? — Fürchten sie, »daß mit den wenigen Privilegien, welche die letz»te Konstitution den Dissidenten versichert, selbige »jemals das Haupt wider sie erheben sollten, und »daß, da sie sich durch diese Konstitution die Rech»te und Gewalt, als Glieder der herrschenden Kir»che, vorbehalten haben, sie jemals Ursache haben »werden, sich über die Verfolgungen jener zu be»klagen, wie selbige über die ihrigen zu seufzen »haben? — Hat man ihre Kirchen gesperrt? Hat »man ihre Bilder heruntergeworfen? — Ist ir»gend ein Pole gezwungen worden, seine Religion »zu verwechseln? — Keine Gewaltthätigkeit die»ser Art ist wenigstens zu meiner Kenntniß ge»kommen, und ihre heftigen Beschwerden werden, »wie es mir vorkommt, durch kein einziges Fak»tum bewiesen. Da solchergestalt Ihre Religion »in Sicherheit ist, so denken Sie itzt an Ihre »Pflicht als Bürger und Kompatrioten, und sehen

«Sie zu, ob Sie Ihren Brüdern, den Polen, die, »wie Sie, Bürger und frei sind, das Recht mißgönnen können, nach den Ehrenämtern zu streben, die Sie selbst nicht anders als aus einem »Rechte, das dem ihrigen gleich ist, haben. Und »was für eine Gemeinschaft hat überdies, wenn »man die Verschiedenheit der Meinungen auf die »Seite setzt, die Fähigkeit zu Ehrenämtern zu gelangen, mit der Verwerfung und Zugrunderichtung der katholischen Religion? — England und »Holland sind nicht katholisch; aber die Katholiken, die Griechen und hundert andre Sekten genießen daselbst die freie Übung ihrer Religion. »Sie werden es sich also gar nicht befremden lassen, daß ich, da ich sehr tolerant bin, die Gründe, die Sie für die Intoleranz anführen, nicht »sehr gültig finde. Ich wünsche sehr die Eintracht und die Befriedigung Ihres Vaterlands. »Vornehmlich wünsche ich, daß Sie sich erleuchten, »und Ihre wahren Freunde, diejenigen, welche Sie »zum Frieden und zur Harmonie ermahnen, von »denjenigen unterscheiden mögen, welche Sie hinter das Licht führen, und das Feuer des Aufruhrs aus keiner andern Ursache anfachen, als »um Sie selbst in das größte Unglück zu stürzen.«

Sein Betragen gegen die Katholiken athmete daher ganz den Geist der Duldung, und er bezeigte dies bei mehrern Gelegenheiten. So erneuerte und bestätigte er 1766 der römischkatholischen Gemeine in Berlin die ihr ertheilten Privilegien, daß sie in der bloß und allein dem katholischen Gottesdienste auf ewige Zeiten gewidmeten Kirche, ohne irgend jemandes Eingriff, öffentlichen katholischen Gottesdienst ruhig halten, Prozessionen in derselben anstellen, römischkatholische Personen von ihren bei der Kirche bestellten Geistlichen trauen und taufen, auch katholische Leichen nach ihren Gebräuchen in derselben begraben sollte. Auch in Potsdam und in Ostfriesland ertheilte er den Katholiken ähnliche Freiheiten.

Aber eben diesem Grundsatze der Duldung gemäß, konnte er die sogenannten Kontroverspredigten zwischen den Römischkatholischen und Protestanten nicht leiden, und schrieb deswegen im Jahre 1756 folgenden Brief an den Fürsten von Schafgotsch, Bischof zu Breslau.

»Da meine landesväterliche Vorsorge und Absicht, während der Zeit meiner Regierung in Schlesien, jedesmal mit dahin gegangen ist, daß unter »den dasigen Unterthanen beiderseitiger dort etablirter Religionen allemal ein gutes Vernehmen »und Einigkeit unterhalten werden möge, sonder

»daß dadurch jemanden in seiner Religionsmei-
»nung zu nahe getreten werde: ich aber in Er-
»fahrung komme, wie zeither in verschiedenen der
»dortigen katholischen Kirchen und Klöster aus ei-
»ner übeln und schädlichen alten Gewohnheit die
»sogenannten Kontroverspredigten gehalten, und
»darin unter vielen Ausschweifungen mehrentheils
»absurde und unanständige Dinge vorgetragen wer-
»den, die, anstatt die Zuhörer zu erbauen, nur le-
»diglich unter den verschiedenen Religionsverwand-
»ten Haß und Widerwillen zu verursachen abzwek-
»ken; ich aber des Sentiments bin, daß Leute, die
»einmal in einem Lande und unter einer Regie-
»rung wohnen, auch unter sich in einem guten Ver-
»nehmen und Einigkeit stehen, und von beiden Sei-
»ten alles vermieden werden müsse, was unter sel-
»bigen einigen Aigreur und Widerwillen verur-
»sachen kann: so habe ich für gut gefunden, Ew.
»Liebden dieses mein Sentiment, und zugleich mei-
»ne darunter führende Willensmeinung dahin zu
»erkennen zu geben, daß nämlich Dieselben De-
»ro Orts die Veranlassung an die dortige Geist-
»lichkeit katholischer Religion dahin thun, und das
»Nöthige deshalb besorgen, auch darauf mit Ef-
»fekt halten, damit von nun an und künftighin
»alle dergleichen Kontroverspredigten überall durch
»ganz Schlesien, meiner Hoheit, in den katholischen

»Kirchen und Klöstern gänzlich abgestellt und ver»mieden werden müssen, dergestalt, daß zwar den »römischkatholischen Unterthanen die Sätze ihrer »Religion und Theses in den Predigten von der »Geistlichkeit vorgetragen und explizirt werden, »letztere sich aber dabei aller Ausschweifungen und »unanständigen Scheltens und Lästerns, so nur »zum Aigreur und Vermehrung des Widerwillens »unter den verschiedenen Religionsverwandten ge»reicht, gänzlich und bei Vermeidung deshalb sträf»lich zu werden, enthalten müssen. Ich bin von »Ew. Liebden und Dero Penetrazion, auch wohlge»meinten patriotischen Gesinnung versichert, daß »Dieselben sich hierunter meiner Willensmeinung »und landesväterlichen Absicht völlig und auf das »exakteste konformiren, auch sothaner zufolge das »Nöthige deshalb veranlassen werden. Wohergegen ich Denenselben zugleich bekannt mache, daß »ich dem Departement der geistlichen Affairen auf»gegeben habe, die Verfügung zu thun, damit von »der Geistlichkeit der evangelischen Religionsver»wandten in Schlesien ein Gleiches geschehen und »beobachtet werden müsse.«

Mylord Marschall hatte als Gouverneur von Neufchatel stets Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, so daß er bei dem Könige um seine Zurückberufung anhielt. Das einzige Vergnügen, welches

er während seines Aufenthalts in Neufchatel hatte, war, daß er den berühmten J. J. Rousseau in Schutz nahm und ihm Gutes that. Sobald indeß Mylord Marschall seinen Posten verließ, verfolgte die unruhige Geistlichkeit in Neufchatel den unglücklichen Rousseau so, daß er heimlich die Flucht nehmen mußte. Friedrich, der eben kein enthusiastischer Verehrer Rousseau's war, ward doch über die theologische Wuth seiner ungestümen Widersacher entrüstet, und schrieb 1766 ihnen ganz kurz: »Ihr verdient nicht, daß man Euch beschütze; es »sei denn, daß Ihr Euer Betragen so evangelisch »sanftmüthig einrichtet, als bis itzt der Geist der »Empörung, der Unruhe und der Aufwieglung dar»in geherrscht hat.«

Auch mischte er sich nicht in die Streitigkeiten der Katholiken. Ein Ordensgeistlicher eines reichen Klosters beklagte sich einst bei dem Könige, daß der Pfarrer gar zu streng sei, und mehr von seinen Untergebenen fodere, als ihnen zu thun gebühre. Der Monarch antwortete ihm: »Sein »Pfarrer ist ein rechtschaffner Mann, er will keine »Tagdiebe, sondern fleißige Leute haben. Geh' Er, »und les' Er den Spruch in der Bibel: »Ein jeder »sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn »hat.« — Dies beweiset auch folgende Kabinetsordre an den Pater Franz Pitzner aus Schlesien,

vom 3ten Aug. 1785. „Se. königliche Majestät „ꝛc. lassen dem Pater F. Pitzner auf dessen hier „anderweit eingereichte Vorstellung und Gesuch „hierdurch zu erkennen geben, daß seine Sache „schlechterdings vor den Weihbischof von Roth„kirch zu Breslau gehört; denn allhier können „dergleichen katholische Sachen, wie die seinige „ist, nicht abgemacht werden, und wie können „auch Ketzer davon urtheilen, was er mit „dem Franziskanerkloster wegen übertretener Ge„lübde für Streit habe. Es bleibt für ihn also „weiter nichts übrig, als bei dem Weihbischof von „Rothkirch in Breslau sich zu melden, wohin die „Sache auch bereits gegangen ist.“

Nur wenn Unruhen entstanden waren, mischte sich der König darein. Bei der großen Prozession, welche jährlich von Kleve zum wunderthätigen Marienbilde geht, hatte man sich an dem Kutscher des Präsidenten D.., welcher durch die Reihe zu gehen genöthigt war, dergestalt thätlich vergriffen, daß leicht dadurch ein Aufruhr hätte entstehen können, wenn nicht die Thore geschlossen, die Rädelsführer sogleich arretirt, und die besten Maßregeln wären getroffen worden. Der König schrieb daher an das Kapitel: „Ich habe Euren durch die Prozession „veranlaßten Unfug in der geschehenen unterthä„nigsten Anzeige von meinem Präsidenten vernom-

„men, und rathe Euch wohlmeinend, wenn Ihr „Eure possenvolle Promenade fernerhin begehen „wollt, niemanden von anderseitiger Religion da„bei zu beleidigen, noch weniger aber, wie geschе„hen, zu mißhandeln; widrigenfalls bin ich ge„nöthigt, die Thorheit aufzuheben. Die den Ju„bel begangene Soldaten sollen tüchtig Spießru„then laufen, und nie zu dieser Zeit wieder Ur„laub erhalten; die Bürger aber nach Umständen „am Leibe und Gelde hart gestraft, und das Ka„pitel zur Bezahlung der Unkosten verurtheilt „werden.“

Daher erlaubte Friedrich auch nicht, Rache an den Katholiken wegen der Fehler ihrer Vorfahren zu nehmen. Als er in dem ersten schlesischen Kriege in der Gegend von Landshut ankam, umringten ihn mehr als 2000 Bauern, und baten ihn um die Erlaubniß, alle Katholiken umbringen zu dürfen. Diese feindselige Gesinnung rührte von den harten Verfolgungen her, welche die Protestanten zur Zeit der östreichischen Regierung von den katholischen Priestern ausgestanden hatten, da man den Lutheranern die Kirchen genommen, und sie katholischen Priestern gegeben hatte. Der König war aber sehr weit davon entfernt, ihnen eine barbarische Freiheit zu geben. Er sagte ihnen, sie sollten vielmehr dem Evangelium folgen, die segnen, die ihnen fluchten, und

für ihre Verfolger beten, damit sie das Himmelreich ererbten. Die Bauern antworteten ihm, er habe Recht, und standen sogleich von ihrem grausamen Verlangen ab.

Friedrichs Grundsätze über Religionsänderung sind schon oben *) mitgetheilt worden. Hierher gehört noch folgende Anekdote. Die Frau Drostin von D... hatte im siebenjährigen Kriege viele Bauerkinder aus ihrem protestantischen Dorfe ihren Ältern wegnehmen, und sie in dem Nonnenkloster, welches darin lag, in der katholischen Religion erziehen lassen. Gleich nach dem Kriege trat der Fiskus wider sie auf; der König ließ aber den Prozeß niederschlagen, und befahl, daß das Kloster unverzüglich die Mädgen auf freien Fuß setzen, und daß die Frau Drostin bei doppelter Strafe jedem Mädgen 200 Thaler zum Brautschatze auf der Stelle auszuzahlen gehalten sein sollte.

Den Beschluß dieser Schilderung des Betragens Friedrichs gegen die Katholiken mache die Versicherungsakte für die katholischen Stifter und Klöster in Schlesien, in einem Kabinetsschreiben an den Weihbischof von Rothkirch in Breslau, vom 26sten Aug. 1782.

„Ich finde für nöthig, der katholischen Geist-

*) S. S. 156. f.

„lichkeit, besonders in den Stiftern und Klöstern, „eine Deklarazion in folgender Art zu machen: „nämlich sie könnten versichert sein, daß, so lange „sie sich wie treue und redlich gesinnte Untertha„nen verhalten, sie von mir nichts zu befürchten „hätten. Ich würde nie was rühren und ändern „in den Sachen, wie es einmal eingerichtet wäre, „außer, was die zu bezahlende Kontribuzion sei, „in der Art, wie das für itzt festgesetzt wäre, sonst „würde ich nicht das mindeste weiter von irgend „einem Stift und Kloster verlangen, noch weniger „was einziehen; dagegen aber müßten sie sich auch „zu allen Zeiten als getreue rechtschaffne Untertha„nen betragen, und besonders in Kriegszeiten keine „Untreue gegen mich und das Land bezeigen, wi„drigenfalls, und wo ich dergleichen gewahr werde, „so würden sie es sich selbst zuzuschreiben haben, „wenn ich würde genöthigt sein, ein dergleichen „Stift oder Kloster, in welchem sich dergleichen un„getreue Geistliche oder Mönche befinden, auf„zuheben.“

Nach eben diesen Grundsätzen verstattete er auch den griechischen Christen zu Breslau eine Kirche. Auch den Unitariern, die seit dem vorigen Jahrhunderte im oletzkoschen Kreise

des preußischen Littauens wohnen, erlaubte er im Jahre 1776, ihrem Bethause zu Andreaswalde die äußerliche Gestalt einer Kirche zu geben. Eben so rief er durch ein eigenhändig unterschriebenes Patent vom 8ten März 1742 die Schwenkfelder nach Schlesien und seinen übrigen Ländern zurück, und nahm in demselben Jahre die Hußiten, die aus Böhmen nach Schlesien kamen, daselbst auf.

Der Brüderunität ertheilte der König eine Generalkonzession, welche ihr die gottesdienstlichen Freiheiten ertheilte, so daß ihre Prediger und Gemeinen nicht unter den Konsistorien, sondern unter des Königs höchster Oberherrschaft und Schutz, allein unter der Ältesten Konferenz stehen. Doch konnte der König, der erklärteste Feind aller Sektirerei, ihre Proselytenmacherei nicht leiden. Als er erfuhr, daß sie sich auch in Preußen stark auszubreiten anfingen, so setzte er im Jahre 1748 eine Kommission nieder, welche den Auftrag hatte, die Grundsätze dieser Leute, so viel als möglich, zu erforschen, und befahl ihr ausdrücklich, darauf zu sehen, daß sie weiter keine Proselyten machten. Ich will nicht, — schrieb er eigenhändig unter eine Kabinetsordre, — daß man die Gutherzigkeit und Leichtgläubigkeit der Menschen mißbrauchen soll, und liebe meine Unterthanen zu sehr, um sie irre führen

zu lassen. Seine völlige Meinung von dieser Gesellschaft sagte er bei folgender Gelegenheit. Der Krämer Göttling zu Großensalza im Herzogthum Magdeburg, ein Herrnhuter, schickte seine Tochter nach Großkrausche in Schlesien in die dasige Erziehungsanstalt der Brüdergemeine. Das magdeburgische Konsistorium verordnete nach der Angabe des adeligen Raths zu Großensalza, daß dieser die Ältern zur Herbeischaffung ihrer Tochter anhalten solle. Der Vater beschwerte sich darüber beim Oberkonsistorium, und der Minister von Dankelmann berichtete den Fall an den König, und bat um Verhaltungsbefehle für ähnliche Fälle. Der Monarch ertheilte am 7ten Aug. 1750 folgenden Kabinetsbefehl. „Daß gedachter Krämer angehal„ten wird, seine außerhalb Landes gebrachte Toch„ter wieder herbeizuschaffen, ist ganz recht; nur „allein muß solches mit gehöriger Behutsamkeit, „und nicht einmal unter dem Namen, sie von der „herrnhutischen Sekte zurückzuhalten, geschehen. „Allermaßen überhaupt evitirt werden muß, Leu„ten, so dieser miserablen Sekte zugethan, in den „Kopf zu bringen, als ob man solche so viel ach„tete, daß man sie deshalb verfolgte, und sie durch „Gewalt von ihren Irrthümern zurückbringen wolle, „da die Erfahrung durch alle Zeiten gelehrt hat, „daß wenn Leute, so in die ridikülsten Irrthümer

„ver-

„verfallen, durch Bedruck und Verfolgung zurück-
„gebracht werden sollen, selbige sich um so mehr
„darin opiniatrirt haben, in völligen Fanatis-
„mum verfallen sind, dadurch aber auf die Phan-
„tasie gerathen, als ob doch etwas Sonderliches
„unter dergleichen Sekten stecken müsse, weil man
„solche nicht anders als durch Gewalt reprimiren
„müsse. Wohergegen aber, wenn man dergleichen
„Leute und ihre Sekte mepriſirt, und gethan hat,
„als ob sie nicht einmal einiger Attention werth,
„und Leute wären, die eher Mitleiden als Haß
„verdienen, dabei aber nur darauf gesehen hat,
„daß die Häupter der Sekte das Land meiden, die
„andern aber sich als Bürger und Unterthanen
„aufführen müssen, solche sich endlich ihrer Thor-
„heit geschämt haben, und entweder selbst zurück-
„gekommen sind, oder doch andern keine Impres-
„sion gemacht, und keinen weitern Zuwachs noch
„Anhang gefunden, mithin endlich unvermerkt auf-
„gehört haben.“

Als der sogenannte neue Messias Rosenfeld bereits ausgepeitscht und auf die Festung Spandau gebracht worden war, überreichten seine Anhänger dem Könige eine dringende Bittschrift, worin sie ihn baten, er möchte ihren Heiland loslassen, weil sie ohne ihn weder Rast noch Ruhe hätten. Der König war über die Blindheit dieser verführten

und verblendeten Menschen nicht wenig verwundert, und gab ihnen zur Resoluzion: „sie müßten „ihren Verstand verloren haben, daß sie ihn mit „so ungereimten Bitten behelligten; wenn sie das „noch einmal wiederholen würden, sollten sie alle„sammt ins Tollhaus gebracht werden.“

Einen andern Beweis, wie der König über den Sekten- und Absonderungsgeist dachte, gibt folgendes Kabinetsschreiben vom 23sten Nov. 1742. »Nachdem Se. königliche Majestät in Erfahrung »gebracht, daß der potsdamer Prediger Schubert »zeither in seinem Hause wöchentlich gewisse Ver»sammlungen, unter dem Namen von Erbauungs»stunden, gehalten; Se. Majestät aber, aus bewe»genden Ursachen, dergleichen Privatversammlun«gen in Partikülierhäusern um so weniger gestat»ten wollen, weil dadurch nicht allein Trennungen »und Uneinigkeiten unter den Gemeinen zu befor»gen, sondern auch dergleichen schon zu Zeiten De»ro Herrn Vaters A. M. gänzlich verboten wor»den, wie die Exempel davon mit dem Prediger »Schinmayer zu Stettin, und dem Prediger »Fuhrmann in Berlin noch in frischem Anden»ken sind: So befehlen Se. Majestät erwähntem »Prediger Schubert hierdurch, die Privatversamm»lungen in seinem Hause einzustellen, und diejeni»gen, welche solche frequentiren, anzuweisen, ihre

»Erbauung in den öffentlichen dazu bestimmten »Kirchen abzuwarten. Diese zu befördern, erlau»ben Se. Majestät, daß, wenn die beiden dazu »angesetzten Tage, in welchen der Gottesdienst in »der Kirche, bei welcher der Prediger Schubert an»gesetzt ist, zur Erbauung der Gemeine nicht zu»reichend sein sollten, noch einen Tag in gemel»deter Kirche dazu aus = und angesetzt wer„den könne.«

Noch 1782 äußerte Friedrich seine Überzeugung von der Schädlichkeit ausschließender Versammlungen und geheimer Gesellschaften in einem Briefe an d'Alembert. »Schmeicheln Sie sich nicht mit „der angenehmen Vorstellung, als ob wir zu dem „Zeitpunkte gekommen wären, daß die Vernunft „über die Menschen herrsche. Erinnern Sie sich, „daß vor nicht gar langer Zeit ein teutscher Fürst „Messe auf seiner Gemahlin Leibe lesen ließ, in „der Zuversicht, daß sie davon schwanger werden „würde. Ferner müssen Sie wissen, daß in Sach„sen eine Sekte ist, die, wie die Hexe von Endor, „Geister zitirt. Hören Sie weiter. Die Freimau„rer haben in ihren Logen eine frömmelnde Sekte, „die noch abgeschmackter ist, als alle schon bekann„ten Sekten, und das will doch viel sagen. So „sind wir arme Menschen, und so werden wir „bleiben bis an der Welt Ende. Thorheiten, Fa-

„beln, und überhaupt alles Wunderbare siegt im„mer über Vernunft und Wahrheit.“

Diesen Geist der Duldung und Unparteilichkeit bewies der König endlich auch in Ansehung der evangelischen Gemeinen. Er konnte und wollte es nicht leiden, daß die Prediger auf den Kanzeln heftigen Eifer gegen Andere wegen ihrer von den übrigen abweichenden Religionsmeinungen äußerten, wie man aus dem Kabinetsbefehle erkennt, den er am 12ten August 1749 an das Kirchenministerium zu Stargard abgehen ließ. „Se. königliche Majestät haben in Erfahrung ge„bracht, daß das geistliche Ministerium in Star„gard, und in solchem vornämlich der lutherische „Prediger Essart sich zeither unternommen, ei„nige daselbst wohnende ehrliche Bürgersleute, we„gen ihrer besondern Religionsmeinungen, nicht „allein bei aller Gelegenheit zu verfolgen, und „wider selbige auf eine höchst unanständige Weise „fast in allen Predigten zu poltern und zu schim„pfen, sondern auch sogar denselben, wenn sie „sterben, einen Platz auf den ordentlichen Kirch„höfen zu versagen, und die Leichen an schändliche „Örter zu verweisen. Gleichwie aber Höchstgedach„ter Sr. königlichen Majestät dergleichen ganz un-

„christliches und höchst unvernünftiges Betragen „der oberwähnten Geistlichkeit zu recht großem „Mißfallen gereicht; solches auch um so schändli„cher und strafbarer ist, da es nicht allein den „Grundregeln des Christenthums selbst, sondern „zugleich Derselben wegen Verstattung der Ge„wissensfreiheit so vielfältig deklarirter allergnä„digster Willensmeinung schnurstraks entgegenläuft: „also haben Sie auch derselben dieses grobe Ver„gehen wider Gott, die Obrigkeit und die gesunde „Vernunft hierdurch aufs nachdrücklichste verwei„sen, ihr aber zugleich so gnädigst als ernstlichst „anbefehlen wollen, von dergleichen ungeziemendem „Verfahren inskünftige abzustehen, die Kanzeln „nicht ferner zum Tummelplatze ihrer Affekten zu „gebrauchen, alles Polterns und Schmähens auf „solchen sich gänzlich zu enthalten, und überhaupt „einen jeden bei seinem Religionssentiment und „seiner Gewissensfreiheit ungestört und ungekränkt „zu lassen; insonderheit aber auch wegen des Be„gräbnisses dergleichen Leute auf den ordentlichen „Kirchhöfen, zum Ärgerniß und Spektakel der „ganzen Stadt, unter keinerlei Prätext weiter ei„nige Schwierigkeit zu machen.“

Bei der Einführung des neuen Gesangbuchs zum gottesdienstlichen Gebrauch in den königlich preußischen Ländern kamen vier berliner Gemeinen

beim Könige ein, daß es ihnen erlaubt sein möchte, ihr einmal gewohntes porstenſches Gesangbuch beizubehalten, worauf am 18ten Januar 1781 dieſer Beſcheid erfolgte. „Se. kön. Majeſtät kennen „den großen Werth einer vernünftigen Toleranz „in Religionsgebräuchen zu genau, um auf die „von den vier berliner Gemeinen eingegebenen „Neuerungen Rückſicht zu nehmen, noch weniger „dagegen zu verordnen. Höchſtdieſelben haben es „ſich vielmehr aus völliger Überzeugung, daß es „die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und „Vaters iſt, zum unveränderlichen Geſetze gemacht, „jedem Dero Unterthanen völlige Freiheit zu laſ„ſen, zu glauben und ſeinen Gottesdienſt zu ver„richten wie er will, nur daß ſeine Lehrſätze und „Religionsübungen weder der Ruhe des Staats „noch den guten Sitten nachtheilig ſein müſſen. „Höchſtdieſelben wollen daher auch, daß in den „Kirchen kein Zwang in Anſehung des Katechis„mi *) noch Geſangbuchs herrſchen, ſondern jeder „Glaube hierunter ganz freie Hände haben und „behalten ſoll. Vermuthlich iſt der neue Katechis„mus, ſo wie das neue Geſangbuch, vernünftiger „und dem wahren Gottesdienſte angemeßner, weil „ſo viele andre Gemeinen, bei welchen in allge-

*) Dieſer iſt aber unter Friedrich II. nie gemacht worden.

„meinem Ruf stehende Männer sich befinden, ihm „den Vorzug eingeräumt haben. Gedachte vier „Gemeinen haben daher sich gänzlich zu beruhi„gen, da, wie bereits gedacht, ihnen sowol als je„dem ihrer Mitunterthanen ganz frei steht, zu „glauben und zu singen, was er will.“ — Eigenhändig hatte der König dazu geschrieben: Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden.

Denjenigen pommerschen Landständen, die dem Könige eine Vorstellung gegen das Gesangbuch zuschickten, antwortete er am 1sten Mai 1781: „Die pommerschen Landstände scheinen, nach ihrer „Vorstellung vom 26sten April, das angefertigte „Gesangbuch nicht unparteiisch genug geprüft, son„dern vielmehr durch ungleiche Vorspiegelungen „dagegen eine ganz unrichtige Meinung geschöpft „zu haben. Dessen Abweichung von dem alten „betrifft, an sich betrachtet, gewisse Kleinigkeiten. „Die Worte sind nur hier und da abgeändert.

„Der Sinn des wahren Christenthums ist hinge-
„gen so wenig darin vernachlässigt worden, daß
„vielmehr solcher in den Gesängen in ein helleres
„Licht gesetzt, und den Einfältigen begreiflicher ge-
„macht worden ist. Gedachte Stände werden bei
„näherer unparteiischer Untersuchung sich davon
„selbst überzeugen können, und einsehen, daß sie
„um so weniger Ursache haben, von dessen Ein-
„führung so viel Aufhebens zu machen, als sie zu
„dessen Annahme ganz und gar nicht gezwungen
„werden, sondern vielmehr diejenigen Gemeinen,
„welche das alte Gesangbuch vorziehen, solches
„immer behalten können, der Gebrauch des neuen
„Gesangbuchs aber denjenigen nicht untersagt wer-
„den kann, welche vermeinen, darin mehr Er-
„bauung zu finden. Dies erfodert Sr. königlichen
„Majestät so oft geäußerte Toleranz in dergle-
„chen Kirchensachen, und diese kann gedachten
„Ständen niemals gegründeten Anlaß zu Be-
„schwerden geben, da solche der Vernunft und
„wahren Religion so gemäß ist.“

7. Friedrichs Verhalten gegen seine Familie.

Gegen seine Familie betrug sich der König auf eine sehr ungleiche Art. Den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm ehrte er über alles, und

hielt ihn für den größten Fürsten seines Hauses. Als der alte Dom abgebrochen, und aus demselben die Särge nach dem im Lustgarten neu erbautem Dom gebracht worden waren, verlangte der König, daß der Sarg dieses großen Fürsten geöffnet werden sollte. Er begab sich nebst einigen Flügeladjutanten dahin. Der Stallmeister Lochner hatte sich, da sonst niemand zugelassen wurde, mit in die Kirche geschlichen, und stand von fern an der Thüre. Der König bemerkte ihn, und ließ ihn näher herantreten. Man sah in dem offnen Sarge den Kurfürsten in seinem Ornate und der Tracht seiner Zeiten, nämlich in dem Kurmantel, einer großen Halskrause, ein Paar großen Handschuhen mit Frangen, gelben Stiefeln und einer großen Perüke. Sein Gesicht war noch ganz kenntbar. Der König betrachtete ihn eine geraume Zeit, ohne zu reden. Endlich traten ihm Thränen in die Augen; er ergriff die Hand des Kurfürsten, wandte sich zu den Umstehenden, und sagte mit lebhafter Stimme, gleichsam in Begeisterung: Messieurs, der hat viel gethan. Macht den Sarg wieder zu!

Seinen Großvater, König Friedrich I, tadelte er wegen seiner Prachtsucht, und des Bestrebens, darin Ludwig XIV von Frankreich nachzuahmen, ungeachtet er die Erwerbung der königlichen Würde

durch ihn für ein Meisterstück der Politik erkannte. Ganz anders sprach und schrieb er von seinem Vater Friedrich Wilhelm I, ungeachtet der außerordentlichen Härte, die er ihm, als er noch Kronprinz war, bewiesen hatte.

Seine Taschengelder waren damals so eingeschränkt, daß er, ohne Schulden zu machen, nicht leben konnte. Er kam auch oft in Arrest, denn Friedrich Wilhelm behandelte ihn als Soldat. Zuweilen saß er auch bei Wasser und Brot. Sein Vater verkannte ihn, und zog ihm seinen zweiten Prinzen, August Wilhelm, bei weitem vor. »Fritz ist ein Flötenspieler und ein Poet,« sagte er einst; »er macht sich nichts aus den Soldaten.« Indeß wollte er doch, daß der Prinz sich bei jeder Gelegenheit artig beweisen sollte. Als sie sich in Bonn aufhielten, gab der damalige Kurfürst, Klemens August, seinen hohen Gästen zu Ehren einen prächtigen Ball. Friedrich Wilhelm hatte bei dieser Gelegenheit eine sehr abgetragene Uniform an. Der Kronprinz war ebenfalls mehr schlecht als einfach gekleidet, und stand da, ohne an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil zu nehmen. »Was stehst Du so? Fritz! Warum tanzest Du nicht?« fragte der König. Friedrich verbeugte sich schweigend, und blickte bedeutend auf seinen abgetragenen Rock. Der König verstand ihn, hob, heftig aufgebracht,

die Hand auf, und rief: »Marsch, marsch! gleich getanzt!« Dem Kronprinzen traten die Thränen in die Augen. Er nahm die nächste Dame, und tanzte, so lange es sein Vater verlangte.

Nur an dem Vergnügen seines Vaters über die Soldaten konnte er keinen Antheil nehmen, sondern zog demselben das Lesen französischer Bücher, die Verfertigung französischer Verse, und das Spiel auf der Flöte vor. Dies bereitete ihm mehrere traurige Szenen. Der König glaubte, der Kronprinz schicke sich nicht zu seinem Nachfolger auf dem Throne, und drang von Zeit zu Zeit in ihn, daß er der Thronfolge entsagen, und sie seinem Bruder August Wilhelm abtreten solle. Aber der Kronprinz erklärte, er wolle sich eher den Kopf abschlagen lassen, als dem Könige in seinen ungerechten Foderungen nachgeben. Seine letzte Erklärung ging dahin, daß, wenn der König in einem öffentlichen Manifeste zur Ursache seiner Ausschließung von der Thronfolge angeben wolle, daß er kein leiblicher und ehelicher Sohn von ihm sei, so möchte er den Prinzen August Wilhelm zu seinem Nachfolger ernennen. Das konnte und wollte aber der König nicht, weil er dadurch die Königin, die er sehr achtete und liebte, unversöhnlich beleidigt und gekränkt haben würde. Das Mißvergnügen zwischen

dem Könige und dem Kronprinzen wuchs daher immer mehr, und der Prinz suchte in den meisten Dingen das Gegentheil von dem zu sein, was sein Vater war. Vormittags mußte er sich äußerlich zwingen. Die enge Uniform, das schlichte gekräuselte Haar, der steife Zopf, der ernste Soldatenschritt waren nicht nach seinem Geschmack, aber er mußte sich darein schicken. Allein nach der Mittagstafel, wenn er in seinen Zimmern sich selbst überlassen war, wollte er in denselben auch ganz nach seinem Sinne leben. Er ließ sich dann gewöhnlich nach der damaligen Mode frisiren, band einen Haarbeutel ein, und zog einen Schlafrock von goldenem Brokat an; und so studirte und spielte er die Flöte.

So angezogen war der Kronprinz auch an einem Tage, da eben Quanz *) mit ihm spielte, als plötzlich der Liebling des Prinzen, Herr von Katt, ins Zimmer sprang, und erschrocken berichtete: der König käme und sei ganz nahe. Dem Könige war des Kronprinzen Lieblingsneigung zu den Büchern und der Musik höchst zuwider, und er wollte also denselben überraschen. Katt ergriff in größter Eile die Kasten mit den Flöten und Musikalien, nahm den höchsterschrockenen Quanz bei der Hand, und

*) S. S. 23. f.

sprang mit ihm und den Kasten in ein kleines zum Einheizen der Öfen bestimmtes Kabinet. Hier mußten sie über eine Stunde aushalten, und Quanz zitterte am ganzen Leibe, um so viel mehr, weil er einen rothen Rock anhatte; eine Farbe, welche dem Könige höchst zuwider war. Der Kronprinz hatte zwar in größter Eile die Uniform angezogen; aber der Haarbeutel war so geschwind nicht wegzubringen, und man kann leicht errathen, wie die Zusammenkunft gewesen sein mag. Der König entdeckte bald die hinter den Tapeten verborgenen Schränke, wo die Bücher und die Schlafröcke befindlich waren. Diese ließ er gleich in den Kamin werfen, die Bücher hingegen befahl er dem Buchhändler Haude zu verkaufen. Dieser behielt die Bücher zum Dienste des Kronprinzen, der daraus einzeln abholen ließ, was er brauchte, bis ihm die ganze Bibliothek wieder zugestellt werden konnte.

Im Jahre 1730 beschloß daher Friedrich, sich von seinem harten Vater heimlich zu entfernen, und sich in den Schuz des Königs Georg des Zweiten von Großbritannien zu werfen, des Bruders seiner Mutter, die mit ihm verabredet hatte, daß der Kronprinz von Preußen sich mit einer Tochter des Königs von Großbritannien, und der Kronprinz von Großbritannien sich mit einer preußischen Prin-

zessin vermählen solle. Friedrich ließ durch die Offiziere von Katt und von Keith heimliche Anstalten zu seiner Flucht machen; auch seine älteste Schwester, die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, wußte um dieses Geheimniß. Die Flucht des Kronprinzen sollte in dem Augenblicke geschehen, da der König von Wesel, wohin Friedrich ihn begleitet hatte, abreisen würde; denn da der Kronprinz gewöhnlich nach dem Könige von den Stazionen abfuhr, so würde er einige Stunden gewonnen haben, ehe seine Flucht dem Könige bekannt geworden wäre. Doch das Geheimniß wurde verrathen, und der König ließ den Kronprinzen gefangen nehmen; dieser fand indeß Mittel, seinem Freunde Keith, der noch zu Wesel war, einen Zettel zu senden, worauf er mit Bleistift geschrieben hatte: Retten Sie sich, alles ist entdeckt! Keith erkennt die Hand, geht nach dem Stalle, sattelt selbst sein Pferd, und entkommt glücklich nach dem Haag, von da er nach England und dann nach Portugall ging, bis er 1741 wieder nach Berlin kam, den Titel als Oberstlieutenant und Stallmeister erhielt, und Kurator der Akademie der Wissenschaften ward.

Der Kronprinz ward nach Küstrin auf die Festung gebracht, wo er ein schlechtes Wohnzimmer bekam, und anfänglich ohne alle Bequemlichkeit

war. Er hatte einen schlechten blauen Überrock, ohne Stern, an, und war aller andern Kleider beraubt, mußte auf hölzernen Schemeln sitzen, und beim Essen durfte ihm keine Gabel und Messer gegeben werden, sondern er bekam die Speisen geschnitten; auch ward keiner von seinen Lakaien zur Bedienung gelassen. Die erste Bequemlichkeit verschaffte ihm der damalige Präsident der neumärkischen Kammer, Hr. v. Münchow, der durch den Boden über dem Arrestzimmer ein Loch machen ließ, durch welches er mit dem Kronprinzen sprach, ihm sein Mitleiden bezeigte und zur Hoffnung ermunterte. Der Kronprinz klagte über das schlechte Essen, Geschirr und Tischzeug, ꝛc. Der Präsident versprach, ihm besseres zu verschaffen, und ließ das letzte, ohne daß es die Schildwache bemerkte, in einem neuen Nachtstuhle hinbringen. Und ungeachtet der gemessensten Befehle des Königs, dem Kronprinzen des Mittags nicht mehr als drei, und des Abends zwei Schüsseln anrichten zu lassen, ließ der Herr v. Münchow große zinnerne Schüsseln verfertigen, von denen jede vier Abtheilungen hatte, so daß also vier besondere Gerichte servirt werden konnten. Auch der General von Fouquet, der bis an sein Ende Friedrichs Gunst genoß, machte sich in Küstrin dem Kronprinzen auf folgende Art vortheilhaft bekannt. Der Prinz ver-

trieb sich gern die Zeit mit Lesen; der wachthabende Offizier hatte aber gemessenen Befehl, um 8 Uhr Abends ihm die Lichter auszulöschen. Den ersten Abend nach dieser eingegangenen Ordre erinnerte der Offizier den Kronprinzen, er möchte zu Bette gehen; und als dieser, ohne darauf zu merken, fortlas, so löschte der Offizier die Lichter aus, und bekam dafür eine Maulschelle. Der Offizier schoß sich den andern Morgen todt. An diesem Tage hatte Fouquet die Wache, und jeder war in Erwartung, was der Prinz diesen Abend thun, und wie sich Fouquet dabei verhalten würde. Dieser kam schon vor 8 Uhr in des Kronprinzen Zimmer, packte auf dessen Tisch ein Feuerzeug und zwei große Wachsstöcke aus, erwartete so den Glockenschlag 8, löschte wirklich die Lichter aus, schlug darauf von neuem Feuer an, zündete die Wachsstöcke an, und wünschte dem Kronprinzen eine angenehme Ruhe.

Diese Gefangenschaft des Kronprinzen machte in ganz Europa großes Aufsehen, und bewog besonders die protestantischen Staaten und Höfe, an den König zu schreiben, und Fürbitten für den Kronprinzen einzulegen.

Dem Lieutenant von Katt, dem Sohne des damaligen Generallieutenants von Katt, den eine Ausbesserung an seinem Wagen einen Tag länger in

Berlin

Berlin aufgehalten hatte als er wollte, und der daher in Berlin arretirt worden war, wollte das Kriegsgericht nicht das Leben absprechen. Aber der König diktirte am 1sten Nov. 1730 eine Sentenz, worin er unter andern sagte: »Da aber dieser Katt mit der künftigen Sonne kramirt, zur Deserzion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durch einander gesteckt, und er nicht dafür angesetzt worden, mit dem Kronprinzen zu komplottiren, au contraire es Sr. königl Maj. und Dero Generalfeldmarschall von Natzmer hätte angeben sollen, so wissen Se. königl. Majest. nicht, was für kahle Raisons das Kriegsgericht genommen, und ihm das Leben nicht abgesprochen hat. Se. königl. Majest. werden auf die Art sich auf keine Offiziere und Diener, die in Eid und Pflicht stehen, verlassen können; es würden alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil er so leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müsse. Se. kön. Maj. sind in Dero Jugend auch durch die Schule gelaufen, und haben das lateinische Sprichwort gelernt: Fiat justitia aut pereat mundus; also wollen Sie hiermit, und zwar von Rechtswegen, daß Katt, ob er schon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen crimen laesae majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufge-

henkt zu werden, er dennoch nur in Konsiderazion seiner Familie mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden soll. Wenn das Kriegsrecht dem Katt die Sentenz publizirt, so soll ihm gesagt werden, daß es Sr. königl. Maj. leid thäte; es wäre aber besser, daß er nicht bliebe, als daß die Justiz aus der Welt ginge.«

Schon am 4ten Nov. ward der unglückliche Katt von dem damaligen Major von den Gens d'Armes, Hrn. von Schack, von Berlin nach Küstrin geführt, wo der Kronprinz aus der Festung seine Hinrichtung ansehen sollte. Er kam daselbst am 5ten Nov. in Begleitung des Feldpredigers des Regiments, Joh. Ernst Müller, an, und am 6ten ward er auf dem Festungswalle enthauptet. Der Kronprinz ward an ein Fenster geführt, aus welchem er auf den Wall sehen und den Soldatenkreis erblicken konnte, der den Sandhaufen einschloß, bei welchem Katt niederknien sollte. Als Katt nach dem Kreise geführt ward, überfielen den Kronprinzen wohlthätige Ohnmachten *).

*) Der König sorgte nachher auf die edelste Art für die Familie seines unglücklichen Freundes. Er machte dessen Vater, den Generallieutenant, gleich in den ersten Tagen seiner Regierung zum Generalfeldmarschall. Und für die Kinder des Bruders desselben, der 1746 Minister beim Generaldirektorium ward, sorgte er auch. drei von ihnen stiegen bis zum Range der Generale.

Unterdessen hatte der König in Berlin eine Art von Kriegsrecht, bestehend aus Generalen und Stabsoffizieren, versammeln lassen, worin er selbst präsidirte. Er behauptete mehrmals mit großer Heftigkeit: »sein Sohn habe den Tod verdient;« und mehrere der Anwesenden fielen dieser Meinung bei *): aber auch nicht Wenige, und unter andern der alte und ehrwürdige Feldmarschall von Natzmer, widersprachen derselben. Als der König darüber in den größten Eifer gerieth, erhob sich der mit anwesende Generalmajor (nachherige Generalfeldmarschall) von Buddenbrock, riß seine Weste auf, und sagte unerschrocken, indem er seine Brust zeigte: »Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines! Jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!« — Dies erschütterte den König so, daß er eine Minute schwieg, und hernach viel gelinder redete. Auf eben die Art sprach nachher der Fürst von Dessau mit dem Könige, und brachte ihn ganz von den Gedanken einer Todesstrafe zurück.

*) Doch rächte sich der Kronprinz, als König, an ihnen nicht. Einer derselben war der Oberste Christian Wilhelm von Derschau, den er nicht nur in Diensten behielt, und zum Generalmajor machte, sondern dessen Sohn, Friedrich Wilhelm von Derschau, er auch 1769 zum Staats- und Finanz-Minister bestellte, und mit besonderm Zutrauen beehrte.

Der König hatte dem Feldprediger Müller befohlen, nach Katt's Hinrichtung zum Kronprinzen zu gehen, weil er hoffte, daß sein Herz dann gerührt sein, und er auf bessere Gedanken kommen werde, und in diesem Falle dem Feldprediger aufgetragen, bei dem Kronprinzen zu bleiben, und ihn zu bekehren suchen. Die Ohnmachten des Kronprinzen verstatteten das erstere nicht; aber Nachmittags ließ er ihn noch vor 2 Uhr wieder zu sich kommen, und behielt ihn bis fünf Uhr bei sich. Er hörte dann an, was Katt dem Prediger am Abende vor seinem Tode aufgetragen hatte, dem Kronprinzen vorzustellen; »er schiebe nämlich die Schuld seines Todes nicht auf den Kronprinzen, und gehe nicht mit Widerwillen gegen ihn aus der Welt, sondern unterwerfe sich dem in Demuth, was Gott wegen seines Ehrgeizes und seiner Gottesverachtung über ihn verhängt habe: der Kronprinz möchte auch darum weder gegen den König, der ihn hinrichten lasse, einen Groll fassen, noch denken, daß er, Katt, aus Mangel an Klugheit in dieses Unglück gerathe; vielmehr möchte er sich seinem Vater und Könige unterwerfen, und der gleichlautenden Ermahnung sich erinnern, die er ihm im sächsischen Lager gethan, woselbst die erste Unterredung wegen des Weggehens vorgefallen sei, und er ihm den Ausgang der Sache vorherge-

sagt, so wie er dieses auch zuletzt in der Nacht wiederholt habe, da er ihm zu Potsdam einen Besuch gegeben,« u. s. w. Der Kronprinz gestand, daß alles wahr sei, und betheuerte, daß er vom Anfange des Arrests an eine herzliche Reue empfunden habe, die aber dem Könige nicht bekannt geworden sein müsse, weil er sonst ihn nicht würde haben die harte Hinrichtung ansehen lassen. Der Feldprediger berichtete nun dem Könige, »daß der Kronprinz sich bekehre, Gott und den König um Vergebung bitte, in der Bibel lese, sich seine Irrthümer in Ansehung der absoluten Gnadenwahl und der Fatalität benehmen lasse, und äußere: er habe sich in den Verhören der seinetwegen verordneten Kommission sehr vergangen; wäre ihm aber vom Anfange an nur von einem Menschen beweglich und ohne harte Drohungen zugeredet worden, so würde er nicht in solche Ausschweifungen gerathen sein; er fürchte, daß er die Gnade des Königs nie wieder erlangen werde, denn er habe sie schon lange erbeten und erwartet, und sehe noch nicht die geringste Spur derselben; er müsse fast aus des Feldpredigers Besuch schließen, daß er ihn auch zum Tode bereiten solle.« Auf diesen Bericht antwortete der König am 8ten Nov.: »er solle fortfahren, den Kronprinzen zu vermahnen, daß er die Sünden, die er gegen Gott, gegen sei-

nen Vater und König, und gegen sich selbst und seine Honneur darin begangen, daß er Geld geliehen, das er nicht wieder bezahlen könne, und desertiren wolle, bereue; und da er, der Feldprediger, auf sein Gewissen versichere, daß der Prinz sich zu Gott bekehre, seinen König, Herrn und Vater wegen alles Begangenen und Verbrochenen um Vergebung bitte, auch versichere, es thue ihm von Herzen leid, daß er sich nicht allemal seines Vaters Willen willigst unterworfen habe; so solle er ihm in seinem (des Königs) Namen andeuten, daß er ihm zwar noch nicht ganz pardonniren könne, er werde ihn aber doch aus unverdienter Gnade aus dem scharfen Arrest entlassen, und ihm Leute zugeben, die auf seine Konduite Acht geben sollten; er solle in der ganzen Stadt Küstrin umher, aber nicht aus derselben gehen dürfen; er solle ferner bei der Kriegs- und Domainenkammer und bei der Regierung zu Küstrin in ökonomischen Sachen arbeiten, Rechnungen abnehmen, Akten nachlesen, und Auszüge aus denselben machen: bevor aber solches geschehen, werde er eine Kommission von verschiedenen Generalen und Stabsoffizieren, nebst dem GeheimenRath von Thulemeyer, zu ihm schicken, die ihm den Eid abnehmen sollten, daß er seinem Willen und seinen Befehlen in vollkommenem Gehorsam nachleben wolle; diesen Eid solle

er laut, deutlich und redlich nachsprechen, und ehrlich halten; werde er aber wieder umschlagen und auf die alten Sprünge kommen, so solle er Krone und Kur bei der Succession, und nach den Umständen wol gar das Leben verlieren.«

Die Kommission nahm den 25sten Nov. dem Kronprinzen den von dem Könige vorgeschriebenen Eid ab, worauf ihm sein Degen und der Orden wiedergegeben ward. Als der Feldprediger Müller zum Könige nach Königs-Wusterhausen kam, ihm vom Kronprinzen und von dem Herrn von Katt ausführliche Nachricht gegeben hatte, und endlich sagte: »Se. königliche Hoheit hätten noch eine Bitte an Se. Maj. ihren Herrn Vater; der Kronprinz hätte kein Porté - épée an seinem Degen erhalten,« so schrie der König laut auf: »Ist denn Fritz auch ein Soldat? Nun, das ist ja gut!«

Nachdem der Kronprinz funfzehn Monate in Küstrin zugebracht, und durch praktische Beschäftigungen seine Kenntnisse von ökonomischen, Finanz- und Polizei-Sachen sehr erweitert hatte, beschloß der König, daß er durch desselben Zurückberufung an den Hof das Vermählungsfest seiner ältesten Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth verherrlichen, und besonders seiner Gemahlin dadurch eine große Freude

machen wollte. Er vertraute dieses Vorhaben der Mademoiselle Ramm, Kammerfrau der Königin, die bei derselben vorzüglich viel galt. Diese stärkte ihn in der Überzeugung, daß er die Freude der Königin vollkommen mache, wenn er sie an diesem Tage auch ihren Liebling, den Kronprinzen, wiedersehen lasse, setzte aber weislich hinzu: wenn es nicht der Königin ganz unvermuthet geschähe; denn die ganz unerwartete Erblickung des Kronprinzen könne ihr auch einen tödtlichen Schrecken bringen. Der König nahm diese Vorstellung an, und bewilligte, daß die Kammerfrau der Königin einige Hoffnung dazu machte, am Hochzeitsfeste der Prinzessin auch den Kronprinzen wiederzusehen; doch befahl er ihr, dafür zu sorgen, daß sonst kein Mensch von seinem Vorhaben etwas erfahre. Die Vermählung geschah am 20sten November 1731 auf dem berliner Schlosse. Als der König, der sich des Mittags nicht mit an die Tafel setzte, sondern herumging, und die Gäste zum Essen und Trinken aufmunterte, in Begleitung des Kronprinzen in den langen Saal trat, und die Königin von ihrer Kammerfrau das bestimmte Zeichen erhielt, so sah sie nicht auf, sondern nur auf den vor ihr stehenden Teller, aß, und sprach mit ihren Nachbaren so lange, bis der König mit dem Kronprinzen vor ihr stand. Da sah sie in die Höhe, sprang von dem

Stuhle auf, erhob die Hände, und rief erstaunt und erfreut aus: »o, mon fils!« Der König aber sagte zu ihr: »sehet Ihr, Madame! da ist nun der Fritz wieder!« u. s. w. Da war und that die ganze Tischgesellschaft hoch erfreut. Der König kaufte nicht lange nachher das Gut Rheinsberg, schenkte es dem Kronprinzen, und ließ ihn daselbst mit seinen Büchern und Gelehrten, besonders mit seinen französischen Hofleuten, machen, was er wollte.

Ungeachtet dieser Härte und Strenge seines Vaters war Friedrich doch stets der stärkste Lobredner desselben, und schrieb und redete, wenn von seines Vaters Hitze und Heftigkeit die Rede war, sehr gelind und schonend von ihm. Vielleicht löschte der zärtliche Abschied, den sein Vater einige Stunden vor seinem Tode von ihm nahm, und wo er ihn seinen lieben Fritz nannte, alles bittere Andenken an die ehemalige strenge Behandlung bei ihm aus. Dies beweiset auch folgende Anekdote. Friedrich erfuhr einst, daß sich zu Potsdam ein sehr alter Invalide aufhalte, von dem man erzähle, er habe schon unter der Regierung Friedrichs des Ersten gedient. Eines Tages befahl er seinem geheimen Kämmerer, den Mann zu ihm kommen zu lassen. Dieser ging zu dem Invaliden, und fragte ihn: ob er wol im Stande zu sein

glaubte, mit dem Könige reden zu können? und da jener dies bejahte, befahl er ihm, sich reinlich anzukleiden, und um eine bestimmte Zeit sich auf dem Schlosse einzufinden. Der König fragte den Invaliden nach verschiedenen Umständen, nach den Feldzügen und Schlachten, denen er beigewohnt, unter wessen Kommando er hier und da gestanden habe, und andre Dinge mehr. Der Alte beantwortete alles zur Zufriedenheit des Königs, und dieser ward dadurch bewogen, sich mit ihm in ein weitläuftiges Gespräch einzulassen. Der ehrliche alte Mann ward endlich so dreist und geschwäßig, daß er, ohne gefragt zu werden, anfing: »Ich muß Ew. Maj. doch auch einen besondern Spaß erzählen. Als Ihr Herr Vater noch Kronprinz war, war ich Ordonnanz bei ihm. Eines Tages reisete er mit dem Fürsten von Dessau nach Potsdam. Unterwegens bei Zehlendorf trafen sie einen Kuhhirten bei seiner Heerde schlafend, und machten sich den Spaß, den Kühen die Schwänze abzuschneiden.« O! — sagte der König, und ward dabei auf einmal sehr ernsthaft, — das ist nicht wahr! Gleich darauf sagte er zu dem Kämmerer: Gebe Er dem Alten zehn Thaler. Dann kehrte er sich um, und ließ den bestürzten Invaliden stehen, der ohne diese Übereilung vielleicht glücklicher gewesen wäre.

Seiner Mutter begegnete er immer mit der vorzüglichsten Achtung. Dies zeigte sich besonders bei öffentlichen Gelegenheiten und Hoffesten, an welchen der König seine Mutter mit der größten Devozion zu führen pflegte. In der vortrefflichen Anweisung, die er 1744 dem jungen Prinzen Karl von Wirtemberg gab, als derselbe im Begriff war, die Regierung seines Herzogthums anzutreten, schrieb er: »Verehren Sie in Ihrer Mut»ter die Urheberin Ihres Lebens. Je mehr Ach»tung Sie ihr beweisen, desto achtungswürdiger »werden Sie selbst sein. Wenn eine Mißhellig»keit zwischen Ihnen entstehen sollte, so geben Sie »allezeit nach! Die Dankbarkeit gegen Ältern hat »keine Grenzen: man kann den Vorwurf verdie»nen, daß man es daran fehlen lasse, aber nie»mals, daß man sie übertreibe!«

Die Gemahlin des Königs, die er zwei andern, welche ihm sein Vater zugleich mit ihr empfahl, vorzog, hat sich stets seiner sorgenden Liebe zu erfreuen gehabt. In seinem Testamente betrifft sie folgende Stelle: »Ich bitte Sie, mein lieber »Neveu Friedrich Wilhelm! der Königin, meiner »Gemahlin, das zu lassen, was sie bis auf diese »Stunde gehabt hat, nämlich 41,000 Reichsthaler, »und diesen 10,000 Rthlr. Renten hinzuzufügen. »Sie hat mich während des Laufs meiner Regie-

»rung nie betrübt, und sie verdient Achtung, Nei»gung und Ehrfurcht wegen ihrer unveränderli»chen Tugenden.«

Auch alle seine Geschwister haben Beweise von seiner Bruderliebe genossen. Seine älteste Schwester *) schätzte er stets vorzüglich hoch. Als er an dem Tage des hochkirchner Überfalls auch die Nachricht erhielt, daß seine geliebte Schwester, die Markgräfin von Baireuth, gestorben sei, so erschütterte ihn dies völlig, und er sagte auch nachher zu d'Alembert: Dieser Augenblick ist der schrecklichste meines Lebens gewesen, und ich begreife immer noch nicht, wo ich die Stärke hergenommen habe, zwei so harten Schlägen, womit mich das Schicksal zugleich beugte, widerstehen zu können. Er widmete ihr nachher nahe bei seinem neuen Schlosse unweit Sanssouci den marmornen Tempel der Freundschaft, der ihre schöne sitzende Bildsäule enthält. — Seine Schwester, die Königin von Schweden, hat er 1771 nach ihres Gemahls Tode von Stockholm zu sich eingeladen, und ungefähr ein halbes Jahr bei sich behalten. — Auch die verwittwete Herzogin von Braunschweig hat er oft bei sich gesehen. Einmal

*) S. S. 190. 199. f.

feierte er ihren Geburtstag auf eine sonderbare Weise. Er war an diesem Tage am Podagra bettlägerig, stellte aber doch zu Potsdam ein Gastmahl an, und lud ihren Sohn, den Herzog Friedrich, von Berlin dazu ein. Unmittelbar vorher, als er ihn in sein Zimmer rufen lassen wollte, behing er sich, im Bette liegend, mit einem Stück kostbaren Silberstoffs, dergleichen zur inwendigen Ausschmückung des neuen Schlosses gebraucht worden, und als der Herzog zu ihm kam, sagte er: Sehen Sie, wie ich mich am Geburtstage Ihrer Frau Mutter schmücke. — Nach dem Tode des Prinzen Leopold in der Oder bei Frankfurt, schickte er (am 12ten Mai 1785) dieser seiner geliebten Schwester folgenden Brief, um sie über den Tod dieses von ihr innig geliebten Sohnes zu trösten. »Es sind über 70 Jahre, »seit ich auf der Welt bin, und während dieser »ganzen Zeit habe ich nichts als sonderbare Spiele »des Glücks gesehen, welches zu einigen angeneh»men Vorfällen, die uns begegnen, nicht wenig wi»drige mischt. Wir schweben beständig zwischen »vielem Kummer und einigen vergnügten Augen»blicken. Dies, meine liebe Schwester, ist das ge»wöhnliche Schicksal aller Menschen. Jungen Leu»ten muß der Verlust ihrer Verwandten und Freunde »empfindlicher sein, als den Alten. Die erstern er-

»innern sich lange an ihren Verlust, dagegen Leu»te von unserm Alter ihnen bald folgen. Die Tod»ten haben den Vortheil, vor allen Unglücksfällen »gesichert zu sein; wir, die wir am Leben bleiben, »sind denselben beständig ausgesetzt. Alle diese »Betrachtungen, meine liebe Schwester, sind nicht »sehr tröstend, ich gestehe es gern. Zum Glück »hat Ihnen Ihre Weisheit und Ihr Geist die »Stärke gegeben, dem Schmerz zu widerstehen, »den eine zärtliche Mutter bei dem Verlust ihrer »geliebten Kinder fühlen muß. Möge der Him»mel fortfahren, Ihnen beizustehen, und mir eine »Schwester zu erhalten, die das Glück meines Le»bens ist.« — Noch sechs Tage vor seinem Tode schrieb er an diese seine verehrte Schwester folgenden Brief: »Der hannöversche Arzt *) hat »sich bei Ihnen geltend machen wollen, meine lie»be Schwester; aber die Wahrheit ist, daß er mir »nicht helfen konnte. Die Alten müssen den jun»gen Leuten Raum machen, damit jedes Menschen»alter seinen Platz finde; und wenn man recht »überlegt, was das Leben ist, so ist es nichts, als »daß man seine Mitbürger sterben und geboren »werden sieht. Indeß befinde ich mich seit einigen »Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt

*) Der verstorbene Hofrath und Ritter von Zimmermann.

»Ihnen unveränderlich ergeben, meine liebe Schwe»ster.« — In seinem Testamente vermachte er der Herzogin 50,000 Thaler und ein silbernes Tafelservice. — Seine jüngste Schwester, die Prinzessin Amalia, besuchte er, so oft er nach Berlin kam. In seinem Testamente hat er ihr ein silbernes Tafelservice und jährlich 10,000 Thaler vermacht, die sie aber nicht lange genoß, weil sie bald nach ihm starb.

Seinem ältesten Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, schenkte er 1745 das Schloß Oranienburg, und es scheint nicht, daß er wegen des Vorgefallenen *) ein Mißtrauen in ihn gesetzt hat. Aber die Familie desselben — der Prinz starb im Mai 1758, nicht ohne Thränen des Königs — schränkte er in Wohnung und Unterhalt noch mehr ein, als sein Vater ihn eingeschränkt hatte; wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie doch nach seinem Tode alles, was er hinterlasse, erbe, und dadurch für die vergangene Zeit schadlos gehalten werde.

Im baierschen Erbfolgekriege war der König mit dem Kronprinzen, itzt regierendem Könige, wegen der Klugheit, mit welcher er das ihm anver-

*) S. S. 186. f.

traute Korps bei dem Zurückmarsche aus Böhmen eben so glücklich als kühn geführt hatte, so wohl zufrieden, daß er ihm mit der heitersten Miene entgegenging, und zu ihm sagte: Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neveu. Als der Prinz über diese Anrede verwundert war, setzte er hinzu: Ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben alles gethan, was ich hätte thun können; alles, was man von dem erfahrensten General erwarten konnte; — und umarmte ihn mit vieler Zärtlichkeit.

Als der Prinz Heinrich im Jahre 1767 bei der Revüe in Schlesien zugegen war, so sagte der König bei dieser Gelegenheit, indem er die Disposizion zu dem Manövre des letzten Tages gab, zu den Offizieren: Sehen Sie sich wohl vor, daß bei unserm Manövre ja alles so ausgeführt wird, wie es angeordnet ist; wir werden dieses Manövre vor dem größten General in ganz Europa machen, und ich wünschte daher recht sehr, daß alles aufs Beste ausgeführt würde. Er setzte noch hinzu, daß, wenn irgend jemand ihn nicht recht verstanden hätte, man ihn entweder gleich, oder noch morgen früh fragen sollte, und fragte, indem er die Disposizion

sizion gab, den Prinzen öfter als einmal gleichsam um Rath.

Dem Prinzen Heinrich vermachte der König in seinem Testamente 200,000 Thaler, den Ring mit einem Chrysopras, von Brillanten umgeben, den er selbst am Finger trug, einen schönen Leuchter und 50 Anker ungrischen Wein, und der Gemahlin desselben jährlich 6000 Thaler, so wie dem Prinzen Ferdinand 50,000 Thaler, und eine Kutsche nebst 6 Pferden, und dessen Gemahlin 10,000 Thaler und eine kostbare Dose.

Als der König 1767 von der Revüe in Pommern zurückkehrte, bekam er die Nachricht von dem Absterben des jungen Prinzen Heinrich, (Bruder des itzt regierenden Königs) den er sehr liebte und schätzte. Seine Betrübniß darüber war so groß, daß er zu Bernau stillhalten ließ, und abstieg, um hier eine Nacht über zu bleiben, und die ersten starken Eindrücke des Schmerzes vorübergehen zu lassen. Einer von den gegenwärtigen hohen Offizieren der Suite sagte zum Könige: »Ihro Majestät, ich bitte allerunterthänigst, beruhigen Sie sich über diesen großen Verlust; er war doch nicht zu hintertreiben!« Er hat Recht, — erwiederte der König; — aber Er fühlt nicht den Schmerz und den Schlag, der mir durch diesen großen Verlust verursacht wird.

»Ja, Ihro Majestät, ich fühle ihn,« sagte dieser würdige Offizier; »denn er war einer der hoffnungsvollsten Prinzen.« Er hat Unrecht, — war des Königs Antwort, — Er hat den Schmerz auf der Zunge, und ich hier! (mit der Hand aufs Herz zeigend). Denn dieser Prinz war einer der besten Menschen. Bei diesen Worten stürzten häufige Thränen aus dieses großen Königs Augen, daß er sie nicht länger verbergen konnte. Darauf wandte er sich weg, und sagte: Ich will allein sein! Man kann den Schmerz des Königs einigermaßen aus dem Leichentexte schließen, den er selbst zu dessen Gedächtnißpredigt wählte: Meine Wege sind nicht eure Wege, und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken.

8. Friedrichs Verhalten gegen seine Freunde.

Der König hatte, wie jedermann weiß, ein sehr gefühlvolles, ganz zur Freundschaft geschaffenes Herz, und seine Anhänglichkeit an seine wahren Freunde verläugnete sich bis zu seinem Tode nicht. Fand er Ursachen, irgendwo seine Freundschaft zurückzunehmen, so ließ er sich gewöhnlich gegen seine andern Freunde so weit herab, sich

umständlich über seine Gründe zu erklären, damit, wie er sagte, gar kein Zweifel über die Solidität seiner Freundschaft zurückbliebe. Seine ganze Seele erheiterte sich, wenn er sich der im Kreise seiner Freunde froh verlebten Stunden erinnerte. Und eine unfehlbare Bürgschaft der Erhabenheit und Größe seines Charakters war es, daß seine Busenfreunde alle durchaus rechtschaffene und weise Männer waren. Dieser große Menschenkenner machte auch daher einen sichtbaren Unterschied zwischen diesen und denen, die sich bloß durch Talente und Witz hervorthaten *).

Unter die Personen, welchen Friedrich in seinen ersten Regierungsjahren vorzügliches Vertrauen und Freundschaft schenkte, gehört Franz Isaak, Graf von Chasot. Er war aus der Normandie gebürtig, stand Anfangs bei der französischen Armee in Diensten, und der König lernte ihn kennen, als er im Jahre 1734 seinen Vater an den Rhein begleitete, und von diesem Erlaubniß erhalten hatte, die französischen Truppen bei Philippsburg zu besehen. Chasot gefiel dem Kronprinzen; er ward nach Rheinsberg eingeladen, und gehörte bald zu Friedrichs vertrautesten Gesellschaftern.

*) S. S. 96.

Sobald der König zur Regierung kam, ward der Graf als erster Major bei dem baireuthschen Dragonerregimente angestellt, und zeigte sich bald hernach als einen der tapfersten Männer. Bei der am 4ten Juni 1745 bei Hohenfriedberg vorgefallenen Schlacht that der General Geßler an der Spitze dieses Regiments vor dem Ende der Schlacht einen heldenmäßigen Angriff, welcher diesem Regimente zum unsterblichen Ruhm gereicht. Zum Andenken dieses Angriffs gab der König dem Regimente unter andern auszeichnenden Ehrenzeichen ein Diplom, in welchem alle Offiziere, welche demselben beigewohnt, namentlich angeführt werden. Dieses wird bei dem jedesmaligen Kommandeur des Regiments verwahrt, und hat, wie die Worte des Königs darin lauten, zur Absicht: »diese höchst rühmliche und in dem Angesichte der ganzen feindlichen Armee recht heldenmäßig ausgeführte That des braven Dragonerregiments von Baireuth auf der Wahlstatt öffentlich zu versiegeln, und dadurch aus besonderer königlicher Gnade und thätlichem Erkennen gegen die hohen und niedern Offiziere des tapfern baireuthischen Regiments, dieses so herrliche und unglaubliche Meisterstück der erworbenen Kriegserfahrung anitzt und bei der Nachwelt in beständigem Andenken zu erhalten und außerordentlich zu verewigen.« Besonders hatte sich

der Major von Chasot hervorgethan. Er brachte dem Könige 66 Fahnen, die das Regiment erbeutet hatte. Der König dankte ihm in den gnädigsten Ausdrücken, und vermehrte des Grafen angebornes Wapen, zum Andenken seiner Tapferkeit, mit einem der Länge nach gespaltenem Herzschilde, in dessen rechter Seite ein halber gekrönter schwarzer Adler in silbernem Felde, und in dessen linker der Name Hohenfriedberg und die Zahl 66 in schwarzem Felde zu sehen sind. Der Helm hat eine rechtswehende Fahne, worin sich ebenfalls die Sinnbilder des Herzschildes befinden. Der Mutter des Grafen, die sich zu Caen in der Normandie aufhielt, schickte der König bald darauf eine goldene, reich mit Brillanten besetzte Dose, nebst einem sehr gnädigem Schreiben, worin sich besonders die Stelle auszeichnet: »Sie haben schon »lange ein Recht auf meine Achtung, wegen der »Dienste, die mir Ihr Herr Sohn geleistet hat. »Die Mutter eines so braven und so allgemein »geschätzten Offiziers kann von mir nichts anders, »als Beweise eines aufrichtigen Wohlwollens er»warten,« u. s. w. — Chasot verließ, eines gewissen Umstandes wegen, bald darauf die preußischen Dienste, ward aber, auf des Königs Empfehlung, Kommendant von Lübeck. Wenig Jahre vor Friedrichs Absterben kam er, als dänischer General-

lieutenant und Kommendant von Lübeck, nach Potsdam. Der König empfing ihn mit ausgezeichneter Zärtlichkeit, erinnerte sich mit ihm aller verlebten Freuden, und nahm des Grafen Söhne in seine Dienste.

Auch der Oberste Senning, sein Lehrer in der Geometrie und Ingenieurwissenschaft, war einer von denen, die seines genauern Umgangs gewürdigt wurden. Bei den bekannten Mißhelligkeiten zwischen dem Könige als Kronprinzen und seinem Vater wurde der rechtschaffene alte Senning mit in seines geliebten Prinzen Schicksal verwikkelt. Friedrich ersetzte ihm das alles als König auf die ihm eigne Art. Alter und Schwäche hielten ihn ab, seinen Herrn in den Feldzug 1740 zu begleiten. Er erhielt aber ununterbrochen Beweise seines Andenkens und seiner Gnade. Aus dem Lager bei Brezezi (den 27sten Mai 1741) erhielt er folgenden Brief.

»Mein lieber alter guter Senning.
»Ich danke Euch, daß Ihr an den guten Begeben»heiten Theil nehmt, womit das Glück mich be»günstigt. Ihr habt sehr Recht, Euch für mich zu »interessiren; denn Ihr wißt, wie sehr ich Euer »Freund bin.«

»Aus Frieden entsteht Krieg, sagt man immer; »aber sicherer noch entsteht aus Krieg Frieden.

»Nach der letzten Schlacht halte ich dafür, daß »die Östreicher außer Stande sind, den Krieg noch »länger fortzusetzen, und so viel ich urtheilen kann, »werde ich als friedlicher Bewohner von Charlot»tenburg oder Rheinsberg Euch bald wieder um»armen, und Euch mündlich versichern können, wie »viel wahre Achtung und Freundschaft ich für Euch »habe. Lebt wohl, mein lieber Senning.

Friedrich.«

Der König blieb sein Freund bis an seinen Tod. Er wohnte auf dem Schlosse in Berlin, und ward auch vom Schlosse herunter begraben.

Aus eben diesen Zeiten der sorgloseren Jugendjahre des großen Königs schreibt sich auch seine Freundschaft gegen die Gemahlin des Obersten von Camas, eine geborne von Brand, her, eine Dame von großem Geiste und edlem Herzen. Sie war Oberhofmeisterin bei Friedrichs Mutter, und mehrere Jahre älter als der König, denn sie war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts geboren. Folgende Briefe, die er an sie geschrieben, zeigen den ewig unvergeßlichen König auch von einer andern höchst liebenswürdigen Seite.

Neustadt, den 11ten November, 1760.

»Ich bin sehr pünktlich, Ihnen zu antworten, »und eile, Sie zu befriedigen. Es ist doch sonder»bar, wie das Alter übereinstimmt! Seit vier

»Jahren habe ich den Soupers entsagt, weil sie »sich mit dem Gewerbe, das ich treiben muß, nicht »reimen wollen; und an den Marschtagen besteht »mein Mittagessen nur in einer Tasse Chokolade. »Wir sind gelaufen wie die Narren, ganz aufge»blasen von unserm Siege, um zu versuchen, ob »wir die Östreicher aus Dresden jagen könnten; »sie haben uns von der Höhe ihrer Gebirge her»ab ausgelacht; ich bin stehendes Fußes wieder »zurückgegangen, und ich habe mich wie ein klei»ner Junge vor Verdruß in eins der verwünschten »sächsischen Dörfer versteckt. Nun muß man noch »die Herren Kreistruppen aus Freiberg und Chem»nitz vertreiben, damit wir zu leben und unser »Unterkommen haben.«

»Ich versichere Sie, ich führe ein armseliges »Leben, das, den Don Quichott ausgenommen, »noch niemand als ich geführt hat. Diese ganze »Lebensart, diese Unordnung, die gar kein Ende »nimmt, hat mich so alt gemacht, daß Sie Mühe »haben werden, mich wieder zu kennen. An der »rechten Seite des Kopfs ist mir das Haar ganz »grau geworden; meine Zähne brechen ab und fal»len aus; mein Gesicht ist so runzlig, wie das »Falbala an einem Rocke, der Rücken gewölbt, »wie ein Mönch de la Trappe. Ich sage Ihnen »das alles im Voraus, damit, wenn wir uns etwa

»noch in Fleisch und Knochen wiedersehen sollten, »Ihnen meine Figur nicht gar zu anstößig sein »möge. Nur das Herz bleibt mir übrig; das ist »noch unverändert, und wird, so lange ich athmen »werde, die Gesinnungen der Hochachtung und der »zärtlichsten Freundschaft für meine gute Mama »bewahren. Leben Sie wohl.“

Den 27sten November.

„Sie sehen, liebe Mama, mit welchem thäti»gen Eifer Sie bedient werden. Hier ist der Ta»bak. — Wir bringen hier unsre Winterquartiere »in Ordnung; ich habe nur noch eine kleine Reise »vor, und dann will ich nach Leipzig, um auszu»ruhen, wenn die Ruhe dort zu finden ist; für »mich ist das aber nur ein metaphysisches Wort »ohne Realität. Unter uns gesagt, liebe Mama, »das ist ein wahres Hundeleben, das wir führen; »aber man muß sich das nicht merken lassen. Le»ben Sie wohl, meine ganz Gute. Vergessen Sie »mich nicht; Sie würden sehr Unrecht daran thun, »denn niemand liebt und schätzt Sie mehr als ich.“

Den 3ten Dezember.

„Das muß man sagen, liebe Mama, Sie sind »sehr erfahren, und ich gratulire Ihnen, daß Sie »sich so gut auf die Wassersucht verstehen. Die »vorgefallene Begebenheit ist ganz alltäglich; kein »Hof, kein Kloster sogar, wo sich dergleichen nicht

»zutrüge. Ich, der gegen die Schwächen unse»rer Gattung sehr nachsichtsvoll bin, ich steinige die »Hofdamen nicht, welche Kinder bekommen. Sie »pflanzen ihre Art fort, statt daß jene finstre Po»litiker sie durch ihre unseligen Kriege zerstören. »Ich muß Ihnen gestehen, daß mir diese gar zu »zärtlichen Temperamente lieber sind, als jene »Keuschheitsdrachen, die unbarmherzig über ihres »Gleichen herfallen, oder zänkische Weiber, die ge»wiß wirklich boshaft und unhold sind. Man »sorge dafür, daß das Kind gut erzogen wer»de, und beschimpfe die Familie nicht. Das ar»me Mädgen soll ohne Aufsehen vom Hofe kom»men, und ihr guter Name so viel als möglich »geschont werden.“

„Wir werden Frieden bekommen, meine gute »Mama, und ich nehme mir recht vor, mit Ihnen »unter vier Augen zu lachen, wenn ich das Ver»gnügen haben werde, Sie wiederzusehn. Leben »Sie wohl, liebe Mama. Ich umarme Sie.“

Meißen, den 20ten Dezember.

„Hier schicke ich Ihnen, meine gute Mama, »eine Kleinigkeit, daß Sie sich meiner erinnern »können. Sie können sich dieser Tabatiere entweder »zur Schminke, oder zu Schönheitspflästerchen, oder »zum Tabak, oder Zuckerwerk, oder zu Pillen bedienen: »zu welchem Gebrauch Sie dieselbe auch nur im-

»mer bestimmen mögen, denken Sie wenigstens, »wenn Sie diesen Hund, das Sinnbild der Treue, »sehen, daß derjenige, der sie Ihnen schickt, an »Treue und Anhänglichkeit an Sie alle Hunde »der ganzen Welt übertrifft, und daß seine Erge»benheit für Ihre Person nichts ähnliches mit der »zerbrechlichen Materie hat, die hier fabrizirt wird. »Ich habe hier für die ganze Welt Porzellain be»stellt; für Schönhausen, für meine Schwägerin»nen; kurz, ich bin itzt nur an dieser zerbrechlichen »Materie reich, ich hoffe, daß diejenigen, die sie »erhalten, solche für baar Geld annehmen werden. »Denn wir sind arme Teufel, liebe Mama, uns »bleibt nichts als die Ehre, der Degen und Por»zellain.“

„Leben Sie wohl, meine liebe und gute Mama. »Gefällt es dem Himmel, daß ich Sie noch von »Angesicht zu Angesicht wiedersehe, so werde ich »mündlich wiederholen, was ich gesagt habe; wie »ich es aber auch immer anstellen möge, werde ich »das nur sehr unvollkommen ausdrücken, was mein »Herz für Sie empfindet.“

Im Hauptquartier zu Bottlern, den 8ten Juni 1762.

„Ich bin überzeugt, meine gute Mama, daß »Sie aufrichtigen Antheil an dem Guten nehmen, »das uns begegnet. Das Übelste ist, wir sind so

»heruntergeworfen, daß wir itzt aller Orten glück»liche Ereigniſſe bedürfen, um uns wieder zu erhe»ben; und zwei wichtige Frieden, die ſonſt aller»wärts hinreichen würden, die Ruhe wieder herzu»ſtellen, dienen gegenwärtig zu weiter nichts, als »in einen Weg einzulenken, den Krieg weniger »unglücklich zu enden.“

„Ich wünſche von ganzem Herzen, daß der »Himmel Sie ſo lange noch erhalte, bis ich Sie »ſehen, hören und umarmen kann. Allem Anſchein »nach werden Sie bald wieder ruhige und friedliche »Einwohner Berlins werden können. Was aber »uns Andre betrifft, wir werden kriegen müſſen, »bis alles natürliche Feuer erliſcht. Indeß muß »dies doch einmal ein Ende nehmen; und die ein»zige angenehme Ausſicht, die mir noch bei dem »Frieden bleibt, iſt, Sie mündlich verſichern zu »können, daß ich mit der größten Achtung bin, »meine liebe Mama, Ihr treuer Freund.“

Den 27ſten.

„Ich freue mich, meine gute Mama, daß Sie »ſo gutes Muths ſind, und ich rathe Ihnen ſehr, »ihn noch zu verdoppeln. Es hat ja alles ein »Ende, alſo muß man hoffen, daß auch dieſer ver»wünſchte Krieg nicht gerade das einzige Ewige »ſein werde. Seitdem der Tod eine gewiſſe Buhl»ſchweſter in Norden aufgepackt hat, iſt unſre Lage

»sehr vortheilhaft verändert, und wird um vieles »erträglicher, als sie war. Man muß hoffen, daß »sich noch einige gute Ereignisse zutragen werden, »die man benutzen wird, um einen guten Frieden »zu erlangen.“

„Sie sprechen von Berlin. Ich wünsche sehr, »Sie insgesammt dort zu wissen. Allein ich wol»te, daß, wenn Sie dahin gingen, Sie nicht wie »die Vögel auf einem Zweige säßen, und daß Sie »mit aller erforderlichen Würde daselbst bleiben könn»ten. Daher erwarte ich nur noch den Zeitpunkt, »in welchem ich diese Sicherheit auf gute Gründe »werde gestützt wissen, um Ihnen zu melden, daß »Sie dahin zurückkehren können. Nimmt dieses »alles einen guten ehrenvollen Ausgang, wie will »ich dem Himmel danken, daß ich Sie, meine gute »Mama, wiedersehen und umarmen kann! Ja, »ich sage umarmen; denn in dieser Welt haben »Sie keinen Liebhaber mehr außer mich. Sie kön»nen mich nicht eifersüchtig machen, und für meine »Beständigkeit und Treue habe ich ein Recht, mir »einen Kuß zur Belohnung zu fordern. Sie kön»nen sich nur darauf gefaßt halten. Finette mag »dazu sagen, was sie will, und sollte sie vor Är»ger vergehen; denn seit ihrem verstorbenen Düc »hat sie keinen Küsser mehr.“

„Leben Sie wohl, gute Mama. Verzeihung

»für die Armseligkeiten, die ich Ihnen schreibe;
»das macht, ich bin allein, vergesse zuweilen meine
»Verdrießlichkeiten, habe Sie lieb, und mache mir
»das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten,
»gern zu Nutz.“

Peterswalde, den 19ten Oktober, 1762.

„Ich wollte, daß ich alle Tage eine Festung
»einnehmen könnte, meine gute Mama, damit ich
»immer Ihre angenehmen Briefe erhielte; aber
»Dummköpfe von Kommendanten lassen mir oft
»welche auf eine schimpfliche Weise verloren gehen,
»und wenn ich dann auch Kaiser habe, die mir
»wohlwollen, so — — —. Nach dem allen ur-
»theilen Sie nun, in was für einer hübschen Lage
»ich mich befinden muß. Lebte unser Kaiser noch,
»so würde diesen Winter noch Friede, und Sie
»könnten mit einem Sprunge in Ihr sandiges ber-
»linisches Paradies zurückkehren. Aber das Publi-
»kum, das sich gern schmeichelt, hat ohne Grund
»geglaubt, der Friede würde der Einnahme von
»Schweidniz folgen. Sie haben auch vielleicht ge-
»glaubt, es könnte geschehen; aber ich versichere
»Sie, so viel ich einsehen kann, haben unsre
»Feinde noch nicht die geringste Lust, sich wieder
»zu vertragen. Urtheilen Sie dann also selbst, ob
»es klug sein würde, nach Berlin zurückzukehren,

»auf die Gefahr, bei dem ersten Lärm nach Span»dau zu flüchten.“

„Sie sagen mir von der armen Finette. Ach, »meine liebe Mama, seit sechs Jahren her bedaure »ich die Todten nicht mehr, wol aber die Lebendi»gen. Es ist ein elendes Leben, das wir führen, »und es ist nicht werth, dessen Verlust zu bedauern. »Ich wünsche Ihnen viel Geduld, meine liebe Ma»ma, und alles Glück, dessen die bedrängte Zeit »nur empfänglich ist; hauptsächlich wünsche ich »Ihnen die Erhaltung Ihrer guten Laune, als »des größten und wesentlichsten Guts, welches uns »das Glück zu geben vermag. Was mich betrifft, »so wird meine alte Freundschaft und Achtung für »Sie nie nachlassen. Ich bin versichert, daß Sie »davon überzeugt sind. Leben Sie wohl, liebe »Mama.“

Leipzig, den 22sten Januar, 1763.

„Ein und funfzig Jahre sind keine Kleinigkeit, »meine liebe Mama. Es ist beinahe der ganze »Vorrath auf der Spindel der Madame Klotho, »die unsern Lebensfaden spinnt. Ich danke Ih»nen für Ihre Theilnahme daran, daß ich bis da»hin gekommen bin. Sie interessiren sich für einen »alten Freund und Diener, dessen Gesinnungen we»der Alter noch Abwesenheit verändert haben, und »der itzt mit einer Art von Überzeugung hofft, Sie

»noch wieder zu sehen und zu umarmen, wenn Sie »es wol erlauben wollen.“

„Ja, liebe Mama, ich glaube, Sie werden in »Berlin sein, ehe noch Flora die Erde mit ihren »Geschenken verschönert hat, um mich poetisch aus»zudrücken; und wenn ich mich aufrichtig freue, »jemanden in dieser Hauptstadt wiederzusehen, so »sind Sie es wol; sagen Sie aber davon nichts. »Dies ist nicht poetisch, und muß buchstäblich ver»standen werden. Möge doch der Himmel Ihre »Tage behüten, und Sie mit so viel Segen über»schütten, als Ihre Tugenden es verdienen! Daß »ich Sie doch gesund, vergnügt und zufrieden wie»der anträfe! Daß Sie mir doch stets Ihre Freund»schaft erhielten! Ich verdiene sie nur durch meine »unverbrüchliche Anhänglichkeit an Sie, gute »Mama, welche ich bewahren werde, bis die feind»selige Parze meinen Lebensfaden abschneidet.“

Dahlen, den 6ten März, 1763.

„Ich werde Sie also wiedersehen, meine gute »Mama, und ich hoffe, daß es zu Ende dieses »Monats oder zu Anfang des April's geschehen »wird. Ich hoffe, Sie so munter wiederzufinden, »als ich Sie verlassen habe. Mich aber werden »Sie sehr alternd und beinahe in der Kindheit »finden, grau wie ein Esel; ich verliere fast täg»lich einen Zahn, und bin halb lahm vom Poda»gra;

»gra; aber Sie werden Nachsicht mit den Gebre»chen des Alters haben, und wir wollen von den »vorigen Zeiten sprechen.“

„Da ist nun auch unser guter Markgraf von »Baireuth gestorben. Das thut mir aufrichtig »leid. Wir büssen Freunde ein, und die Feinde »scheinen in Ewigkeit bleiben zu wollen. Ach, »meine gute Mama, wie fürchte ich mich vor Ber»lin, und den Lücken, die ich finden werde! Aber »ich will nur an Sie denken, und mich über das »übrige täuschen. Sein Sie überzeugt, daß es »mir viel Vergnügen machen wird, Sie münd»lich von der Achtung und Freundschaft zu versi»chern, die ich bis ins Grab für Sie haben werde.“

Den 2ten Juni, 1763.

„Meine gute Mama, Ihr Brief und Ihr An»denken haben mir eine wahre Freude gemacht, »weil es Beweise sind, daß es mit Ihrer Gesund»heit besser geht. Man versichert mich, daß ganz »und gar keine Gefahr ist, und daß Sie sich gänz»lich wieder herstellen werden. In einer Stunde »wird meine Schwester hier ankommen. Ich ge»stehe Ihnen, daß es mir viel Vergnügen macht. »Sie müssen sich hübsch in die Luft machen, liebe »Mama. Die freie Luft ist die wirksamste Arz»nei, sie wird Ihrem Blute wieder neue Lebens»kraft geben, und Sie vollends gesund machen.

»Ich nehme sehr aufrichtig Theil daran. Sie ken»nen mein altes Herz, das immer noch das näm»liche, und das ganz gemacht ist, Sie zu lieben, »so lange es leben wird. Leben Sie wohl, liebe »Mama. Sorgen Sie, daß Sie bald hergestellt »werden, und vergessen Sie mich nicht.“

„Ich werde Ihren Brief, meine gute Mama, „meiner Schwester zeigen, sie wird sich freuen, daß „Sie an sie denken. Es thut mir in der That „leid, daß ich hier Ihrer Gesellschaft nicht genie„ßen kann. Aber ich finde doch, daß Sie sehr „recht daran thun, sich zu schonen, und im Grunde „könnte ich auch hier sehr wenig von Ihrer lie„benswürdigen Gesellschaft genießen. Denn wir „sind hier, wie auf einem allgemeinen Landtage „des heiligen römischen Reichs, mit dreißig Prin„zen und Prinzessinnen umgeben; überdies hält „mich meine Kränklichkeit ab, allen diesen Gaste„reien beizuwohnen. Nur bei den großen Feier„lichkeiten finde ich mich ein, und suche dann zwi„schenher einiger Ruhe zu genießen. Der alte Ba„ron spottet meiner lahmen Beine, er ist mit dem „Prinzen Friedrich in die Wette gelaufen, wer dem „andern vorkommen könnte. Was mich betrifft, „der ich mich auf einem Beine langsam fortschleppe, „ungefähr so wie eine Schildkröte, ich sehe der „Schnelligkeit ihres Wettlaufes zu, wie wenn

„ein Gichtbrüchiger einem Ballet von Denis bei„wohnte.“

„Gute Nacht, meine liebe Mama; ich hoffe, „Sie wiederzusehn, wenn ich meine Beine wieder „werde brauchen können, und wenn ich die Trep„pen auf dem Schlosse hinaufklettern kann, die „zu Ihrem Paradiese führen. Ich bin ewig der „älteste Ihrer Anbeter.

Friedrich.“

Diesen Ton der herzlichen Liebe führte er auch gegen andre seiner Freunde, z. B. gegen Jordan. Ein Drechsler hatte (1745) den Einfall gehabt, daß es dem Könige viel Geld ersparen würde, wenn man sich statt der gewöhnlichen Kanonen hölzerner bediente, und Jordan ersucht, dem Könige seinen Entwurf vorzustellen. Jordan war so treuherzig gewesen, es zu thun. Friedrich antwortete: »Wenn Du von Kanonen sprechen willst, „muß Hans von Astrolabien, und seine Lise von „Newton's Lichtstrahlen sprechen; und ich, ich „werde griechische und arabische Liederchen dichten „müssen. Ein jeder hüte doch seine eignen Gänse; „glaube mir, dies heißt das Klügste erwählen. „Denn wir sind nur zu glücklich, wenn wir eine „Person gut vorzustellen das Glück haben. — — „Ich will deshalb ganz und gar nicht gesagt ha-

„ben, daß Du nicht ein trefflicher Skribler, eine „wahre Sammlung von Kenntnissen, ein jovialischer Gelehrter, ein erschrecklicher Grieche, ein mit „allen Talenten, die weiland Luzians Esel sel. besaß, begabter Fent seist; ich behaupte nur ganz „bescheiden, daß Du eben kein Belidor im Artillerieweſen bist. Als ich Deinen Brief las, glaubte ich, vor Lachen ersticken zu müssen. Ein Drechsler erbietet sich, Kanonen zu machen, und wendet „sich an Jordan. Glaube mir, Freund, behalte „dies Geheimniß für Dich, und laß den Künstler „für Dein Arsenal arbeiten, für den ersten literarischen Streit, der Dir zustoßen wird. Dann „pflanze Dein schweres Geschütz gegen Deinen Widersacher auf, und rufe ihm zu: ultima ratio Jordani. Ich bin nun seit einigen Tagen hier; sehe „nichts als Wälle, höre nichts als Flintenschüsse, „gehe nur in Minen spazieren, und athme nichts „als Schwefel ein. Was kannst Du anders, als „einen ganz martialischen Brief von mir erwarten? Indeß hoffe ich, daß angenehmere Freuden „meiner in Berlin warten, und daß ich zwischen „Mäzenas Jordan und Pollio Cäsarion vergnügt „mein Abendbrot verzehren will. Lebe wohl, mein „Freund! Nütze die Zeit, denn sie entfliehr.“

Unter seinen Freunden zeichnete der König besonders den Bruder des Feldmarschall Keith,

den Erbmarschall von Schottland, aus, der am meisten unter dem Namen Mylord Marschall bekannt ist. Da Friedrich glaubte, Ehrlichkeit und Geradheit sei überall nützlich, und auch bei Staatsunterhandlungen am rechten Ort, so schickte er den Mylord Marschall als Gesandten an den französischen Hof. Bei dieser Gelegenheit sagte der König von ihm: Ich habe von der Treulosigkeit, Undankbarkeit und Bosheit der Menschen so vielfältige Erfahrungen gemacht, daß ich vielleicht zu entschuldigen wäre, wenn ich gar nicht mehr an Tugend glaubte. Der gute Mylord (so nannte er ihn beständig) hat mich so zu sagen gezwungen, wieder an sie zu glauben. Diese Gesinnung ist der Trost meines Lebens, und diesen verdanke ich ihm.

Mylord Marschall hatte bei den Revoluzionen in England und Schottland zur Zeit des Prätendenten eine wichtige Rolle gespielt. Er hatte sich als ein eifriger Jakobite gezeigt, deshalb war er seiner Güter beraubt, und aus seinem Vaterlande verwiesen worden. Als Georg der Zweite zur Regierung kam, interessirte sich Friedrich aufs lebhafteste bei demselben für seinen guten Mylord, und erhielt auch für ihn wirklich die Wiedererstattung eines großen Theils von seinem Vermögen. Bei

dieser Gelegenheit mußte der Lord nach Schottland reisen. Von Dankbarkeit gegen die zärtliche Aufnahme, die er dort bei seinen Freunden und Landsleuten fand, durchdrungen, entschloß er sich, sein Leben bei ihnen zuzubringen. Deswegen foderte er seinen Abschied von seinem königlichen Freunde, der sich äußerst ungern von solch' einem Manne trennte. Der Abschied zwischen dem erhabenen Könige und dem rechtschaffnen Mylord war höchst rührend. Sie umarmten sich brüderlich einigemal, und der König sagte weinend: Erinnern Sie sich, im Fall es Ihnen in Schottland nicht gefallen sollte, daß Sie hier einen Freund haben, dem Sie stets fehlen werden, und dessen Klagen Sie enden können, sobald Sie nur wollen.

Nachdem er wirklich abgereiset und in Schottland angekommen war, schrieb der König ihm unter andern: Wäre ich eine Seemacht, so käme ich nach Schottland, Sie von dort zu entführen; so aber, mein liebster Lord, kann ich nur die Arme der Freundschaft nach Ihnen ausstrecken; kommen Sie, bei ihr zu leben, und werfen Sie sich ihr ganz in den Schooß. Mylord widerstand diesen Bitten nicht lange, und kehrte bald zu einem Könige zurück, bei dem er sich nicht scheuen

durfte, die strengste Wahrheit zu sprechen, und bei dem er nicht Gefahr lief, je durch sein scharfes Gefühl für wahre Menschenwürde die königliche Majestät zu beleidigen.

Friedrich ließ ihm bei seiner Rückkunft dicht vor Sanssouci, diesem berühmten Aufenthalt der Musen und echter Philosophie, ein bequemes Haus bauen. Es stand ihm frei, täglich mit dem Könige zu speisen. Doch war dies kein Muß. Wenn er es aber dem Könige vorher sagte, daß er ihm aufwarten würde, so wartete der König auf ihn, bis Mylord nach seiner Bequemlichkeit kommen konnte. Bei Tafel suchte er ihm das aus, was er am liebsten aß; und nachher ließ er ihn in einem Zimmer des Schlosses, das er ihm ausdrücklich dazu einräumte, ungestört seine Mittagsruhe halten. Als Mylord Marschall einem seiner Freunde seinen Aufenthalt in Sanssouci beschrieb, drückte er sich folgender Weise über den König aus: Dieses Schloß ist für mich eine Art von Kloster, in welchem ich mich recht glücklich fühle; unser Pater Abt ist ein Mann, mit dem sich sehr gut und leicht leben läßt. Indeß wenn ich in Spanien wäre, würd' ich mich doch Gewissenshalber verbunden achten, ihn der heiligen Inquisizion, als der Zauberei verdächtig, an-

zuzeigen. Denn hätte er mich nicht bezaubert, würd' ich wol hier bleiben, wo ich nur das Nachbild der Sonne sehe, indeß ich doch in dem unvergleichlichen Klima von Valenzia leben und sterben könnte?

Mylord Marschall wollte die Witwe eines sehr vornehmen Offiziers, die mit ihren Kindern in Dürftigkeit lebte, heirathen, um ihr, die er sehr hochschätzte, auf eine delikate Art ein jährliches Einkommen, so, als ob sie schon ihr Witwengehalt von ihm hätte, auszusetzen. Übrigens wollte er ihr keinen Zwang auflegen; sie sollte bleiben, wo sie war. Der König erfuhr diesen seltsamen Entschluß des Mylord; und da er gewiß wußte, daß er gar keine Neigung zur Ehe hatte, rieth ihm der König ernstlich, von diesem Vorsatz abzustehen. Indeß hatte er der Dame schon eine ansehnliche Pension ausgesetzt, wovon sie mit ihren Kindern gut leben konnte, weil er, wie er sagte, diese Schuld seines Freundes von nun an als seine eigne ansähe, die er stets mit Freuden abtragen würde.

Als Alter und Unvermögen dem ehrwürdigen Greis nicht mehr erlaubten auszugehen, ging der König zu ihm, um, wie er selbst sagte, seine Unterredung zu genießen, und sich bei

ihm über die Beschwerden der Regierung zu trösten. — Mylord würde auch in seines Freundes Armen gestorben sein, wenn der große König nicht zu einem Kriege gezwungen worden wäre, der ihn ganz Teutschland so werth und dem ganzen Europa so interessant gemacht hat, und vielleicht die schönste Epoche eines so schon ruhmvollen Lebens ist. Diese Trennung überlebte der rechtschaffene, gefühlvolle Mylord nicht lange. Er glaubte gewiß, den König, den er liebte, nicht wiederzusehen, und diese Vorstellung beschleunigte sein Ende. Er starb im Mai 1778, also zwei Monate nach des Königs Ausmarsch.

Auch den Grafen von Rudenschöld, der ehemals als außerordentlicher schwedischer Gesandter am preußischen Hofe stand, beehrte Friedrich mit seiner Gnade und Freundschaft. Er zog ihn oft in seine Gesellschaft, was sonst bei Gesandten nicht leicht der Fall zu sein pflegte. Als der König im Jahre 1740 ein Bündniß mit Frankreich gegen Östreich schloß, bemühte sich Rudenschöld, auch für Schweden Nutzen davon zu ziehen, äußerte aber gegen den König seine Verwunderung und Besorgniß, als er erfuhr, daß derselbe zu eben dieser Zeit auch mit Rußland einen besondern Traktat geschlossen hatte. Der Monarch schrieb ihm: »er möchte ins Lager nach Schlesien kommen, wo

er ihm begreiflich machen wolle, daß diese letztere Verbindung für Schweden im geringsten nicht nachtheilig sei.« Unter andern sagte er in dem Briefe: Kommen Sie, wir werden desto genauere Bekanntschaft machen können. Als Rudenschöld im Lager ankam, empfing ihn der König mit außerordentlicher Gnade und Herablassung. Vor Brieg, welches sich so eben ergeben hatte, ritt er drei Stunden lang in seiner Gesellschaft spazieren, und unterhielt sich mit ihm über den von ihm entworfenen Plan, daß er mit dem Könige von Schweden gemeinschaftlich wider Rußland agiren wollte.

Im Jahre 1743 machten es gewisse Privatursachen nöthig, daß Rudenschöld seinen Hof bitten mußte, ihn zurückzuberufen. Der König hatte dies kaum erfahren, so ließ er dem Hofe von Stockholm vorstellen: »wie viel Schweden daran gelegen sein müsse, einen Minister zu Berlin zu behalten, der sich bis dahin so gut betragen habe, und von dem es noch vielen Nutzen erwarten könne.« Diese Vorstellung war wirksam, und Rudenschöld blieb. Bald darauf brachte er die Vermählung zwischen der Schwester des Königs, Louise Ulrike, und dem Thronfolger von Schweden zu Stande. Der König wollte anfänglich zu dieser Verbindung seine Einwilligung nicht geben, indem er sagte,

seine älteste Schwester sei zur Äbtissin von Quedlinburg bestimmt, und schlug an deren Stelle die Prinzessin Amalia vor. Rudenschöld schrieb nach Schweden, und erhielt zur Antwort: »Der Thronfolger würde die ältere Prinzessin vorziehen, für welche ihn seine Schwester, die Fürstin von Anhalt-Zerbst, eingenommen habe; wenn aber der König darauf bestehe, sie ihm nicht geben zu wollen, so würde er die jüngere wählen.« Der Minister verschwieg diesen Auftrag, beharrte bei seiner Anwerbung um die Prinzessin Louise Ulrike, und unterredete sich darüber mit dem Könige sehr lebhaft. Zwei Stunden nachher erhielt er durch den Grafen von Podewils die Einwilligung des Königs. Als dieser nachher erfuhr, daß Rudenschöld gegen ihn zurückhaltend gewesen war, und ihm einen Theil seines Auftrags verschwiegen hatte, ward er deshalb nicht ungnädig, sondern vergab es ihm. Nach drei Monaten erhielt Rudenschöld, weil er dieses Heirathsgeschäft zu Stande gebracht hatte, von seinem Hofe den höhern Charakter eines Envoyé extraordinaire, und eine ansehnliche Summe Geldes zu den dabei nöthigen Ausgaben. Als er sein Beglaubigungsschreiben überreichte, machte ihm der König das schmeichelhafte Kompliment: »Es »ist mir sehr angenehm, daß Ihr Hof Ihnen die»sen Charakter gegeben hat. Ich sehe es als ein

»Merkmahl an, daß ich das Vergnügen haben »werde, Sie hier zu behalten. Der König, Ihr »Herr, kann mir niemals einen Miniſter ſchicken, »der mir lieber wäre als Sie.«

Des Königs Vertrauen gegen Rudenſchöld war faſt unbegrenzt. Er ſprach mit ihm, wie mit ſeinem innigſten Freunde. Als er ſich während des zweiten ſchleſiſchen Kriegs in Böhmen mit ſeinen Truppen ſo ſehr vertheilt hatte, daß er ſich eilig vor den Öſtreichern zurückziehen, und die Früchte ſeiner ſo glücklich angefangenen Unternehmungen aufopfern mußte, geſtand er ihm offenherzig: Wenn ich als ein ſubordinirter General nicht beſſer verfahren wäre, ſo würde ich das Kommando verloren haben. Als der König im Jahre 1745 mit ſeiner Armee ruhig in den Winterquartieren zu bleiben gedachte, ſo entdeckte Rudenſchöld ihm zuerſt den Plan der Höfe von Wien und Dresden, daß er von allen Seiten überfallen und aufgerieben werden ſollte. Der König, der ſich zu Berlin befand, wollte dem Geſandten nicht glauben; da er aber nach einigen Tagen nähere Nachricht erhalten hatte, ſagte er zu ihm auf die verbindlichſte Weiſe: Ich bin Ihnen ſehr verbunden für Ihre Nachricht, und laſſe nun alles marſchiren. Jedermann war damals in der größten Be-

stürzung, man fürchtete alles für den König, und nur er selbst zeigte sich in dieser gefährlichen Lage fast ganz allein muthig und unbesorgt. Den Abend vor seiner Abreise zur Armee ließ er Rudenschöld zu sich rufen, unterredete sich lange mit ihm über die damalige Lage der Umstände, umarmte ihn zärtlich, und sagte dann: Leben Sie wohl, mein lieber Rudenschöld, interessiren Sie sich für mich, ich werde es stets für Sie thun. Kaum war der König siegreich nach Potsdam zurückgekommen, so begab sich der Gesandte zu ihm, und stattete ihm seinen Glückwunsch ab. Bei seiner Rückreise machte ihm der König ein Geschenk mit einer schönen Tabaksdose, nebst einem Servis von sächsischem Porzellain, und sagte dabei: Ich will Ihnen damit beweisen, daß ich in Sachsen an Sie gedacht habe.

Im Jahre 1748 wurde Rudenschöld endlich von seinem Hofe zurückberufen. Der Abschied des Königs von diesem Manne, den man in Berlin nur Ministre favori nannte, war sehr rührend. Der König war dabei ganz bewegt, ließ ihm nicht Zeit zu reden, umarmte ihn aufs zärtlichste, und sprach so mit ihm, wie vielleicht nie ein König mit einem fremden Minister. Kurz vor der Abreise nahm Rudenschöld noch einmal schriftlich Abschied, und in der Antwort, die er bekam, hieß es unter andern:

»Sein Sie überzeugt, daß ich mich Ihrer stets er»innern werde, und daß Sie als Minister und als »liebenswürdiger Mann gleiches Recht auf mein »Andenken haben.«

Mit seiner Freundschaft und Vertraulichkeit beehrte er auch vorzüglich den Generallieutenant, Grafen von Rothenburg. So lange dieser lebte, konnte der König seiner Gesellschaft gar nicht entbehren. Während der letzten Krankheit dieses Generals hat der König sehr oft Stunden lang vor seinem Bette gesessen, und als er die Nachricht von seinem Tode erhielt, lief er aus seinem Schlosse, uneingedenk, daß er nur halb angekleidet war, über die Straße zu ihm hin, weinte, ließ ihm die Ader schlagen, wozu er noch den Teller hielt; und als er sah, daß alles vorbei war, begab er sich weinend und traurig hinweg, und blieb einige Tage allein in seinem Zimmer.

So stand ferner der Generalmajor von der Golz, der im Jahre 1747 starb, bei dem Könige in vorzüglicher Gnade. Die Thätigkeit, welche dieser Mann neben andern vortrefflichen Eigenschaften hatte, machte ihn in den Augen des Königs so schätzbar, daß er bei der Nachricht von seinem Tode Thränen vergoß, und mit großer Empfindung ausrief: Warum mußte ich den Mann verlieren? Den Ausdruck seiner Em-

pfindungen findet man noch mehr in der Lobschrift, die er zu Ehren dieses Generals aufsetzte, und die in den Schriften des Königs zu finden ist. Friedrich besuchte ihn in seiner letzten Krankheit, erkundigte sich, ehe er ihn sah, bei seinen Leuten, wie es mit ihrem Herrn stände? und ermahnte sie, alles Mögliche anzuwenden, damit er wieder hergestellt würde, versprach ihnen auch Belohnungen, wenn es geschähe, und setzte sie dadurch in die größte Rührung. Als er zu dem General in's Zimmer trat, und sich dieser aufrichten wollte, eilte er zum Bette, und sagte: Mein lieber Golz, bleibe Er ja ruhig, und erlaube Er nur, daß ich Ihm zeigen darf, wie sehr mir Sein Zustand nahe geht. Golz antwortete mit schwacher Stimme: »Zu viel Gnade, Ew. Majestät; es schmerzt mich heftig, Sie verlassen zu müssen, aber das Schicksal befiehlt es.« Habe Er nur Muth, — fuhr der König fort, — mein lieber Golz! Seine Jahre geben mir noch Hoffnung, Ihn gesund wieder zu sehen; spare Er ja nichts, um mir das Vergnügen zu machen, das ich als Sein wahrer Freund empfinden werde, wenn Er wieder gesund wird. Golz ergriff eine von den Händen des Königs, wollte sie küssen, sank aber aus Schwäche zurück. Der König ver-

ließ das Bette seines geliebten Generals mit Thränen in den Augen, und sagte voll Wehmuth: Ich sehe wohl, daß ich viel Standhaftigkeit nöthig haben werde. Nach Golzens Tode befahl der König dem Regiment Gens d'Armes, dessen Chef der Verstorbene gewesen war, daß alle Offiziere einen Flor um den Arm tragen sollten, um den Verlust, den sie, wie der König sagte, erlitten hätten, öffentlich zu zeigen, und kassirte den Major von Seidel, der dies nicht thun wollte, auf der Stelle.

Als der König, um den Plan seiner Feinde zu verhindern *), 1745 seine Truppen nach verschiedenen Gegenden marschiren ließ, und von seiner Familie Abschied genommen hatte, so traf er an der Thüre des Saals, in dem er seine Mutter, Gemahlin, Schwestern und Brüder verließ, den Kabinetsminister, Grafen von Podewils, an, der ihm die Hand küssen und Glück zu seinen Unternehmungen wünschen wollte. Der König umarmte ihn, und sagte: Adieu, mein lieber Graf! Nehme Er ja alles wohl in Acht; und wenn mir ein Unglück begegnen sollte, so denke Er, daß Er einen guten Freund verliert.

*) S. S. 235.

9. Friedrichs Verhalten gegen seine Feinde.

Schon als Kronprinz zeigte Friedrich jene großmüthigen Gesinnungen gegen Feinde, die gewöhnlich nur Menschen von dem edelsten Herzen beseelen. Den Tag vor seiner Abreise von Küstrin hielt er eine vertraute Unterredung mit dem damaligen neumärkischen Kammerpräsidenten von Münchow, welcher, durch die vielen Merkmahle von dem Vertrauen des Prinzen dreist, ihn fragte: »was er, wenn er zur Regierung käme, mit denen machen würde, die sich in dieser Katastrophe so feindselig gegen ihn bezeigten?« Der damals neunzehnjährige Prinz antwortete mit der ihm natürlichen schnellen Entschlossenheit: Ich werde feurige Kolen auf ihr Haupt sammeln. Er hat dies auch erfüllt. Denn als er 1740 zur Regierung kam, so zog er die Familien derer, die gegen ihn am härtesten votirt hatten, eben so vor, als er denjenigen gnädig war, die ihm als Kronprinzen gedient hatten *).

Wenn man auf der Charte von Europa und Asien von Rochelle nach dem kaspischen Meere,

*) S. S. 195. f.

von da nach Schwedisch-Lappland, und von da aus wieder nach Rochelle einen Triangel zieht, so berührt man die Völker, die den König auf einmal bekriegt haben: Franzosen, Teutsche, Östreicher, Kroaten, Ungern, Kalmucken, Russen, Schweden. Aller Unterschied zwischen den rohen und sogenannten gesitteten verschwand; alles athmete einmüthig Erbitterung gegen den großen Mann. Man fand unter dem erbeuteten Gepäcke des Generals Contades in Westphalen einen Brief von dem alten Marschall Belisle, worin ihm dieser den Rath gab: »Man muß das Land vor der Armee her zu einer Wüste machen.« Der französische Gesandte zu Wien schrieb nach der Schlacht bei Kunersdorf an den bei der russischen Armee befindlichen Marquis von Montalembert: »Man muß den König von Preußen völlig zu Grunde richten. Sie müssen Ihren ganzen Kredit bei der russischen Generalität anwenden, sie zu vermögen, daß sie über die Oder geht, und den Russen die Plünderung Berlins und der ganzen Mark Brandenburg vorspiegelt.« — Wo ist hier der Unterschied in der Denkungsart zwischen Franzosen und Kalmucken? So dachten Franzosen, welchen der König von Preußen beständig Beweise seiner Achtung gegeben hatte. Nach der Schlacht bei Roßbach besuchte er die verwundeten französischen Of-

fiziere, und sagte zu ihnen: Meine Herren, ich kann mich noch immer nicht daran gewöhnen, die Franzosen als meine Feinde anzusehen. — Nach eben der Schlacht bemerkte der König unter den gefangenen französischen Offizieren einen schönen Mann, der einen Arm in der Binde trug. Der König fragte ihn nach seinem Namen, seiner Familie und nach andern Umständen. Endlich sagte er zu ihm: ich sehe, Sie sind blessirt. »Ja, Ew. Majestät,« antwortete der Offizier, »ich habe diese Wunde Ihrer braven Kavallerie zu danken; sie verschafft mir aber auch das Glück, einen so großen Monarchen als Ew. Majestät in der Nähe zu sehen.« — Der König antwortete: Ich bedaure Sie, und hoffe, daß Sie bald wieder hergestellt sein werden; damit wir uns aber noch öfterer sehen, werden Sie diesen Mittag bei mir speisen. — Der französische Generallieutenant, Graf von Mailly, welcher in derselben Schlacht gefangen worden, hatte auf Parole Urlaub erhalten, nach Paris zu reisen. Er hielt im Jahre 1758 bei dem Könige um Verlängerung dieses Urlaubs an, und erhielt von demselben folgendes gnädige Handschreiben: »Ich ge»stehe Ihnen die Verlängerung Ihres Urlaubs um »so viel lieber zu, da es mich erfreut, einem Manne

»von Verdiensten einen Dienst zu leisten; und da »ich jederzeit der Meinung gewesen bin, daß die »widrigen Begebenheiten der Könige die Privat»personen so wenig als möglich unglücklich machen »sollen. Nehmen Sie sich so viel Zeit, als Sie »nöthig haben, Ihre Sachen in Ordnung zu brin»gen. Sollte der wiener Hof, wie ich zu glauben »Ursache habe, etwas biegsamer werden und das »Kartel halten, so können Sie Ihre bei dieser Zeit »so unangenehme Reise ersparen, indem die Aus»wechselung geschehen kann, ohne daß Sie nöthig »haben, Ihren Aufenthalt zu ändern.« — Ein alter französischer General that im Angesichte des Königs bei eben dieser Schlacht Wunder der Tapferkeit. Er kommandirte ein Kavallerieregiment, und führte es so herzhaft als unerschrocken an. Allein er ward dessenungeachtet mit seinem Regimente, welches unter die preußische Gensd'armerie gerieth, so zugerichtet, daß er, voll Wunden, mit den meisten Offizieren gefangen ward. Der König schickte diesem würdigen General sogleich verschiedene Wundärzte, besuchte ihn bald darauf selbst, und sagte sehr liebreich zu dem würdigen Greis: Wenn der Schmerz am größten zu sein scheint, so ist die Hülfe am nächsten. Der General antwortete: »Ew. Majestät sind größer als Alexander; jener quälte seine Ge-

fangenen, aber Sie, erhabener und gütiger König, Sie gießen Öl in ihre Wunden.«

Auch gegen die Östreicher betrug sich der König sehr großmüthig. Nach der Schlacht bei Liegniz ritt er mit der Avantgarde nahe bei einem Walde vorbei. Ein Östreicher, dem eine Kanonenkugel den Bauch aufgerissen hatte, so daß das Eingeweide ganz beschädigt heraushing, stand an einen Baum gelehnt, und hielt es mit beiden Händen fest. Einige vorbeimarschirende Preußen bezeigten ihr Mitleiden mit diesem Unglücklichen; viele hatten aber auch die Unmenschlichkeit, seines Elendes zu spotten. Dies nahm der König sehr ungnädig auf, und er sagte mit ernstem Unwillen: Pfui! schämt Euch! wißt Ihr nicht, daß, was dieser bedauernswürdige Mensch heute leidet, mich oder einen andern morgen auch treffen kann? Sogleich befahl er, daß ein Pferd abgesattelt werden mußte, damit der arme Verwundete in die Pferdedecke gelegt werden konnte. Vier Mann mußten ihn ins nächste Dorf tragen, und es wurden Feldscherer zu seiner Pflege beordert. Als der Blessirte in einem Bauerhause aufs Bette gelegt war, fragte er mit schwacher Stimme: »O, sagen Sie mir doch, wie hieß der General?« — Als er vernahm, es sei der König selbst gewesen, sagte er: »Nun, so segne ihn Gott!

Daß er mir Elenden noch vor meinem Ende hat Gutes thun lassen, das belohne ihm Gott!« Nach einigen Minuten starb er. — Als die Armee im Jahre 1761 im August bei Schweidniz stand, waren in dem sogenannten Nonnenbusche Fußjäger postirt, die den feindlichen Patrouillen sehr ausgesetzt waren, so daß es oft zum Handgemenge kam. Bei einem solchen Scharmützel war ein Jäger an dem linken Arm verwundet worden; dies brachte diesen Menschen so auf, daß er sich aus Rachbegierde in einen Graben versteckte, um so einem der Feinde desto gewisser den Tod geben zu können. Eines Morgens kam der König mit dem Markgrafen Karl vom Rekognosziren zurück, und fand den Jäger, der im Graben vor Müdigkeit eingeschlafen war. Der König ließ ihn wecken, und fragte ihn: was er da mache? Der Jäger erzählte den Vorfall, und gestand ganz treuherzig, daß er hier lauere, um sich zu rächen. Der König sagte darauf mit großem Unwillen: Pfui, schäme Er sich! Er wird doch kein Straßenräuber sein wollen, der in den hohlen Wegen aufpaßt? Handle Er offen, wie ein rechtschaffener Brandenburger, und wie es einem Soldaten zukommt, dann will ich Ihn loben. So aber scheer' Er sich gleich zurück. — Auch gegen die Gene-

rale, welche wider ihn fochten, betrug sich Friedrich auf eine so gnädige Art, daß er sie völlig für sich einnahm. Im Jahre 1757 fiel den preußischen Husaren die Stafette in die Hände, welche dem berühmten östreichischen Feldherrn Laudon das Generalfeldwachtmeister-Patent überbringen sollte. Der König schickte es ihm durch einen Trompeter, und ließ ihm zu seiner Erhebung Glück wünschen. Im Jahre 1770 schenkte er ihm, da er bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser zugegen war, ein kostbares Reitpferd mit Sattel und Zeug, und begleitete es mit einem verbindlichen Schreiben.

Friedrich ließ auch daher seinen Feinden Gerechtigkeit wiederfahren, wenn ihre Tapferkeit es verdiente, obschon sie ihm sehr nachtheilig war. In der Schlacht bei Torgau streckte das feindliche Geschütz die preußischen Grenadiere, mit denen der König verschiedene Angriffe machte, gliederweise dahin. Der König, der nicht selten die stärksten Kanonaden gesehen hatte, war doch hier mehr als aufmerksam. Er wandte sich zu seinen Begleitern, und sagte: Meine Herren, hat auch Jemand unter Ihnen ein stärkeres Feuer gesehen? Ich meiner Seits weiß mich keines heftigern zu erinnern. Das Geschütz macht den Feinden Ehre. — Dem kaiserlichen General Traun gab der König das

Lob: er wäre der geschickteste Feldherr seiner Zeit, und er wünschte nichts mehr, als nur zwei Feldzüge unter ihm gemacht zu haben. — Eben so bewunderte er Laudon's Rückzug aus der Schlacht bei Liegniz, und sagte von ihm und seinen Leuten: Von diesem tapfern Soldaten könnte man lernen, wie man sich retiriren, und gegen eine gänzliche Niederlage wehren soll. — Und diese Gerechtigkeit in der Beurtheilung seiner Feinde, dieses Lob, welches er ihren verdienten Generalen wiederfahren ließ, zog ihm dann auch gegenseitige Hochachtung und Verehrung zu.

So leutselig und gütig der König auch stets gegen seine Gefangenen war, so zwangen sie ihn doch, andre Maßregeln zu nehmen, weil sie sich Untreue und andrer niedriger Vergehungen theilhaftig machten. Daher erschien am 28sten April 1759 folgende Erklärung des Königs: »Dem ganzen Europa ist bekannt, daß ich allen gefangenen »Offizieren, sowol den Schweden, Franzosen und »Östreichern, als auch den Russen, alle Bequemlichkeit und Erleichterung verschafft habe. Zu »dem Ende habe ich ihnen erlaubt, die Zeit ihrer »Gefangenschaft in meiner Residenz zuzubringen. »Da indeß verschiedene unter ihnen die ihnen zugestandene Freiheit theils durch einen unerlaub-

»ten Briefwechsel, theils durch ein andres unan»ständiges Betragen, welches mir mißfallen mußte, »gröblich gemißbraucht haben, so habe ich mich ge»müßigt gesehen, sie alle nach der Stadt Span»dau zu schicken, welche Stadt man nicht mit der »Festung gleiches Namens, die ganz von einander »unterschieden sind, verwechseln muß, woselbst sie »eben so wenig als zu Berlin eingeschränkt, und »nur mehr beobachtet werden. Dieses ist eine Ent»schließung, die niemand wird tadeln können. So»wol das Völkerrecht, als das Beispiel der wider »mich verbundenen Mächte berechtigt mich hinläng»lich dazu. Der wiener Hof hat keinem von mei»nen Offizieren, die ihm in die Hände gefallen, »erlaubt, nach Wien zu kommen; der russische hat »sogar einige derselben nach Kasan geschickt. In»deß da meine Feinde keine Gelegenheit entwischen »lassen, wobei sie meinen unschuldigsten Handlun»gen einen falschen Anstrich geben können; so habe »ich für gut erachtet, auch die Ursachen bekannt »zu machen, die mich bewogen, diese Veränderung »mit den kriegsgefangenen Offizieren vorzunehmen.«

Unter diejenigen, die bei dem Ausbruche des siebenjährigen Kriegs übereilte Schritte thaten, gehört besonders auch der ehemalige Bischof von Breslau, Fürst von Schafgotsch, ein bisheriger ganz besondrer Freund des Königs. Er machte

sich schon im Sommer 1757, da sich die östreichischen Truppen in Schlesien ausbreiteten, verdächtig, daß er es nicht aufrichtig mit dem Könige meine. Friedrich gab ihm dies auch in einem Handschreiben unter dem 22sten Sept. 1757 deutlich zu erkennen; aber je mehr sich die Östreicher der Stadt Breslau näherten, desto mehr gab der Bischof seine Gesinnung bloß. Da sie endlich diese Stadt wirklich in Händen hatten, konnte er seine Freude über diese Veränderung gar nicht mehr bergen. Allein da kurz darauf der König am 5ten Dezember 1757 den Sieg bei Leuthen erfocht, hatte er Ursache, sein Verhalten zu bereuen. Er entfernte sich in Zeiten aus der Stadt, und begab sich in den Schutz der Kaiserin-Königin. Der König war über dieses Betragen so entrüstet, daß er ihm alle seine bischöflichen Güter sequestriren ließ. Nun ließ der Prälat folgendes demüthige Schreiben unterm 30sten Januar 1758 an den König abgehen: »Die ehrfurchtsvolle Ergebenheit und unverbrüchliche Treue, welche ich jederzeit gegen Ew. königl. Maj. beobachtet, so lange ich das Glück gehabt, unter Dero glorreichen Regierung zu stehen, ließ mich die Beibehaltung dieses gnädigen Schutzes bis an mein Lebensende hoffen, ohne daß jemals eine Art von Argwohn entstehen könnte, wovor ich von Dero Seite mich um so mehr gesichert hielt,

als meine Aufführung stets behutsam und derjenigen Dankbarkeit vollkommen gemäß gewesen, welche Ew. königl. Maj. Gnade, die ich in meinem ganzen Leben nie vergessen werde, verdient. Dessenungeachtet, Sire, habe ich mit äußerstem Schmerze aus dem Schreiben, womit Höchstdieselben mich unterm 22sten Sept. 1757 aus Naumburg in Sachsen beehrt, ersehen müssen, daß ich diesem traurigen Schicksale nicht entgehen können; und nach der Zeit haben Ew. königl. Maj. solche Merkmahle gegen mich geäußert, welche mir alle Hoffnung zur Wiedererlangung Dero Gnade rauben. Diese Bewegungen brachten meinen lebhaften Schmerz aufs höchste, und so weit, daß ich den Entschluß faßte, mich nach Rom zu begeben, und daselbst das Ende des Kriegs abzuwarten, um mich von der Lage ganz zu entfernen, welche mir bisher sowol von Ew. kön. Maj. als auch von dem kais. Hofe so viel Unglück und Verdruß zugezogen hat. Denn wenig Tage nach der Übergabe von Breslau an die östreichische Armee erhielt ich von Ihro kaiserl. Maj. durch Dero Kommissarius, den Grafen von Kollowrath, den Befehl, nach Johannisberg zu gehen, und bis zu Ende des Kriegs daselbst zu verbleiben. Wie ich aber nachher sah, daß die Unruhen sich auch bis dahin ausbreiteten, faßte ich den Entschluß, weiter nach Rom zu gehen, als

das Einzige, was mir in meiner Verlegenheit übrig bleibt. Jedoch weil meine Gesundheit, die Strenge der Witterung und die Unordnungen meiner häuslichen Angelegenheiten mir nicht erlaubten, diese Reise in einem Strich zurückzulegen, so bin ich vor der Hand hier zu Nikolsburg im Kapuzinerkloster geblieben, wo meine Eingezogenheit mitten unter diesen Ordensleuten, welche wegen ihrer Entfernung von allen weltlichen Geschäften in gutem Rufe stehen, mich hoffentlich außer allem Verdacht bei Ew. königl. Maj. setzen wird. Da ich aber gegenwärtig mich im Stande befinde, meine Reise fortzusetzen, so ermangele ich nicht, Ew. kön. Maj. hiervon gehorsamst zu benachrichtigen, wobei ich unterthänigst bitte, überzeugt zu sein, daß lediglich das Unglück Dero auf mich geworfenen Ungnade mich zu diesem Schritte genöthigt hat. So weit ich auch von Ew. königl. Maj. höchsten Person entfernt sein werde, so wird dennoch meine Treue und schuldigste Dankbarkeit so unveränderlich sein, als die ehrerbietigste Unterwürfigkeit, womit ich die Ehre habe,« u. s. w.

Die Antwort des Königs auf dieses Schreiben vom 15ten Februar 1758 lautete also: »Ich habe »Ihr Schreiben erhalten, dessen Inhalt mich be»fremden würde, wenn ich nicht wegen der Un»dankbarkeit Ihres vorigen Betragens solches ver-

»muthet hätte. — Es ist selbiges mit viel zu of-
»fenbaren Beweisen begleitet gewesen, als daß Sie
»solche gegen sich selbst verheelen könnten. Eben
»da ich mit meiner Armee im Anmarsche bin, um
»den Progressen des Feindes Einhalt zu thun und
»Schlesien zu befreien, fassen Sie den Entschluß,
»eine Provinz zu verlassen, welche Sie an meine
»Wohlthaten hätte erinnern sollen. Ja, in dem Au-
»genblick selbst, da ich mich Breslau nähere, da
»der Himmel meine gerechten Waffen mit dem
»herrlichsten Fortgange segnet, gehen Sie von
»dort weg. Aus Angst eines bösen Gewissens,
»und weil Sie sich schuldig fühlen, begeben Sie
»sich unter den Schuß einer Macht, welche mit
»mir im offenbaren Kriege begriffen; und itzt un-
»terstehen Sie sich noch, mir den gefaßten Ent-
»schluß selbst zu melden, ihn mit den unerheblich-
»sten Vorwänden zu beschönigen, und die falschen
»Versicherungen einer Treue hinzuzufügen, welche
»Sie doch in den wesentlichsten Stücken gebrochen
»haben. Nein, dieses Verfahren ist zu arg und
»zu schändlich. Ich kann Sie nicht anders als
»meinen Verräther ansehen, der auf die Seite
»meiner Feinde getreten ist, und von freien Stük-
»ken einen Posten verlassen hat, den Sie, in Be-
»trachtung der Pflichten Ihres Standes, niemals
»hätten verlassen sollen. Mir bleibt also an mei-

»nem Theile nichts mehr übrig, als diejenigen »Maßregeln zu nehmen, welche mir am dienlich»sten scheinen werden. Sie aber will ich Ihrem »eignen Schicksale überlassen. Ich weiß gewiß, »daß eine so unpardonnable Aufführung, wie die »Ihrige, unfehlbar die gebührende Strafe nach »sich ziehen wird. Weder der göttlichen Rache »noch der Verachtung der Menschen werden Sie »entgehen können. Denn so verderbt diese auch »immer sein mögen, so sind sie es doch nicht in »solchem Grade, daß sie nicht vor Verrätherei »und Undankbarkeit einen Abscheu haben sollten.«

Ein schlesischer Edelmann und ein Priester bei Strehlen entwarfen den Plan, den König in seinem Hauptquartier aufzufangen, und ihn den Östreichern in die Hände zu liefern. Der Vorschlag fand Gehör. Der König hatte sein Quartier in einem etwas abgesondertem Hause bei Strehlen, und, wie gewöhnlich, nur einige seiner Grenadiere zur Wache. Der Baron Warkotsch (so hieß der Edelmann) besuchte oft dieses Hauptquartier, und ward von dem Könige sehr gnädig aufgenommen. Dessenungeachtet entwarf er seinen abscheulichen Plan, und wechselte durch Vermittelung des Priesters Schmidt mit einem östreichischen Offizier Briefe über die Art, wie man den König aufheben wolle. Dem Jäger des Barons, Na-

mens Kappel, kam dieser Briefwechsel nebst den Zusammenkünften verdächtig vor; er erbrach ein Schreiben, womit er den 29sten Nov. 1761 in der Nacht an den Priester abgeschickt war, und als er darin den Überfall des Hauptquartiers verabredet fand, so eilte er damit geradesweges zum Könige. Es ward sogleich ein Offizier abgeschickt, die Verräther gefangen zu nehmen; diese entkamen aber durch das Fenster des hintern Zimmers, das die Aussicht aufs Feld hatte, wo ein gesatteltes Pferd schon des Barons wartete, und er verlor nun nichts weiter, als seine Ehre und seine Güter. Der Offizier ward wegen seiner Unachtsamkeit weiter nicht gestraft, als daß der König, da jener ihm von dem schlechten Erfolge seiner Unternehmung Bericht abstattete, zu ihm sagte: Geh' Er wieder zu Seinem Korps; Er ist ein ungeschickter Mensch, man wird Ihn nicht mehr zu dergleichen Angelegenheiten brauchen.

Da der König die Blutgerichte verabscheute, welche nach den Gesetzen für Hochverrath bestimmt sind, so war ihm das Entkommen der Verräther gewiß nicht unangenehm. Nach der Sentenz sollten sie im Bildnisse geviertheilt werden. Das mag immer geschehen, — sagte der König, als er das Urtheil unterzeichnete; — denn die Portraits werden vermuthlich eben so

wenig taugen, als die Originale. — Der Jäger ward für seine brave That belohnt, der König ließ ihm ein Haus bauen, und er lebt sehr zufrieden in Quadengermendorf bei Oranienburg.

Einige Zeit nach dieser Entdeckung rieth ein gewisser General, daß eine besondre Leibwache errichtet werden möchte, welche beständig um die Person des Königs wäre. Der Monarch lachte über diesen Vorschlag, und sagte: Das käme mir eben so vor, als wenn ein Vater, der viele Kinder hat, sich Knechte miethete, die ihn gegen die Nachstellungen der Kinder sichern sollten. Ich halte mich für den Vater meiner Unterthanen; wenigstens thue ich an meinem Theile alles, mich gegen sie als einen solchen zu zeigen, und denke also, sicher unter ihnen umherwandeln zu können.

Man sagte einst zum Könige, daß ein gewisser Mensch ihn ausnehmend hasse, und nicht ablasse, Böses von ihm zu sprechen. Hat er hunderttausend Mann? — fragte Friedrich; — außerdem was wollt Ihr, das ich ihm thun soll?

10. Friedrichs Verhalten gegen Frauenzimmer.

Friedrich kannte sich selbst zu gut; er wußte, daß er als Kronprinz gegen die Frauenzimmer nicht gleichgültig gewesen war, wußte, daß er bei allen Dingen, in die er sich einließ, so gern sich auszeichnen mochte, und daß er überdies besonders starken Hang zu sanftern Empfindungen in sich fühlte (von denen sein Flötenspiel, seine Gedichte, die sanften Gegenstände in der Malerei, die er liebte, die hellen Farben seines Ameublements, ꝛc. die stärksten Beweise geben); er floh also lieber ganz die Freuden des Umgangs mit Frauenzimmern, als daß er bei ihrem Genusse sich der Gefahr hätte Preis geben sollen, zu sehr von diesen Freuden angezogen und dadurch von wichtigern Dingen abgehalten zu werden. Die vielen Beschäftigungen des Königs in seinen Kriegen; die Sorgen, seinen zerrütteten Ländern nach dem Kriege aufzuhelfen; seine Kenntniß der Geschichte, die ihm so abschreckende Beispiele vom Einflusse der Maitressen auf Fürsten und Länder zeigte, ꝛc.; dies alles trug dazu bei, ihn von den Frauenzimmern anfangs zu entfernen, und ihn endlich dem weiblichen Geschlechte ganz abgeneigt zu machen. Doch bewies er gegen das schöne Geschlecht stets viel Artigkeit. Er ließ sich zwar mit dem Frauenzimmer nicht viel

ein; aber er schätzte die wenigen unter ihnen, welche Verstand und auszeichnende Eigenschaften besaßen. So fand er als Kronprinz, während seines Aufenthalts in Küstrin, in dem Umgange mit der verwitweten Frau Landräthin von Manteufel, geborne von Münchow, einer sehr geistreichen Dame, viel Vergnügen und Unterhaltung. Da sie auf ihre Güter reisen wollte, erhielt sie folgendes Schreiben in Form einer Kabinetsordre, vom 18ten December 1730.

»Sr. königl. Hoheit, unserm gnädigsten Kron»prinzen und Herrn, wird so eben unterthänigst vor»getragen, daß die Frau Landräthin von Manteu»fel wider ihr Versprechen sich dennoch unterstehen »wolle, ihren Stab fortzusetzen, und von hier nach »Pommern zu gehen. Wie nun Höchstgedachte Se. »königl. Hoheit an solchem strafbaren Unternehmen »nichts anders als Mißfallen bezeigen können, da »Sie der Frau Landräthin Gegenwart höchst un»gern entbehren wollen, so protestiren Sie wider »die intentirte Deserzion nicht allein hierdurch aufs »feierlichste, sondern werden auch bei dem Gouver»nement alles wider solche vorzunehmende Schap»pade Dienliche anzuwenden nicht ermangeln. Wel»ches Sie der Frau Landräthin nicht verhalten »wollen, der Sie übrigens, wofern sie sich eines »bessern besinnet, mit Gnaden gewogen bleiben.«

Unter die von ihm vorzüglich geschätzten Damen gehört die Frau von Camas; denn in Vergleichung mit ihr nannte er die übrigen Frauenzimmer unsre Gänse mit dem leeren Gehirne *).

Die ehemalige Operntänzerin Barbarini, itzige Frau Präsidentin von Corceji, hatte auch oft die Ehre, daß er mit einer kleinen vertraulichen Gesellschaft bei ihr soupirte.

11. Friedrichs Betragen gegen seine Bedienten.

Der König folgte in der Wahl seiner Bedienten nicht dem Beispiele seines Vaters, der dazu Leute aus guten bürgerlichen Familien zu nehmen pflegte, sondern er wählte die meisten aus seiner Garde. Ein schöner Wuchs, Größe, schöne Gesichtsbildung und Jugend bestimmten dabei seine Wahl. Übrigens verlangte er von ihnen weder Kenntnisse noch Erziehung, vielleicht in der Meinung, daß er von ihnen nichts Nachtheiliges oder Gefährliches zu befürchten hätte. Man sagt daher, der König habe einst einen seiner Bedienten sogleich fortgejagt, weil er ihn im Vorzimmer bei

*) S. S. 215. f.

einer Übung in der französischen Sprache angetroffen habe. Der Kammerlakai Müller saß einst im Vorzimmer des Königs, und las die Pucelle d'Orleans. Der König kam unvermuthet dazu, und fragte Müllern: was er mit dem hirnlosen Zeuge da mache? »Ihro Majestät, dann muß der Verfasser ohne Hirn gewesen sein, der es geschrieben hat,« meinte Müller. Du dummer Teufel, — erwiederte der König, — Du urtheilst davon, wie der Blinde von der Farbe. — Müller ging nun heraus, und sagte: »Ich sehe wohl, Ihro Majestät, ein Wort gibt das andre; zanken mag ich mich mit Ihnen nicht, denn Sie behalten doch immer Recht.« Darauf machte er das Vorzimmer zu, und lief singend die Treppe hinunter. Gleich nachher kam der Oberste Quintus zum Könige, dem er diesen Vorfall lachend erzählte, und zuletzt sagte: Was ist der Müller nicht für ein glücklicher Kerl! Ich sage ihm die Wahrheit, er lacht; ich schelte, und er singt, weil er sich nicht mit mir zanken will. Dächte doch die ganze Welt so friedfertig gegen mich!

Über alles liebte er an seinen Leuten die Ehrlichkeit, und einen freien natürlichen Ausdruck ohne Schminke. Noch wenige Jahre vor seinem Tode

gab er einem Handwerksburschen aus dem Reiche, den er von ungefähr vor dem Schlosse vorbeigehen sah, seine Livree. Da er mit ihm zufrieden war, so fragte er ihn einst: ob er noch Brüder habe? — Als der Bediente dies bejahte, mußte er einen davon nach Potsdam kommen lassen, und diesen nahm der König ebenfalls in seine Dienste. Ihr beiderseitiges gutes und redliches Betragen, und ihre Aufmerksamkeit im Dienste machten sie dem Könige immer angenehmer, und er sprach oft mit ihnen in vertraulichem Tone. Einst fragte er sie: ob sie noch einen Vater hätten? wie alt er sei? und wovon er sich ernähre? — Als sie diese Fragen beantwortet hatten, wollte er auch wissen: ob sie fleißig an ihn schrieben? Sie bejahten dies, und versicherten zugleich, daß sie ihrem alten guten Vater öfters etwas von ihrem ersparten Gehalte schickten. Hiermit war er sehr zufrieden, lobte ihre kindliche Liebe, befahl ihnen öfters, ihren Vater zu grüßen, und erkundigte sich, was er mache? und ob er noch gesund sei? — Endlich ließ er diesen Mann gar auf seine Kosten nach Potsdam kommen, sprach mit ihm sehr freundlich über viele Dinge, und band es den Söhnen, die er gegen den Vater als ehrliche Leute lobte, fest ein, denselben wohl zu bewirthen und es an nichts man-

geln zu lassen, beschenkte ihn reichlich, da er wieder nach seiner Heimath zurückverlangte, und ließ ihn entzückt über die Gnade, die ihm wiederfahren war, abreisen.

Friedrich erlaubte nicht, daß seine Bedienten heiratheten, und so war es natürlich, daß diese jungen Leute bei einem bessern Auskommen sich heimlich Liebsten anschafften. Dieses ward ihnen auch um so leichter, da bereits viele Bürgermädgen bei nachmaliger ansehnlicher Versorgung dieser Leute ihr Glück gemacht hatten. Einer von den vier Kammerhusaren, Namens Deesen, hatte die kleine Kasse, und mußte um jede Minute des Tages gewärtig sein, gerufen zu werden. Weil nun diese Leute auf einander eifersüchtig waren und sich beim Könige verriethen, so durfte niemand sein Mädgen auf das Schloß oder nach Sanssouci kommen lassen, und sie schlichen sich daher, wenn der König Konzert hatte, oder bereits zu Bette gegangen war, in die Stadt. Der König, dem nichts verborgen blieb, entdeckte auch von Deesen, daß er ein Bürgermädgen in der Stadt unterhielte, und wegen des weiten Weges von Sanssouci nach der Stadt zu ganzen Stunden wegbliebe. Eines Tages befahl er ihm, er solle sich an den Schreibtisch setzen, weil er ihm einen Brief zu diktiren habe. Der König ging im Zimmer auf und

nieder, und diktirte folgendes: »Mein Schatz!« Deesen stutzte, und glaubte, unrecht gehört zu haben. Der König sah ihn starr an, und wiederholte:

»Mein Schatz! Der alte Brummbart, der Kö»nig, zählt mir jede Stunde nach, die ich bei Dir »so reizend zubringe. Damit nun meine künftige »Abwesenheit desto kürzer, und von dem alten Zän»ker desto weniger bemerkt und beneidet wird, so »miethe Dir hier in der brandenburger Vorstadt »nahe bei uns ein Stübchen, wo wir uns mit meh»rerer Bequemlichkeit als in der Stadt sehen und »herzen können. Ich verbleibe bis in den Tod »Dein herzlich getreuer

Deesen.«

Hierauf mußte er den Brief in des Königs Gegenwart versiegeln; und damit er um so mehr sähe, daß der König alles wisse, so diktirte derselbe auch die Aufschrift mit Namen und Wohnung, und rief zur Bestellung sogleich selbst einen seiner Läufer herein.

Der König ward nach und nach gegen diesen Menschen so gleichgültig, daß dieser darüber in Verzweiflung gerieth. Im Jahre 1775, wahrscheinlich im Monat Juli, stieg dies aufs höchste. Der König ließ ihn an einem Vormittag in Sanssouci vor sich kommen, und übergab ihn dem Adjutan-

ten, der den Rapport gebracht hatte *), mit dem Befehl, ihn bei dem unrangirten Korps als Trommelschläger anzusetzen. Der Mensch that einen Fußfall vor ihm, er stieß ihn aber mit den Füßen von sich; und als er sich aufs neue an seinen Knien festhielt, ließ er ihn mit Gewalt losreißen. Deesen bat den Adjutanten, der mit ihm fortging, ihm zu erlauben, daß er seinen Huth holen dürfe; und als er auf seine Stube kam, erschoß er sich mit einer auf diesen Fall geladenen und in Bereitschaft gehaltenen Pistole. Als dieses dem Könige berichtet ward, sagte er erst: wo hat der Kerl die geladene Pistole hergekriegt? und hernach: ich habe ihm so viel Kourage nicht zugetraut. Man bemerkte aber auch an dem Könige viel Unruhe des Gemüths über diesen Vorfall Den Tag nach diesem Ereignisse ward der Generallieutenant von Buddenbrock zur Tafel des Königs geladen, und aß in Sanssouci allein bei ihm. Der König fing, so wie er ins Zimmer trat, das Gespräch mit der Erzählung dieses Vorfalls an, und setzte hinzu: Die Welt wird mich wieder beschuldigen, daß ich daran Schuld, daß ich ein Tyrann bin; aber ich mußte den Menschen doch strafen; ich

*) S. S. 43.

konnte doch solche Bubenstücke nicht ungeahndet hingehen lassen? Ich kann die Leute doch nicht mit mir machen lassen, was sie wollen? — Da der General zu allem diesem nichts sagte, so fuhr der König fort: Was gilts? auch Er findet mich strafbar bei dieser Sache? Sage Er mir nur heraus, was Er denkt! Der General schwieg noch, und nun setzte der König hinzu: Ich will Seine Meinung wissen; ich fordre sie von Ihm, als von einem alten Freunde meines Hauses! — Und der ehrwürdige Mann sagte gerade heraus: »Ja, Sire, Sie sind Schuld!« — Wir wollen essen! — unterbrach ihn der König. Sie setzten sich, und der Monarch ließ ihm in nichts die Freimüthigkeit seines Urtheils entgelten.

Ein andrer Liebling des Königs, Namens Glasow, war der Sohn eines Zeuglieutenants beim Zeughause zu Brieg in Schlesien. Er war als ein ganz junger Mensch von etwa 16 Jahren unter das in Brieg stehende Infanterieregiment gekommen. Aus demselben nahm ihn der König wegen seiner vortheilhaften Bildung zu sich, machte ihn zum Kammerhusaren, und konnte ihn sehr wohl leiden. Als Friedrich im Jahre 1756 zu Felde ging, übergab er diesem Glasow seine Schatulle

und die Oberaufsicht über seinen Hofstaat, ungeachtet er noch sehr jung war, und verordnete den Kammerlakai und Kaffetier Völker zum Sekretair desselben.

Als der König in demselben Jahre das Winterquartier in Dresden hatte, ließ sich Glasow in einen Umgang mit zwei Frauenzimmern ein. Friedrich — ein Feind von dergleichem Umgang — verbot es ihm auf das schärfste. Dessenungeachtet war Glasow oft ganze Nächte, obgleich der König ihn neben seinem Zimmer schlafen ließ, nicht in seinem Bette, und ward in diesem lockern Leben von dem erwähnten Völker begünstigt. Der König wußte die genaue Verbindung zwischen diesen beiden Leuten, und hielt Völkern, der weit älter an Jahren war, für den Verführer des jungen und unerfahrnen Glasow's.

Noch schlimmer wurden die Sachen, als der König zu Ende des März 1757 sein Hauptquartier zu Lockwitz, eine kleine Meile von Dresden, nahm. Glasow fuhr fort, seine Bekanntschaften in Dresden zu unterhalten. Er ritt fast alle Nächte nach der Stadt, und der König ward natürlich noch unwilliger. Doch itzt ereignete sich ein Umstand, der die Sache ganz änderte. Glasow nahm einen Menschen, Namens B..., der bis dahin bei einem Offizier von der Garde du Korps in Dien-

sten gestanden, für sich zum Bedienten an, jagte ihn aber nachher mit Unwillen weg. B... begab sich darauf wieder zu seinem vorigen Herrn, und entdeckte ihm Glasow's verdächtigen Umgang in Dresden.

Völker befürchtete, die wahren Umstände würden dem Könige bekannt werden, und überredete Glasow, zu ihrer eignen Sicherheit diesen Menschen aus dem Wege zu räumen. Er setzte daher einen Verhaftsbefehl im Namen des Königs an den Kommendanten in Magdeburg auf, Glasow drückte des Königs Petschaft darunter: B... ward aufgefangen und mit einem Transport nach Magdeburg geschickt.

Der Kommendant in Magdeburg fand den Verhaftsbefehl, der nicht vom Könige unterzeichnet war, verdächtig, befragte den Arrestanten selbst, warum er hierhergekommen sei? schickte dann den Originalverhaftsbefehl an den König, und ließ fragen: ob es des Königs Wille wirklich wäre, daß der Arrestant auf die Festung kommen sollte.

Der König, hierüber nicht wenig erstaunt, untersuchte den Vorfall, und Völkers eigne Hand zeigte wider ihn, daß er Glasow'n zu diesem unverantwortlichen Mißbrauche der königlichen Auktorität verführt hatte. Äußerst aufgebracht darüber gab er Befehl, daß der Gefangene augenblicklich

losgesprochen werden sollte, und schickte Glasow'n auf ein Jahr nach der Festung Spandau; Völker mußte vier und zwanzigmal Spießruthen laufen, und ward nachher unter das dritte Bataillon der Garde zu Fuß als gemeiner Soldat gegeben.

Wahrscheinlich würde Glasow seinen vorigen Posten wieder erhalten haben, wenn er die Zeit seines Arrests überlebt hätte. Aber er starb in Spandau drei Wochen eher, als das Jahr seines Arrestes verflossen war. Als der König seinen Tod vernahm, ließ er einige Thränen fallen, und sein Zorn auf Völkern, den Verführer des jungen Menschen, vergrößerte sich. Dieser fand sich in sein Schicksal, und trieb während des Kriegs Marketenderei. Nach dem Kriege aber erhielt er bei dem Vorgeben, daß er das Geheimniß verstände, russische Juften zu machen, seinen Abschied, und engagirte sich in der Juftenfabrik des damaligen Fabrikanten Schneider zu Berlin. Da es aber mit dieser Kunst nicht glücken wollte, so erhielt er bei der damals eben errichteten Tabaksadministrazion eine Stelle in Preußen. Unvorsichtiger Weise unterschrieb er mit andern einen Bericht, welcher an den König kam. Dem Könige fiel der Name auf, er erkundigte sich weiter, und da er erfuhr, es sei eben derjenige, welcher ehemals in seinen Diensten gewesen, so kassirte er ihn gleich, und befahl, ihn

an ein Garnisonregiment abzugeben, wo er vor einigen Jahren gestorben ist.

Der Kammerdiener Pretsch stahl dem Könige einige tausend Thaler. Als er den Diebstahl bemerkte, ließ er dem Thäter aufs stärkste nachforschen, und da er entdeckt ward, ihn zur Strafe an das Füselierregiment, das zu Königsberg in der Neumark liegt, abgeben. — Noch mehr Beispiele von der gnädigen Nachsicht des Königs gegen seine Bedienten sind folgende. Er hatte einen, der ein Säufer war, aber nicht dafür gehalten sein wollte. Diesem befahl er, auf der Ritze zwischen zwei Dielen gerade einherzugehen, und wenn er es nicht thun konnte, lachte er darüber. Ein andrer hatte es einst so arg gemacht, daß der König ihm eine Ohrfeige gab, und seine Haare dabei etwas in Unordnung brachte. Der Bediente stellte sich hierauf in des Königs Gegenwart vor einen Spiegel, und fing an, seine Frisur in Ordnung zu bringen. Schurke! was unterstehst Du Dich? — »Ew. Majestät, ich wollte nicht gern die Leute im Vorzimmer sehen lassen, was zwischen uns beiden vorgefallen ist.« — Hierüber mußte der König lachen, und ging aus seinem eignen Zimmer.

Der königliche Kammerlakai Müller, welchen der König sehr wohl leiden konnte, hatte von seinen Ältern 300 Thaler ererbt, und sie auf eine

Hypothek sicher untergebracht. Beim anderweitigen Verkauf dieses Hauses ward dieses Geld zurückgezahlt, und bei dem Magistrat ad depositum gegeben. Müller verlangte zum öftern die Auszahlung seiner Gelder, so daß bereits drei Vierteljahre verstrichen waren, ohne daß er es erhalten hatte. An einem Morgen, da er dem Könige das Waschbecken vorhielt, spritzte dieser ihn mit den Fingern Wasser ins Gesicht. Müller sah hieraus, daß der König aufgeräumt war, ergriff diese Gelegenheit, und sagte: »Ihro Majestät können einen wol naß machen, aber zu dem Seinigen können Sie einem nicht verhelfen.« So? — erwiederte der König, — was ist denn? Müller erzählte also diese Sache nach ihrer wahren Lage. Der König antwortete: Geh' zu dem Direktor Alberti hin, und sag' ihm in meinem Namen, er soll Dir Dein Geld gleich auszahlen. Müller ging nach seinen Dienstverrichtungen sogleich hin, trat unangemeldet zu ihm ins Zimmer, und sagte: »daß er auf Befehl des Königs ihm sein Geld sogleich auszahlen lassen sollte.« Der Direktor, hierüber sehr ungehalten, besonders da er so unbescheiden zu ihm ins Zimmer gekommen war, antwortete: »Der König könne ihn zur Auszahlung nicht zwingen, er müsse warten.« Hierüber ward Müller so aufgebracht, daß

er dem Direktor ein Paar Maulschellen gab, und davon ging. Der Direktor meldete sogleich diesen Vorfall dem Könige. Der Monarch sah aus seiner Schreibart, daß er dabei nicht die gehörige Fassung gehabt habe, ließ aber dessenungeachtet Müllern sogleich rufen. Da er vor dem Könige erschien, so rief ihm dieser schon entgegen: Aber du Schlingel! warum hast Du dem Rekel ein Paar Maulschellen gegeben? Geh' gleich nach der Wache; fort! An den Direktor Alberti fertigte der König einen Offizier ab, um ihm zu sagen: »Er habe Müllern ihm zur »Satisfakzion arretiren lassen, befehle ihm aber »in Gnaden, ihm morgen das Geld sogleich aus»zuzahlen.« Dies ward denn auch pünktlich erfüllt.

Der König hatte von seiner Mutter eine Art von Urne von japanischem Porzellain zum Andenken aufbehalten, auf dessen Fußgestelle dieselbe ihren Namen eigenhändig mit Tinte geschrieben hatte. Damit diese Tinte nicht abgewischt werden möchte, hatte der König eine silberne Kapsel darüber machen lassen. Der eben erwähnte Kammerlakai Müller hatte aber in Abwesenheit des Königs das Unglück, daß ihm diese Urne beim Reinmachen aus den Händen fiel und zerbrach. Bestürzt stand er da, und betrachtete die Stücken,

denn er wußte, daß der König sehr großen Werth darauf setzte. Da er sich von seiner ersten Bestürzung nur etwas erholt hatte, und sich entschloß, die Stücken aufzuheben, so trat der König gerade ins Zimmer, und sah, daß er sich beschäftigte, die Stücken der Urne zusammenzusetzen. Er sagte sogleich etwas aufgebracht: Du Schlingel, was hast Du da gemacht? »Ihro Majestät,« antwortete er, »ich bin unglücklich gewesen, und habe es fallen lassen.« So? — erwiederte der König, — nun kannst Du es auch bezahlen. Du sollst nur das halbe Traktement monatlich haben, bis es bezahlt ist. Der König hielt Wort, und ließ ihm ein halbes Jahr lang nur die Hälfte seines Gehalts auszahlen. Als er aber Müllers Geduld lange genug geprüft hatte, rief er ihn, da er allein war, zu sich, und sagte: Da Du den Abzug Deines Gehalts mit Geduld ertragen hast, sieh', so nimm hier den doppelten Ersatz dafür hin, und sei künftig vorsichtiger.

Als der König einst von der Parade kam, fand er einen Kronleuchter, auf welchen er seiner Kostbarkeit wegen vielen Werth setzte, in Stücken zerschmettert auf der Erde liegen. Keiner von seinen Leuten wollte gestehen, wer ihn zerbrochen hätte. Der König ward endlich böse, und ließ

sämmt-

sämmtliche Kammerlakaien zusammenkommen, um die Sache genau untersuchen zu können. Nach vielem Hin- und Herfragen trat endlich einer hervor, und sagte: »Ihro Majestät, ich will es nur gestehen, ich bin so unglücklich gewesen; aber ich kann nicht dafür.« — Wie hast Du denn das so ungeschickt gemacht? fragte der König. — »Ich setzte die Lichter auf, und drehte die Krone ein Paarmal um; geradeüber hängt der große Spiegel, ich sah hinein, und da schnellte der Strick, woran die Krone hängt, zurück, und sie fiel herunter. Ich bin halb todt gewesen, Ihro Majestät.« — Schurke, das letzte war gelogen! sagte der König, und ging ganz freundlich in sein Zimmer.

Geschahen kleine Fehler aus Nachlässigkeit, z. B. wenn ein Teller oder eine Tasse zerbrochen wurde, so war der König sehr unwillig. Als aber einst ein Bedienter mit einem Arm voll Geschirr von einem sehr kostbaren Porzellainservis auf dem polirten Boden des Zimmers ausglitt, und alles zerbrach, sagte er kein Wort darüber. Einmal schüttete ein Bedienter beim Auftragen der Speisen ohne seine Schuld, weil ein andrer, auch ohne daß es zu vermeiden war, an ihn stieß, einem der Gäste des Königs Brühe über das Kleid. Beide Bedienten wurden blaß, und kamen ganz außer

Fassung. Als sie weg waren, sagte der König zu dem Begossenen: Es thut mir leid, daß Sie einen Fleck haben; aber die beiden Leute erschracken doch auch ganz entsetzlich. Ich sah es, daß sie beide ohne Schuld waren.

Der Kammerlakai Müller mußte einmal dem Könige ein Glas Wasser bringen. Indem er es ihm abnahm, kam der Oberste Quintus, und der Lakai trat ab. — Es ist gut, daß Er kommt, — rief der König dem Obersten entgegen, — hier will ich Ihm etwas vorzulesen geben. Der König nahm das Papier, das auf dem Tische lag, es dem Quintus zu geben, und riß dabei das Glas Wasser herunter, weil er es, ohne hingesehen zu haben, auf das Papier gesetzt hatte. Nun rief der König den Kammerlakai, und fuhr ihn hart an, daß er so unbesonnen gewesen wäre, das Glas so zu setzen, daß es habe fallen können. Als Müller sich entschuldigen wollte, rief der König höchst aufgebracht: Gleich fort! — Müller ging mit niedergeschlagenem Blicke hinaus. — Quintus war so redlich, dem Könige zu sagen: »Halten Ihro Majestät zu Gnaden, ich habe es selbst gesehen, daß Sie das Wasser hingesetzt haben.« — So? ist das gewiß? — »Ja, Ihro Majestät.« — Dann habe ich

freilich dem armen Teufel zu viel gethan. Er soll hereinkommen. Hör'! ich habe das Glas selbst dahin gesetzt, Du bist unschuldig; aber warum hast Du mir das nicht gleich gesagt? — »Ihro Majestät, ich habe nur gesagt, es sei aus Unvorsichtigkeit geschehen.« Der König lächelte Du hast Recht; ich bin unvorsichtig gewesen, und muß also auf mich, und nicht auf Dich böse sein.

Als der König einmal zur Revüe nach Magdeburg reisete, brach der Sitz im Reisewagen ein. Der G. v. M. erschrack um so heftiger darüber, weil er nicht anders vermuthete, als daß der König sehr unwillig darüber sein würde. Aber der Monarch sagte ganz gelassen: Mein lieber M.., darüber müssen Sie sich nicht wundern; nur müssen Sie nicht glauben, daß ich nicht etwa das Geld dazu hergebe, das Reisegeräthe in Ordnung zu halten. Ich gebe was man verlangt; wenn ich aber noch einmal so viel gäbe, würde es um nichts besser sein: denn ich werde nun schon einmal betrogen. — Unterdessen war der Sitz wieder hergestellt worden, und der König fuhr weiter, ohne seinen Leuten nur ein unwilliges Wort darüber gesagt zu haben,

da er dergleichen als ein doch nicht abzustellendes Übel ansah.

Einer von des Königs Bedienten, der nahe um seine Person zu thun hatte, ließ es sich einst einkommen, in sehr eleganten Kleidern von den schönen sanften Lieblingsfarben des Königs vor ihm zu erscheinen. Friedrich that, als sähe er den Menschen nicht, bis dieser merkte, daß er dem Monarchen in diesem Anzuge mißfiel, und wieder in seinem gewöhnlichen einfachen Rocke erschien. Da fragte ihn der König ganz freundlich: ob er ihm nicht sagen könne, was das für ein Narr in einem fleischfarbenen Rocke gewesen sei, der sich seit einigen Tagen in Sanssouci habe sehen lassen?

Selbst Bediente des Königs haben es offenherzig eingestanden, daß er vielmals sehr schlecht bedient worden ist, und daß man oft das Nothwendigste zu seiner Aufwartung vergessen hat. Der König pflegte z. B. gemeiniglich in der Nacht aufzuwachen, und alsdann forderte er von dem Bedienten, der die Wache hatte, ein Glas Wasser mit eingeschnittener Zitrone. Einst blieb der König auf einer Reise in einem kleinen Städtchen über Nacht, und befahl, man sollte ja nicht vergessen, Wasser und Zitronen bereit zu halten. Um Mitternacht wachte er, wie gewöhnlich, auf, und ver-

langte Wasser; man hatte aber vergessen, für diese Kleinigkeit zu sorgen. Einer von den Bedienten lief in bloßen Strümpfen über die kothige Straße zu einem in der Nähe wohnenden Apotheker, weckte ihn durch Klopfen auf, und bekam zum Glück eine Zitrone. Indeß ward dem Monarchen die Zeit lang, und er rief wieder. Man sagte ihm endlich, die Zitrone sei vergessen worden, und man bemühe sich itzt, eine herbeizuschaffen. Der König sagte bloß: Ihr seid doch Schurken; ich habe es euch so deutlich gesagt, ihr sollt für diese Lumperei sorgen.

Wenige Jahre vor des Königs Ableben war einmal der Bediente, der das Wasser brachte, so unvorsichtig, daß er den König, der gerade in einem starken Schweiße lag, über und über begoß. Durch diese schleunige Erkältung ward der König mit einer nicht geringen Unpäßlichkeit befallen; allein so scharf vielleicht ein Privatmann die Unvorsichtigkeit seines Bedienten geahndet hätte, so dachte Friedrich nicht weiter daran, als er einmal gleich bei der That einige Schimpfwörter gegen den Bedienten ausgestoßen hatte.

Die Bedienten des Königs pflegten gemeiniglich des Abends, wenn er sich bereits schlafen gelegt hatte, die übriggebliebenen Enden der Wachslichter unter einander zu theilen. Eines Abends,

da sie auch bei einem Kaminfeuer damit beschäftigt waren, stand der König unvermuthet auf, und wollte seinen Kammerlakai rufen. Die Bedienten, die ihn hörten, geriethen darüber so sehr in Schrecken, daß sie sämmtlich davon liefen, und die Wachslichter liegen ließen. Der König tritt ins Zimmer, und sieht sie noch davon laufen. Er geht ihnen nach und ruft vergebens. Niemand will erscheinen, aus Furcht vor seinem Zorne. Er kehrt ruhig wieder zurück, ärgert sich über die schlechte Bedienung, nimmt die Lichter, und wirft sie sämmtlich ins Feuer. Er legt sich wieder ins Bett, und am folgenden Morgen ist alles vergessen.

Während des siebenjährigen Kriegs pflegte der König eine Zeitlang des Abends nichts als gesottene Bräzeln mit französischem Käse, Poste de Meaux *) genannt, zu essen, und tyroler Wein dazu zu trinken. Als er im Jahre 1760 aus dem Winterquartier von Leipzig in die Kantonirungsquartiere nach Meissen zog, so wurde bei dieser Gelegenheit der gedachte Käse mitzunehmen ver-

*) Dies ist ein feiner französischer weicher Käse, oder vermuthlich Milchrahm, der angefangen hat, Käse zu werden, und kommt aus Meaux in weißen glasurten irdenen Krügen zu uns Er muß bald gegessen werden, sonst wird er zähe, und verliert an dem feinen Geschmack, der ihn so vorzüglich macht, obgleich er auch alsdann noch gut ist.

gessen. Da der König nun, seiner Gewohnheit nach, davon zu essen verlangte, und man demselben berichtete, daß er zwar vergessen, indeß bereits eine Stafette zurückgeschickt wäre, welche ihn holen sollte, so war der Monarch sehr ungehalten über die Vergessenheit seiner Leute. Als die Kammerdiener am folgenden Morgen in seinem Zimmer beim Anzuge gegenwärtig waren, fragte er einen: Wie viel Esel habe ich bei mir? Der Kammerdiener, der wohl merkte, wen der König mit dieser Frage gemeint wissen wollte, antwortete: »Mit mir haben Ew. Majestät fünf Esel bei sich.« Der König, welcher dies vermuthlich nur hören wollte, sagte: Es hätte also wol einer davon so klug sein und meinen Käse mitnehmen können. Nun war alles wieder gut.

Viermal im Jahre pflegte sich der König die Ader öffnen zu lassen, und bediente sich dazu gemeiniglich eines Kompagniefeldscherers von der Leibgarde, oder eines Kammerhusaren, der etwas von der Chirurgie verstand. Derjenige, der dem Könige zur Ader lassen sollte, mußte nicht geringe Dreistigkeit haben; theils weil er die dazu gewählten Leute äußerst scharf ansah und anredete; theils weil schon seine Person allein einen starken Eindruck machte, der leicht außer Fassung bringen konnte. Der König hielt den Teller selbst, um

das Blut aufzufangen, und ward darüber nicht unwillig, wenn die Ader das erstemal nicht getroffen ward, obgleich er es gern sah, wenn der Wundarzt geschwind und geschickt bei der Sache war. Er bezahlte jedesmal einige Friedrichsd'or dafür. Eben so wählte der König zum Rasiren keine besondre Subjekte, und nahm, wenn einer seiner Barbirer abging, den ersten den besten, der in der Nähe war.

So hatte er einst den Chirurgus, der ihm gewöhnlich Ader ließ, durch eine anderweitige Versorgung verloren. Er fragte den Regimentschirurgus Engel, ob er nicht einen guten Menschen zum Aderlassen wüßte? Engel schlug ihm einen gewissen B.. vor, mit den Worten, daß dieser ein sehr guter und geschickter Mann sei. Der König ließ bald darauf diesen B.. zu sich rufen. Er kam sogleich, und als er nach vorhergegangener Meldung in das Zimmer des Königs trat, so fragte Friedrich: Heißt Er B..? — »Ja, Ihro Majestät.« — Hierauf redete ihn der Monarch mit folgenden Worten an: Hör' Er 'mal, Er soll mir zur Ader lassen; aber das will ich Ihm andeuten, daß Er mit mir nicht anders umgeht, als mit einem Burschen von meiner Garde, denn in diesem Punkt sind wir alle einerlei; und bezeigt Er

Furcht beim Aderlassen bei mir, so geräth's Ihm nicht. Versteht Er mich? — »Ja,« erwiederte B.. — Nun, so komm' Er her, und mach' Er Sein Probestück, sagte der König. — B.. unterband also dem Monarchen den Arm; verfehlte aber, da er ihm die Ader schlug, so daß kein Blut kam. Der König sagte hierauf ganz freundlich: Sieht Er wohl, Er hat sich gefürchtet! Komm' Er her, und schlag' Er noch 'mal, aber ohne Furcht. — Hierauf schlug er noch einmal, und das Blut kam schnell gesprungen. Nun sagte der König lächelnd: Da sieht Er, was die Furcht macht! Er soll mir immer zur Ader lassen, aber ohne Furcht!

Auf einer Reise zur schlesischen Revüe fuhr der König an einem sehr heißen Tage ganz allein im Wagen, und einer vom ersten Bataillon Garde, Namens Schlauch, der ihn beständig barbiren mußte, saß hinten auf der Kutsche. Auf einmal hörte dieser ein Gepolter im Wagen. Er sprang eiligst herunter, und sah, daß der König ganz ohnmächtig da saß. Er ließ den Kutscher sogleich stillhalten, riß die Thüre auf, zerschnitt den Rockärmel mit einem Messer, und öffnete dem Könige schnell eine Ader. Sobald nur etwas Blut gelassen war, ermunterte sich der Monarch, und fragte

hastig: was er mit ihm mache? Schlauch stattete ihm von dem Zustande, worin er sich befunden hatte, den genauesten Bericht ab, und fügte noch hinzu: »ihm sei bange gewesen, daß Se. Majestät gar nicht mehr erwachen würden, deshalb sei er sogleich zum Aderlassen geschritten.« Bravo! Bravo! sagte der König, und ließ, nachdem alles wieder in Ordnung gebracht worden, weiter fahren. Sobald Friedrich nach Potsdam zurückkam, sagte er zu diesem Schlauch, da er ihn eben barbirt hatte: Hör', mein lieber Schlauch, ich werde Dich in Ruhe setzen, Du sollst jährlich 700 Thaler, nebst freier Wohnung, Holz, Essen und Trinken haben, ich will Dir auch einen Menschen zur Aufwartung halten, der soll monatlich sieben Thaler bekommen; aber Du mußt mich nach wie vor barbiren, und mir, wenn ich krank bin, die Medizin nach Verordnung der Ärzte reichen. Bist Du damit zufrieden? — Nach abgestattetem Dank für diese höchste Gnade erhielt er sogleich von dem Tage an seinen Gehalt, und genoß ihn bis an seinen Tod, welcher einige Monate nach des Königs Ableben erfolgte.

Friedrich pflegte seinen Bedienten zuweilen, besonders zu Weihnachten, Geschenke zu geben. Die

Austheilung war allemal passend. So schenkte er unter andern einem Lakai, der aus Nürnberg gebürtig war, einen nürnberger Tand; einem andern, der von seinem Mädgen kleine Söhne hatte, Steckenpferde, Peitschen und Rollwagen; einem dritten, der Töchter hatte, Drechslerpuppen, kleine Eimer und Töpfe; einem vierten, dessen Mädgen ein ganz kleines Kind hatte, Wolfszahn, Klapperbüchsen, u. dgl. m. Auf diese Sachen legte er einen großen Werth, und erinnerte seine Bedienten dabei an seine große Fürsorge und an die löbliche Gewohnheit des alten Herkommens, die lieben Kleinen am Christabend zu beschenken. Seine Absicht war allemal eine scherzhafte Täuschung ihrer Hoffnung zu einem reelleren Geschenke, und eine Andeutung, daß er von ihren häuslichen Umständen und von der geheimen Unterhaltung ihrer Liebsten völlig unterrichtet wäre; öfters nannte er sogar die verschiedenen Taufnamen der Kinder, die dieses oder jenes Geschenk haben sollten. Manchmal machten die Geschenke auch Anspielungen auf das Gewerbe, das die Ältern der Liebsten trieben.

Solche Geschenke wurden insonderheit in den letzten Jahren seines Lebens gewöhnlich, und überhaupt ging er in den letzten Lebensjahren und in Krankheiten gelinder und sanfter mit seinen Bedienten um, als ehedem und in gesunden Tagen.

Als er einst während seiner letzten Krankheit in der Nacht aufwachte, rief er dem im Vorzimmer sich aufhaltenden Bedienten, und fragte ihn: wie viel es an der Uhr sei? »Es hat zwei geschlagen,« erwiederte dieser. Noch sehr früh! — fuhr der König fort; — aber ich kann nicht schlafen! Sieh' doch einmal, ob meine Leute munter sind; wecke sie aber ja nicht auf, denn sie sind müde. Wenn Du aber Neumann (der Name seines Kammerhusaren) wachend findest, so sag' nur: ich glaube wohl, der König wird bald aufstehen. Wecke aber Niemanden auf.

Während dieser seiner letzten Krankheit hatte der König viel unruhige Nächte, und alsdann pflegte er sich gewöhnlich mit demjenigen seiner Bedienten zu unterhalten, der so eben die Wache bei ihm hatte. In einer solchen schlaflosen Nacht fragte er den wachthabenden Bedienten, wie hoch es an der Uhr sei? »Zwölf Uhr,« erwiederte dieser. Ach, — sprach der König, — ich kann gar nicht schlafen! Erzähle mir doch was. Der Bediente, ein guter ehrlicher Pommer, konnte freilich den König nicht unterhalten, deswegen gab ihm der Monarch sogleich Stoff, und fragte ihn weiter:

Wo bist Du her?

»Aus einem Dorfe in Hinterpommern.«

Hast Du noch Ältern?

»Noch eine alte Mutter.«

Wovon ernährt sie sich?

»Vom Spinnen.«

Wie viel verdient sie täglich damit?

»Alle Tage ihre sechs Dreier.«

Davon kann sie sich wol nicht viel zu Gute thun?

»Hm! in Pommern ist's wohlfeil zu leben.«

Hast Du ihr denn noch nichts geschickt?

»O ja! ich habe ihr schon einigemal ein Paar Thaler geschickt.«

Da hast Du brav daran gethan, — fuhr der König fort; — Du bist ein guter Junge. Mit mir hast Du auch so viel Mühe; aber gedulde Dich nur. Ich werde Dir auch was sammeln, wenn Du hübsch artig bist. Und so entließ er diesen jungen Menschen.

Als nach einigen Tagen die Wache wieder an dem Pommer war, ließ ihn der König vor sich treten, und sagte zu ihm: Geh' nach dem Fenster dahin, da liegt etwas, das hab' ich für Dich gesammelt. Hier lagen mehrere Goldstücke, und der Bediente war verlegen, ob er sie alle nehmen sollte. Er nahm daher nur einige,

und sagte: »ich soll doch nur diese (indem er die Hand öffnete und sie zeigte) haben?« Nein, — antwortete der König, — Du sollst sie alle haben, und Deiner Mutter habe ich auch was geschickt. Dieser letzten Sache wegen erkundigte sich der ehrliche Bediente hernach beim Kabinetsrath, und hörte zu seiner Freude, daß der König seiner Mutter zeitlebens jährlich 100 Rthlr. ausgesetzt habe.

Ein Beweis, wie sehr auch der König von seinen Bedienten geliebt und geehrt wurde, ist Folgendes. Sein Leibkutscher Pfund, der den Monarchen schon als Kronprinzen gefahren hatte, und seinen Posten für einen der wichtigsten im Lande hielt, bekam einmal zu der Zeit ein hitziges Fieber, als Friedrichs Reise nach Schlesien bevorstand. Man meldete es dem Könige, und fragte an, wer an Pfund's Stelle fahren sollte? Der König, der sich seit 36 Jahren an ihn gewöhnt hatte, und die außerordentlich starke Natur dieses Menschen und seine unbegrenzte Ergebenheit gegen ihn kannte, schrieb ihm eigenhändig, gestand seine große Verlegenheit, und sagte, er werde die gewöhnliche Revüereise nach Schlesien für dies Jahr nun wol einstellen müssen, da er sich, wie Pfund ja selbst wisse, keinem seiner Stallleute anvertrauen könne. Pfund konnte weder lesen noch schreiben.

Als er den Brief mit der Aufschrift: »An meinen lieben Leibkutscher« erhielt, lag er gerade in der stärksten Fieberhitze. Aber dessenungeachtet mußte man ihm den Brief vorlesen. Kaum war dies geschehen, so sprang er aus dem Bette, eilte vor den Spiegel, schrie nach einem Barbier, und nach seiner Frau, daß sie ihm weiße Wäsche geben sollte, und ließ darauf dem Könige wieder schreiben: »er sei durch den erhaltenen Brief von seinem Fieber genesen, und werde den König aus seiner großen Verlegenheit reißen.« In der That fuhr auch Pfund, zum Erstaunen der Ärzte, nach einigen Tagen und zur bestimmten Zeit den König zur schlesischen Revüe.

Einst fuhr dieser Pfund den König, und dieser verlangte, daß er einen andern Weg nehmen sollte. Fahre jenen Weg, — sagte der König, — er ist näher und besser. »Das muß ich wol anders wissen,« antwortete Pfund, »ich habe ihn in meinem Leben so oft gefahren.« — Du sollst ihn aber nicht fahren! — »Sitzen Sie nur ganz still, Ew. Majestät, ich verstehe es besser, wie und wo man fahren muß,« versetzte Pfund, und peitschte die Pferde an, daß sie über Stock und Block gingen. Was will ich machen? — sagte der König zu seinem Reisegesellschafter; — ich muß schon thun, was Herr Pfund will, weil er es besser versteht.

Bei Gelegenheit der Vermählung des Erbstatthalters mit des verstorbenen Königs Schwester ließ Friedrich diesen Pfund rufen, und befahl ihm, daß er in einem der Gasthöfe Berlins sich ein gutes Abendbrot bestellen, den Leibkutscher und die übrigen Stallbedienten des Erbstatthalters dazu einladen, und ihm, dem Könige, morgen die Rechnung des Gastwirths schicken sollte. Pfund ließ sich diesen mündlichen Auftrag von dem anwesenden geheimen Kämmerer schriftlich geben, ging damit in den ersten Gasthof Berlins, (die Stadt Paris) und bestellte das beste Essen und die feinsten Weine. Er nahm den Abend alle Stallbedienten des Erbstatthalters und des Königs, die in Berlin waren, dahin, trank seinen Gästen tapfer zu, und schickte den andern Morgen die Rechnung des Gastwirths ein, die ziemlich hoch angewachsen war. Der König, der sich gern zu diesem Kutscher herabließ, wollte seinen Scherz mit ihm haben, ließ ihn rufen, und fragte in einem erzürnten Tone: Kerl! wie kannst Du Dich unterstehen, und mir eine solche Rechnung einschicken, worauf allein über hundert Bouteillen vom feinsten Champagner stehen? Mir selbst kann ja ein Souper mit dem Erbstatthalter nicht so viel kosten! Pfund ließ sich gar nicht aus der Fassung bringen, sondern

antwor-

antwortete in dem nämlichen Tone: »Was! glauben vielleicht Ihro Majestät, daß der Leibkutscher des Erbstatthalters ein eben so armer Teufel ist, als ich? Der Kerl säuft nichts als Champagner, was soll ich ihm anders vorsetzen?« — Der König, dem diese entschlossene Antwort viel Vergnügen machte, stimmte seinen Ton herab, und sagte: Wenn es so ist, dann werde ich die Rechnung wol bezahlen müssen.

Eben dieser Pfund, der die Geduld des Königs schon sehr oft auf die Probe gesetzt hatte, fuhr ihn einst durch ein schlesisches Städtgen, und lenkte so schnell um eine Ecke, daß des Königs Wagen beinahe umgeworfen wäre. Als umgespannt wurde, sagte der König zu Pfund: Heute hättest Du mich bald umgeworfen; ich rathe Dir, fahr' künftig behutsamer. Pfund antwortete ganz trotzig: »Wenn Ew. Majestät das Fahren besser verstehen als ich, so fahren Sie selbst.« Der König sah ihn lachend an, und sagte: Du bist ein Narr! Nimm die Peitsche, fahr' zu, und halt' mich nicht länger auf.

Friedrich hatte einen Pagen, dem er öfters geheime Aufträge gab. In aller Frühe kam dieser dann gewöhnlich ins Zimmer des Monarchen, und legte von seinen Geschäften Rechenschaft ab,

wobei sich der König mit ihm sehr freundschaftlich unterhielt. Einmal befahl er sogar, zwei Porzionen Chokolade zu bringen, die eine für ihn, die andre für den Pagen. Der Kammerhusar brachte sie, schenkte ein, und präsentirte dem Könige die erste Tasse. Der König war gerade sehr vergnügt, nahm die erste Tasse nicht an, sondern sagte zum Kammerhusaren: Du hast gar keine Lebensart. Der Herr da (auf den Pagen zeigend) ist ja ein Fremder, und ich bin Wirth. Den Gästen, sollt' ich denken, präsentirt man zuerst.

Einst lag der König im Fenster, und vernahm hinter sich ein kleines Geräusch. Er sah darauf durch eine mit dem Arm gemachte Öffnung, daß der Page seine Dose vom Tische nahm, sie betrachtete, und eine Prise kostete. Friedrich störte ihn nicht. Aber nach einer kleinen Weile, da er das Fenster wieder zugemacht hatte, nahm er die Dose in die Hand, und fragte den Pagen: gefällt Dir die Dose? Bestürzt über diese Frage, wollte der Page anfänglich nicht antworten; da sie aber wiederholt wurde, sagte er endlich schüchtern: »Ja!« Nun, da nimm sie, — sagte der König, — sie ist Dein; für Zwei ist sie zu klein.

Als der König in einem der letzten Jahre des

siebenjährigen Kriegs sein Quartier unweit Breslau in einem Dorfe genommen hatte, bestand seine Wohnung in einem schlechten Bauerhause, und seine Leibwache aus einigen mit Knütteln versehenen Bauern, welche sich an den Eingang postirt hatten. Der Monarch war eben in Geschäften vertieft, als er draußen kommandiren hörte: »präsentirt das Gewehr! das Gewehr hoch! das Gewehr beim Fuß!« u. s. w. Er steckte den Kopf zu einem kleinen Fenster hinaus, und sah mit der größten Verwunderung seinen muntern Pagen Pirch, der 6 oder 8 Bauern, die statt der Gewehre Stangen hatten, auf gut preußisch exerzirte. Was macht Er da? rief er dem Pagen halb mit Unwillen, halb mit Lachen zu. »Ew. Majestät,« antwortete Pirch, »die Kerls wollen Sie bewachen, und verstehen bei meiner Seele nicht das Geringste vom Dienste.« Der König ward gezwungen, herzlich zu lachen, und konnte nichts mehr sagen, als: Na, laß das bleiben.

In Sanssouci pflegte sich der König während seiner Spaziergänge gemeiniglich die Früchte am Stamme auszuzeichnen, die er auf die Tafel haben, selbst speisen oder verschenken wollte. Den Invaliden, welche das Obst bewachten, befahl er auf das schärfste, es wohl in Acht zu nehmen, und versicherte, daß er alle Nachlässigkeit, die sie da-

bei bewiesen, hart bestrafen würde. Allein das half wenig. Pirch hatte mehr Gewalt über diese Leute als der König. Wenn ihm eine schöne Frucht gefiel, (und das war gemeiniglich eine von denen, welche sich der König gezeichnet hatte), so kommandirte er nur einmal: »Linksum!« und alle Invaliden wandten ihm den Rücken zu. Er aß so viel Früchte, als ihm nur beliebte. Der König fand nachher den oft starken Defekt. Er schmälte heftig, und wollte wissen, wer die Pfirsichen, die Kirschen, die Trauben, u. s. w. genommen habe; das konnte oder wollte ihm aber Niemand sagen, da sich Pirch an dem Verräther stärker zu rächen wußte, als der König den nachlässigen Wächter strafte. Wenn der König lange genug geschmält hatte, mußte er am Ende zufrieden sein, obgleich er den Thäter kannte.

Dieser Page (Pirch) nöthigte durch sein überaus aufgewecktes Temperament und allerlei drollige Einfälle dem Könige manches Lachen ab, machte ihm aber auch vielen Verdruß. Friedrich ließ ihn daher sehr lange Fahnjunker bleiben, und wendete alles an, daß er sich ordentlicher aufführen sollte. Als er ihn endlich zum Offizier machte, setzte er ihn zum Regimente des Generals von Saldern, und befahl demselben, auf den Herrn von Pirch die strengste Aufsicht zu haben, und ihm nicht

den geringsten Fehler durchgehen zu lassen. Pirch, dieser eingeschränkten Lebensart bald überdrüssig, machte sich krank, um seinen Abschied zu erhalten. Er hatte es so eingerichtet, daß er beim Exerziren an einem heißen Tage in Gegenwart des Generals einen rothen Saft aus dem Munde laufen ließ, den er vorher unbemerkt hineingebracht hatte. Er stellte sich nachher sehr hinfällig, und selbst die Ärzte glaubten etwas davon. Aber Friedrich wollte gar nicht glauben, daß er wirklich krank wäre, und sagte zum General, der mit ihm von dem Hrn. v. Pirch sprach: Pirch ist ein leichtfertiger Vogel; lasse Er sich doch von dem nichts weiß machen, es ist nur Verstellung! — Indeß schien Pirch mehrere Monate krank, und der General meldete endlich dem Könige dessen Verlangen um Abschied, wegen Unfähigkeit, ferner zu dienen. Endlich ertheilte ihm der König denselben. Pirch war sogleich völlig gesund, ging nach Paris, und avancirte vom preußischen Lieutenant zum französischen Oberstlieutenant. Als der König den General Saldern bei der nächsten Revüe sah, sagte er lächelnd zu ihm: Sieht Er nun wol, daß ich den Pirch besser gekannt habe, als Er? Pirch starb 1783 als Oberster und Kommandeur des Regiments Hessen-Darmstadt im französischen Lager bei Santa Maria in Spanien.

Der König hatte eine Menge Kammerherren, von denen er die wenigsten sah, ja von denen er die meisten nicht einmal kannte. Er sagte daher einst im Scherze: Ich habe so viele Kammerherren als Tage im Jahre, und wenn ich einen brauche, ist keiner da.

Ein andermal sagte er während des Karnevals, da ein großer Ball bei Hofe sein sollte, zu dem Generallieutenant von Ramin: Höre Er doch, Ramin! ich gebe morgen einen großen Ball; invitire Er doch meine Kammerherren dazu. »Wer sind die, Ew. Majestät?« fragte Ramin. Ei! — erwiederte der König; — weiß Er denn nicht? meine Fähnriche aus der Garnison.

12. Friedrichs Betragen gegen seine Soldaten.

Die meisten Helden der alten und neuern Geschichte fanden eine Lust darin, sich in dem Fache häufig zu zeigen, in dem zu glänzen sie sich bewußt waren. Friedrich war einer der größten unter ihnen; aber er verabscheute das Blutvergießen, sein natürlicher Hang ging zu stillen philosophischen Unterhaltungen, und sein mildes Herz zog die sanfteren Künste des Friedens vor. Als der

Graf von Seckendorf nach Berlin kam, um den König zu bewegen, dem unglücklichen Kaiser Karl VII. wider seine Feinde beizustehen, war Friedrich anfangs gegen alle Vorstellungen und Bitten des Grafen taub. Er zeigte ihm bei einer Parade ein Regiment, welches im ersten schlesischen Kriege besonders viel gelitten hatte, und sagte: Sehen Sie, was mir der Krieg gekostet hat! Dieses Regiment hat über die Hälfte seiner Leute verloren. Soll ich meine Unterthanen wieder der Gefahr aussetzen, so schrecklich niedergemetzelt zu werden?

Nach der Bataille bei Leuthen, die so glorreich für den König war, sagte er, als er das Schlachtfeld sah, in einem wehmüthigen Tone und mit nassem Blicke: Wann werden meine Qualen sich enden! Als er nachher Breslau eingenommen hatte, schrieb er an die Kaiserin-Königin, und erwähnte darin des letzten Sieges bei Leuthen folgendermaßen: »Ew. Majestät hatten »zwar einigen Vortheil in Schlesien, er war aber »nicht von Dauer, und die letzte Schlacht ist »mir wegen des vielen dabei vergossenen Blutes noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg genutzt und Breslau eingenommen, ich »hoffe auch, Schweidniz wieder in meine Gewalt »zu bekommen, so daß ich im Stande sein werde,

»in Böhmen und Mähren einzurücken. — Über»legen Sie dieses, meine Kousine, lernen Sie ein»sehen, wem Sie sich vertrauen. Sie werden se»hen, daß Sie Ihr Land ins Verderben stürzen, »daß Sie an Vergießung so vielen Bluts Ursache »sind, und daß Sie denjenigen nicht überwinden »können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde »haben wollen, so wie er Ihr naher Verwandter »ist, mit Ihnen Europa hätte zittern machen kön»nen. Ich schreibe dies aus dem Innersten mei»nes Herzens, und wünsche, daß es Eindruck ma»chen möchte. — Wollen Sie aber die Sache »aufs Äußerste treiben, so werde ich alles versu»chen, was mir meine Kräfte verstatten. Wenn »Ihnen Ihre Bundesgenossen so beistehen, wie es »ihre Schuldigkeit ist, so sehe ich voraus, daß es »um mich wird gethan sein; allein es wird mich »rechtfertigen, daß ich einen Mit-Kurfürsten von »der Unterdrückung habe retten wollen, daß ich »zur Vergrößerung des Hauses Bourbon nichts »beitragen, und daß ich zwei Kaiserinnen und drei »Königinnen widerstehen mußte.«

Eben so beweiset auch des Königs Brief an den König Stanislaus von Polen, als dieser die Stadt Nancy zum Versammlungsort der Friedensunterhändler angeboten hatte, daß er mit Widerwillen einen verderblichen Krieg fortsetzte. Hier ist

er: »Ich verehre dieses Anerbieten mit der größ»ten Dankbarkeit, und würde es herzlich gern an»nehmen; alle Handlungen, welche unter Ew. Ma»jestät Obhut vollzogen werden, müssen glücklich »ablaufen. Allein nicht jedermann empfindet so »friedliche Gesinnungen. Die Höfe von Wien und »Petersburg haben auf eine besondre Art die Vor»schläge verworfen, die der König von England »und ich gethan haben. Vermuthlich werden sie »auch den König von Frankreich zur Fortsetzung »des Kriegs bewegen, von dem sie sich den glück»lichsten Erfolg versprechen. Sie werden also auch »allein Schuld an dem Blute sein, welches noch »fließen wird. Hörten doch alle Fürsten, wie Ew. »Majestät, die Stimme der Menschenliebe, der »Güte und der Gerechtigkeit, die Welt würde nicht »länger ein Schauplatz der Verheerung, des Mor»dens und des Feuers sein.«

Im Jahre 1759 hatte der König sein Quartier in einem fast gänzlich zerstörten Dorfe in einer kleinen elenden Hütte genommen, und war eben mit dem Lesen verschiedener Briefschaften beschäftigt, als er durch ein lautes Sprechen vor seiner Thüre gestört wurde. Zwei Flügeladjutanten wetteten nämlich mit einander. Der eine behauptete, daß es noch innerhalb acht Tagen zu einer Bataille kommen würde, der andre wettete

für das Gegentheil. Als der König hörte, daß der erstere, der für die Bataille war, zwanzig Stück Friedrichsd'or darauf verwettete, und so viel Gründe dafür anzuführen wußte, trat er heraus, und sagte: Meine Herren, sparen Sie lieber Ihr Geld, und denken Sie menschlicher! Ich für mein Theil gäbe gern zehnfach so viel für das Leben eines Einzigen von meinen Soldaten, wenn ich es dadurch retten könnte. Also glauben Sie mir, ich suche nicht gern eine Schlacht zu liefern, es sei denn, daß ich mit Gewalt dazu gezwungen werde, oder ohne Nachtheil keine günstige Gelegenheit dazu vernachlässigen darf. Überhaupt, Ich, Sie und auch die geringsten meiner Unterthanen sind Menschen; das bitte ich immer zu bedenken. — Hiermit ging er zu seinen Briefschaften zurück, und daß die Wette nun nicht vor sich ging, läßt sich denken.

Man machte vor mehrern Jahren bei Potsdam einen Versuch mit einer neuerfundenen Art von Kartätschen, und schoß sie gegen auf Holz gemalte Soldaten ab. Die meisten Kugeln durchlöcherten diesen Bildern nur die Beine. Einige anwesende Offiziere aus dem Gefolge des Königs

tadelten diese Wirkung, und meinten, es wäre besser, wenn die Kartätschen die Brust und den Leib getroffen hätten. Es ist genug, — sagte der König, — wenn die Feinde lahm sind, das Leben kann man ihnen dann wohl gönnen, und ich bin mit den Kartätschen recht sehr zufrieden.

Ähnliche Gesinnungen charakterisiren auch die Briefe des Königs an den Kaiser Joseph II, die er zu der Zeit schrieb, als Joseph in Unterhandlungen mit ihm treten zu wollen vorgab, um dadurch Zeit zu gewinnen, seine Armee zusammenzuziehen. Der erste von Schönwalde den 14ten April 1778 ist folgender:

»Ich habe den Brief, den Ew. kaiserl. Maj. »an mich zu schreiben die Güte gehabt haben, mit »aller möglichen Zufriedenheit erhalten. Da ich »weder Minister noch Sekretair bei mir habe, wer»den Ew. kaiserl. Maj. sich mit der Antwort eines »alten Soldaten zu begnügen geruhen, der Ihnen »redlich und freimüthig über einen der wichtigsten »Gegenstände schreibt, den die Politik seit langen »Zeiten dargeboten hat. Niemand wünscht wol »mehr als ich, Frieden und gutes Vernehmen zwi»schen den europäischen Mächten zu erhalten; aber »alles hat seine Grenzen, und es gibt so kitzliche »Fälle, daß der gute Wille allein, Ruhe und Friede

»zu erhalten, nicht zureicht. Ew. kaiserl. Maj. »erlauben mir, Denselben die Frage über die ge»genwärtige Lage unsrer Angelegenheiten deutlich »vorzulegen. Hier kommt es darauf an, zu wis»sen, ob ein Kaiser willkürlich mit den Lehnen des »Reichs handeln könne? Bejaht man dieses, so »werden alle diese Lehne Timariots *), die nur »auf Lebenszeit verliehen sind, und worüber der »Sultan nach dem Tode des Besitzers verordnet. »Dies ist aber wider die Gesetze, Gebräuche und »Gewohnheiten des römischen Reichs. Kein Fürst »wird dazu die Hand bieten; jeder wird sich auf »das Lehnrecht berufen, welches diese Besitzungen »seinen Nachkommen zusichert, und keiner wird »zur Begründung der Macht eines Despoten seine »Einwilligung geben, der über kurz oder lang ihn »und seine Kinder ihrer seit undenklichen Zeiten »innehabenden Besitzthümer berauben würde. Die»ses hat denn also die Klage aller teutschen Reichs»stände über die gewaltsame Art, mit welcher Bai»ern weggenommen worden ist, veranlaßt Ich, »als Mitglied des Reichs, und da ich den west»phälischen Frieden durch den hubertsburger Trak»

*) Ein Stück Land, das der türkische Kaiser einem Spahi zu seinem Unterhalte gibt, damit er allein oder mit einer Anzahl Menschen dienen soll.

»tat bestätigt habe, ich sehe mich unmittelbar ver»bunden, die Freiheiten und Rechte des teutschen »Reichs und die kaiserlichen Wahlkapitulazionen »zu unterstützen, durch welche man die Gewalt »des Reichsoberhaupts einschränkt, um so den »Mißbräuchen vorzubeugen, welche es von seiner »Übermacht machen könnte. Dieses, Sire, ist die »wahre Lage der Angelegenheiten. Ich habe kein »persönliches Interesse dabei. Allein ich bin ver»sichert, Ew. Majestät selbst würden mich als ei»nen feigherzigen und Ihrer Achtung ganz unwür»digen Mann betrachten, wenn ich die Rechte, »Freiheiten und Privilegien, welche die Kurfürsten »und ich von unsern Vorfahren ererbt haben, nie»derträchtiger Weise aufopferte. Ich fahre fort, »eben so freimüthig mit Ihnen zu reden. Ich lie»be und ehre Dero Person. Es wird mir gewiß »weh thun, gegen einen mit so vortrefflichen Ei»genschaften begabten Fürsten, den ich persönlich »hochschätze, fechten zu müssen. Dies sind nach »meinen geringen Einsichten die Gedanken, die ich »Ew. kaiserl. Majestät erhabener Einsicht vorlege. »Ich gestehe, daß Baiern nach dem Rechte der »Konvenienz dem kaiserlichen Hause wohl anstehen »kann; da ihm aber anderweitige Rechte bei die»ser Besitzung ganz zuwider sind, könnte man denn »den Herzog von Zweibrücken nicht durch Äqui-

»valente befriedigen? Könnte man denn nicht et»was ausmitteln, den Kurfürsten von Sachsen in »Ansehung der Ansprüche auf die baiersche Erb»schaft abzufinden? Die Sachsen machen eine Fo»derung von 37 Millionen Gulden; aber um den »Frieden zu erhalten, werden sie wol etwas ab»lassen. Dergleichen Vorschlägen, bei welchen der »Herzog von Mecklenburg nicht zu vergessen ist, »werden Ew. Majestät mich mit Freuden beitreten »sehen, weil sie meinen Pflichten, und der Stelle, »die ich behaupte, entsprechen. Ich versichere Ew. »Majestät, daß ich mich gegen meinen Bruder »nicht freimüthiger erklären würde, als ich die »Ehre habe, mit Ihnen zu reden. Ich bitte Sie, »das alles, was ich mir die Freiheit nehme, Ihnen »vorzustellen, zu überlegen, denn dies ist das Fak»tum, von welchem hier die Rede ist. Die anspa»chische Erbschaft gehört hierher gar nicht. Unsre »Rechte sind so gesetzmäßig, daß Niemand sie uns »streitig machen kann. Van Swieten sprach, wie »ich glaube, vor vier oder sechs Jahren mit mir »davon, und sagte mir, der kaiserliche Hof würde »es sehr gern sehen, wenn irgend ein Tausch zu »Stande gebracht werden könnte, weil ich seinem »Hofe die Mehrheit der Stimmen im fränkischen »Kreise raubte, und weil man meine Nachbarschaft »bei Eger in Böhmen nicht wünschte. Ich ant-

»wortete ihm, man könnte sich hierüber noch beru»higen, weil der Markgraf von Anspach sich wohl »befinde, und man alles wetten könne, daß er »mich überleben würde. Das ist alles, was über »diese Materie vorgefallen ist, und Ew. kaiserl. »Maj. können überzeugt sein, daß ich Denenselben »die Wahrheit sage. Was das letzte Memoire »betrifft, welches ich von dem Fürsten Kaunitz er»halten habe, so scheint gedachter Fürst übel auf»gelegt gewesen zu sein, als er es aufsetzte. Die »Antwort kann erst in acht Tagen hier ankommen. »Ich setze seinen auffahrenden Launen mein Phleg»ma entgegen, und hauptsächlich erwarte ich, daß »Ew. kaiserl. Maj. die Güte haben werden, über »die aufrichtigen Vorstellungen zu entscheiden, wel»che ich mir die Freiheit nehme, Denenselben zu »machen.“

Der zweite Brief von Schönwalde vom 20sten April 1778 ist folgender:

„Nichts kann für Ew. kaiserl. Majestät glor»reicher sein, als der Entschluß, den Dieselben zu »fassen geruhen, um zu versuchen, das Ungewitter »abzuwenden, das sich zusammenzieht, und so viel »unschuldigen Völkern droht. Die Vortheile, Sire, »welche die berühmtesten Krieger über ihre Feinde »erhalten, werden unter viel Köpfe vertheilt, die »durch ihre Tapferkeit und durch ihr Betragen da-

»zu beitragen. Allein die Wohlthaten der Fürsten »gegen die Menschheit werden auch allein ihnen »selbst zugeschrieben, weil sie von der Güte ihres »Charakters und von der Erhabenheit ihrer Gei»stesfähigkeiten abhangen. Es gibt keine Gattung »von Ruhm, worauf Ew. kaiserl. Maj. nicht mit »Recht Anspruch machen könnten, es mögen nun »Züge der Tapferkeit oder Handlungen der Mäßi»gung sein. Ich halte Dieselben der einen sowol »als der andern fähig, und Ew. kaiserl. Majestät »können überzeugt sein, daß ich ganz ehrlich ver»fahren und mich mit aufrichtigem Herzen zu al»len Mitteln der Aussöhnung verstehen werde, die »man eines Theils vorschlagen könnte, um die Ver»gießung unschuldigen Bluts zu verhindern, und »andern Theils, Sire, wegen der Gesinnungen der »Bewunderung, welche ich für Dero Person hege, »und deren tiefer Eindruck nie in meinem Herzen »erlöschen wird. Möchten Ew. kaiserl. Majestät »doch überzeugt sein, daß, wenn ich es gewagt »habe, Denenselben die Gesinnungen an den Tag »zu legen, welche ich für Dero Person hege, es »der Ausdruck der einfachen lautern Wahrheit ist. »Man beschuldigt mich, daß ich mehr aufrichtig »als Schmeichler bin, und ich bin in der That un»fähig, zu sagen, was ich nicht denke.«

Der

Der dritte Brief endlich, den der König in dieser Angelegenheit schrieb, ist von Schönwalde den 30sten April 1778.

„Die Beweise der Freundschaft, welche Ew. »kaiserl. Maj. mir zu geben geruhen, haben einen »unschätzbaren Werth für mich; denn gewiß, Sie »werden von Niemanden in der That so hochge»schätzt, und wenn ich so sagen darf, so geliebt, »als von mir; und wenn schon unvorhergesehene »Ursachen Verschiedenheit der Meinungen über po»litische Gegenstände veranlassen, so ändert dies »doch nichts in den Gesinnungen, die mein Herz »Ihnen einmal geweiht hat. Da Ew. kais. Maj. »wünschen, daß ich mit meiner gewöhnlichen Frei»müthigkeit über die schwierigen Gegenstände, wel»che der Hauptzweck unsrer itzigen Geschäfte sind, »sprechen möge, so bin ich sehr bereit, es zu thun, »doch unter der Bedingung, daß Sie, wie bisher, »Nachsicht mit meiner Offenherzigkeit zu haben ge»ruhen. Vorläufig bitte ich Ew. Majestät, nicht »zu glauben, daß ich, durch thörichten Ehrgeiz hin»gerissen, den stolzen Gedanken hege, mich zum »Schiedsrichter der Fürsten aufwerfen zu wollen. »In meinem Alter ist das Feuer der Leidenschaf»ten erloschen, und ihre Herrschaft ist vorüber; »meine Vernunft hat dem Spielraum meiner Thä»tigkeit Schranken zu setzen gewußt. Wenn ich

»denn also Theil an den neuesten Ereignissen in »Baiern nehme, so geschieht es darum, weil das »Interesse aller teutschen Fürsten, zu welchen auch »ich gehöre, in diese Angelegenheit verwebt ist. »Was that ich also? Ich untersuchte die Gesetze, »die teutsche Reichsverfassung, und den Artikel des »westphälischen Friedens, der sich auf Baiern be»zieht, und verglich dies alles mit dem, was vor»gefallen war, um zu erfahren, ob jene Gesetze »und Verbindungen sich mit der itzigen Besitzneh»mung vereinigen liessen; ich muß aber gestehen, »daß ich statt der gewünschten Übereinstimmung »nichts als Widerspruch gefunden habe. Erlau»ben mir Ew. Majestät, daß ich, meine Gedanken »deutlicher auseinanderzusetzen, mich eines Gleich»nisses bediene. Ich will nämlich den Fall setzen, »daß sich die itzt regierende Linie der Landgrafen »von Hessen in dem Fall befände, nächstens zu er»löschen, und daß der Kurfürst von Hannover, ver»möge eines mit dem Letzten der genannten Für»sten geschlossenen Vergleichs, sich unter dem Vor»wande, er habe dessen Einwilligung, des Landes »bemächtigte; unstreitig würden alsdann die Für»sten von Rheinfels, welche von eben dem Stam»me sind, diese Erbschaft, als ihnen zustehend, zu»rückfordern, weil dem Besitzer eines Lehns nur »der Nießbrauch davon zukommt, und er nach al-

»len Lehnsgesetzen über seine Güter weder Verträ»ge eingehen, noch schalten und verfügen kann, »ohne die Einwilligung der Lehnsvettern, die in »diesem Fall die Fürsten von Rheinfels wären, zu »haben, und der Kurfürst von Hannover würde »von allen Gerichtshöfen einen Verweis bekommen, »daß er sich, mit den Waffen in der Hand, in den »Besitz eines streitigen Guts gesetzt hätte, er wür»de den Prozeß verlieren, und die Kosten tragen »müssen. Ein Andres ist es freilich, wenn es die »Erbschaft eines völlig erloschenen Hauses betrifft, »zu welcher die dann vorhandenen Erbnehmer ein »Recht erhalten; wie in Sachsen bei dem Abster»ben der Herzoge von Merseburg, Naumburg und »Zeitz geschah. So waren bis itzt die Gesetze und »der Brauch im heiligen römischen Reiche.“

„Itzt komme ich zu dem Rückfallsrechte, dessen »in dem Manifeste, welches der kaiserliche Hof be»kannt gemacht hat, erwähnt wird. Ich erinnere »mich noch, daß im Jahre 1740 der König von Po»len dies Recht geltend machen wollte, um die An»sprüche, welche er von Seiten seiner Gemahlin »auf Böhmen machte, darauf zu gründen; und ich »weiß noch, daß die damaligen östreichischen Mi»nister die Gründe, welche die sächsischen aus die»sem Rechte herleiten wollten, sehr nachdrücklich »widerlegten, und daß sie östreichischer Seits mit

»fortdauernder Beharrlichkeit für ungültig und un»zulässig erklärt wurden. Kann nun aber ein Recht »zu einer Zeit ungültig sein, und zu einer andern »wieder nicht? Ich gestehe Ew. Majestät, daß »mich dies widersprechend zu sein dünkt. Ferner »sagen Ew. Majestät, daß man sich mit dem Her»zoge von Zweibrücken abfinden könne, wenn der »Kurfürst von Baiern mit Tode abginge. Ich »wage es, freimüthig hinzuzusetzen: und warum »nicht itzt? Denn das hieße doch in der That, »Samen zu neuen Unruhen und neuem Zwist auf»bewahren zu wollen, da doch nichts hindert, die»sen Unruhen itzt gleich vorzubeugen. Genehmi»gen Ew. Maj. nur noch, daß ich noch etwas in »Absicht des Kurfürsten von Sachsen hinzufüge, »den man an den Kurfürsten von der Pfalz ver»weisen will; aber jenen abzufinden, müßte ja die»ser völlig geplündert werden. Sollte sich denn »kein andrer Ausweg finden lassen, um ihn zu be»friedigen? Ich glaube doch, daß die Sache schon »der Mühe werth ist; man müßte jene Mittel »und Auswege Punkt für Punkt angeben. Dann »würden sie zu Bestimmungsfätzen dienen können, »über welche Unterhandlungen gepflogen würden.«

„Da Ew. Maj. zu erlauben geruhet haben, »daß ich offenherzig sprechen darf, und Dieselben »so werth sind, die Wahrheit zu hören; so habe

»ich es gewagt, einige Gedanken zu äußern, wel-
»che Stoff zum Vergleich geben könnten. Indeß
»bin ich doch der Meinung, daß zu Unterhandlun-
»gen dieser Art Minister erfordert werden. Ew.
»Maj. mögen entscheiden, ob Sie in dieser Rück-
»sicht den Grafen Kobenzl, oder wen Dieselben sonst
»für gut finden, dazu bestimmen wollen, ein für
»die Menschheit so heilsames Werk zu beschleuni-
»gen. Es ist ein schwer zu entwickelndes Chaos,
»das gestehe ich; aber die Schwierigkeiten müssen
»den Muth weit eher anfeuern als abschrecken.
»Sind sie nicht zu besiegen, so will die Menschen-
»liebe doch den Versuch; wünscht man aber auf-
»richtig, Frieden zu haben, so befestige man ihn
»auf eine dauerhafte Weise.«

»Übrigens aber bitte ich Ew. Majestät, sich zu
»überzeugen, daß ich die Angelegenheiten nie mit
»Ihrer Person vermische. Sie scherzen mit mir,
»Sire. Gewiß, Sie bedürfen keines Lehrmeisters.
»Sie werden jede Rolle, welche Sie übernehmen
»wollen, mit Ruhm ausführen; denn der Himmel
»begabte Sie mit den seltensten Geistesfähigkeiten.
»Geruhen Sie, sich zu erinnern, daß Lukull nie-
»mals ein Heer angeführt hatte, als ihn der rö-
»mische Senat nach dem Pontus sandte. Kaum
»war er dort angelangt, so legte er sein Probe-
»stück dadurch ab, daß er den Mithratades schlug.

»Mögen Ew. Majestät Siege erfechten; ich werde »gewiß der Erste sein, Ihren Ruhm zu verkündi»gen; aber ich setze noch hinzu: nur keine Siege »gegen mich!«

Mehrmals haben Unmenschen dem Könige die Abscheulichkeit angedichtet, daß er im siebenjährigen Kriege unter der Hand den Befehl habe ergehen lassen, die schwer Verwundeten zu vernachlässigen, damit er weniger Invaliden zu versorgen bekomme. Aber noch kurz vor seinem Tode sprach der menschenfreundliche Monarch mit dem Ritter von Zimmermann hierüber auf eine Art, die ganz das Gegentheil jener Behauptung an den Tag legt, und die dem Leser vielleicht nicht unwillkommen sein wird, hier von Wort zu Wort abgedruckt anzutreffen. »In allen meinen Kriegen be»folgte man meine Befehle, in Absicht auf meine »kranke und verwundete Soldaten, äußerst schlecht. »Nichts hat mich in meinem Leben mehr verdros»sen, als wenn ich sah, daß man diese braven »Männer, die Gesundheit und Leben so edel für »ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten »und bei ihren Wunden übel verpflegte. Man ist »oft barbarisch mit ihnen umgegangen, und man»cher arme Soldat ist aus Mangel an guter Ver»pflegung gestorben. Nichts hat mich von jeher »mehr betrübt, als wenn ich die unschuldige Ursache

»an dem Tode irgend eines Menschen war. Aber »ich habe seit dem letzten Kriege solche Befehle ge»geben, die es allen Schurken und Spitzbuben bei »der Armee künftig sehr schwer machen werden, »ihren König zu betrügen, und den armen Solda»ten der ihm so nöthigen Hülfe und Erquickung »so schändlich und barbarisch zu berauben.«

Ungeachtet dieses Widerwillens gegen Krieg und Blutvergießen schätzte Friedrich den Soldatenstand außerordentlich, und seine durchgängige Theilnahme an dem Schicksale seiner Soldaten wird um so interessanter, wenn wir wissen, daß sie nicht bloß aus Politik, sie bei guter Laune zu erhalten, sondern auch aus wirklicher Werthschätzung ihrer Verdienste um ihn und um das Vaterland ihren Ursprung nahm. Er äußert sich häufig in seinen Schriften hierüber. Unter andern sagt er, als er die Schlacht bei Hohen-Friedberg beschreibt: »Der »Staat lief aber auch im Grunde mit solchen Trup»pen keine Gefahr. — Die Welt ruht nicht so »sicher auf den Schultern des Atlas, als Preußen »auf einer solchen Armee.« — An einem andern Orte sagt er: »Man muß es dem preußischen »Soldaten zum Ruhme nachsagen, daß er tapfer »ist, ohne dabei grausam zu sein. Und man hat

»ihn oft solche Beweise von Seelenadel geben se»hen, die man von Leuten dieser niedern Klasse »nicht erwarten konnte.« — Bei der Anwesenheit der Königin von Schweden ließ Friedrich seine Truppen in ihrer Gegenwart bei Tempelhof manövriren, und fragte sie darauf, wie ihr seine Soldaten gefielen? »Mein Bruder,« — antwortete die Königin, — »ich bin stolz darauf, in einem Lande geboren zu sein, das solche würdige Männer hervorbringt.« Und ich bin stolz darauf, — sagte der König, — daß ich ein Augenzeuge ihrer Thaten gewesen bin, und daß Sie ihnen kein Kompliment machen.

Der Beispiele seines freundschaftlichen und herablassenden Betragens gegen die Offiziere und gemeine Soldaten sind unzählige. Die folgenden zeigen uns den großen König von einer neuen interessanten Seite. Der Monarch theilte im siebenjährigen Kriege alle Gefahren und Unbequemlichkeiten mit den gemeinsten Soldaten. Im Herbste 1760 marschirte er von Schweidniz nach der Lausitz, um Berlin und Potsdam von den Östreichern zu befreien. An den Grenzen der Lausitz kam die Armee bei einer morastigen Gegend in ein Gehölz, wo sie Halt machen mußte, bis der Morast ausgefüllt war, um mit der Artillerie durchzukommen. Es war des Morgens früh kalt und nebelig. Im

Augenblicke wurden viele Feuer gemacht, und auch eins vor dem Könige, der sich an einen Baum anlehnte. Die Generalität lagerte sich um ihn, und einige schliefen; auch Zieten lag da. Friedrich, in seinen Mantel gehüllt, ließ sich eine Tasse Chokolade machen. Als er bemerkte, daß Zieten von seinem Sitze heruntergerutscht war, und daß ihm ein Grenadier ein anderes Bündchen Holz unter den Kopf legte, sagte er ganz leise: Bravo! Der alte Mann ist müde! Bald nachher näherte sich ein Offizier, der dem Könige etwas zu melden hatte, und kam nahe an Zieten. Stille! — sagte der König, — wecke Er mir Zieten nicht; er ist müde! Eben dieser General schlief auch einst bei der Tafel des Königs, und als ihn jemand aufwecken wollte, sagte Friedrich: Laßt ihn schlafen, er hat lange genug für uns gewacht!

Als Zieten, seines Alters und seiner Schwäche ungeachtet, sich die Erlaubniß vom Könige ausbat, dennoch bei der Revüe gegenwärtig zu sein, so schrieb Friedrich (am 17ten Mai 1786) folgenden Brief, der seinem erhabenen Charakter eben so zur Ehre gereicht, als dem, an den er gerichtet ist.

»Mein lieber General von Zieten! Mir wird »es zwar allezeit Vergnügen machen, einen in mei»nen Diensten sich so sehr hervorgethanen General

»noch in seinem hohen Alter bei der bevorstehen»den Revüe an der Spitze des ihm anvertrauten »Regiments zu sehen; und ich bin es daher sehr »wohl zufrieden, daß Ihr ohne Tigerdecke und Ad»lersflügel bloß in Eurem Pelz erscheint. Sollte »es aber zu kalt sein, so beschwöre ich Euch, Eu»rer Gesundheit ja zu schonen, und lieber gar nicht »auf den Revüeplatz zu kommen, damit Ihr Euch »nicht durch Euren allzugroßen Diensteifer unnö»thiger Weise eine Unpäßlichkeit zuziehen, oder »Euch Schaden thun möget. — Wenn man so »lange, als Ihr, mit Ruhm gedient hat, alsdann »kann man sich dergleichen Vorrechte eines Vete»rans bei den Römern bedienen. Dies ist der »Rath Eures beständig wohlaffekzionirten Königs.«

Da dem Könige die Nachricht von Zieten's Tode durch den Regimentsadjutanten gemeldet ward, erschrack er sehr; er erholte sich aber bald, und sagte ganz gelassen: »Ich habe diesen Fall »lange vermuthet; allein, daß ich meinen lieben »Zieten, diesen würdigen und ruhmvollen Mann, »nicht mehr gesehen und gesprochen habe, darüber »werde ich mich immer betrüben, so wie das Regi»ment seinen Verlust ewig bedauern wird. Ich »verliere einen Vater, einen Freund, und meine »königliche Nachkommen werden in den Ländern »und Gegenden, wo er so muthig und voll Tapfer-

»keit für die Ehre des Vaterlandes gestritten, sein »Andenken beständig zu erhalten wissen.“

Im Jahre 1741 hatte die Gicht den damaligen Oberstlieutenant von Alemann so weit gebracht, daß er glaubte, er könne nicht länger dienen. Der König antwortete ihm aber auf seine Vorstellung am 30sten Dezember 1741: „Ich habe »Eure Vorstellung vom 12ten dieses wegen gesuch»ter Entlassung erhalten; Ihr seid aber ein alter »braver Offizier, den ich nicht gern verlieren will, »könnet auch wegen Eures guten Temperaments »noch einige Jahre, absonderlich itzt im Kriege, »nützlich dienen.“

Im Jahre 1754 hatte aber der Generalmajor von Alemann das Unglück, daß sich beim Exerziren seines Regiments das Pferd mit ihm bäumte, und daß er abgeworfen ward und sich die Schulter zerbrach. Der König bedauerte ihn in folgendem Handschreiben vom 6ten März 1754: »Ich habe »aus Euerm Schreiben vom 2ten dieses das Un»glück ersehen, welches Euch beim Herausmarschi»ren durch Überschlagung des Pferdes betroffen »hat. Es thut mir solches gewiß recht sehr leid; »und wie ich hoffe, es werden alle mögliche Hülfs»mittel zu Eurer Kur angewandt werden; also wün»sche ich zugleich, daß solche von gutem Effekt sein, »und Ihr dadurch bald völlig wieder hergestellt »werden möget.“

Da in der Folge die angewandten Mittel keine Wirkung hervorbringen wollten, so bat Alemann den König um Erlaubniß, sich auf das Land begeben zu dürfen, damit er daselbst die Wiederherstellung seiner Gesundheit desto besser abwarten könnte. Er erhielt darauf die beiden folgenden sehr gnädigen königlichen Handschreiben. Das erste vom 17ten Januar 1755: „Ich habe aus Eurem Schrei»ben vom gestrigen Dato ersehen, wie Euch von »den hiesigen Medicis angerathen worden, Euch »zur Wiederherstellung Eurer Gesundheit auf das »Land zu begeben, um daselbst der freien Luft »zu genießen. Da ich nun selbst der Meinung »bin, daß Euch solches sehr zuträglich sein werde, »als agreire ich hiermit, daß Ihr Euch nach Eu»ren Gütern in Pommern begeben, und allenfalls »auch während der Exerzirzeit daselbst verbleiben »möget; indem die Gemüths- und Leibesruhe zu »Eurer Genesung sonder Zweifel das beste Mittel »sein wird.“ Und das zweite vom 16ten April 1755: „Ich habe Euer Schreiben vom 10ten die»ses wohl erhalten, und ertheile Euch darauf in »Gnaden zur Antwort, daß Ihr nur ganz ruhig »zu Hause auf Euerm Gute bleiben, und wegen »des Regiments ohne alle Sorge sein sollt, wie »ich denn alles Übrige deshalb schon dergestalt »machen werde, daß Ihr völlige Ursache haben »sollt, damit zufrieden zu sein.“

Da die Gesundheit des Generals noch immer zweifelhaft blieb, so berichtete er es dem Könige. Dieser nahm ihm nun zwar das Regiment, versprach aber zugleich, ihn so zu versorgen, daß er damit zufrieden sein sollte. Hier ist das königliche Schreiben vom 1sten Juni 1755: „Ich habe Euer »Schreiben vom 29sten vorigen Monats erhalten, »und gebe Euch darauf zur Antwort, daß, da Eure »beständighin anhaltende Schwachheit und schlechte »Gesundheitsumstände Euch nicht zugeben wollen, »Eurem unterhabenden Regimente weiter vorzuste»hen, ich zwar davon anderweitig disponiren, zu»gleich aber auch Euch dergestalt versorgen werde, »daß Ihr alle Ursache haben sollt, damit zufrieden »zu sein.“ Und schon den 2ten Juni waren Befehle an die Generalkriegskasse ergangen, dem von Alemann auf Lebenszeit jährlich tausend Thaler auszuzahlen.

Nach dem zweiten schlesischen Kriege war der Generalfeldmarschall, Graf von Schwerin, in ein Mißverständniß mit dem Könige gerathen, weshalb er sich auf seine Güter begab, und daselbst eine geraume Zeit über verblieb, ohne sein Regiment oder den Hof zu sehen. Der König war darüber unzufrieden, äußerte es aber nicht, und nahm dagegen den größten Gleichmuth an. Lange nachher traf der König den Bruder des Generalfeld-

marschalls, den Landjägermeister, Grafen v. Schwerin, in der Redoute an, und sagte zu ihm: Was macht Sein Bruder, Schwerin? — „Er befindet sich ganz wohl auf seinen Gütern," antwortete der Landjägermeister, „und beschäftigt sich mit Verbesserung derselben." Grüße Er ihn doch, — fuhr der König fort; — es ist ein braver, verdienstvoller Mann, das ist wahr; allein er ist auch eigensinnig, und vergißt, daß ich König bin.

Schwerin sah dieses für einen Befehl an, und kam nach Berlin. Der verstorbene Kammerhusar und nachmalige Bettenmeister auf dem königlichen Schlosse zu Berlin, Deybert, erzählt von der ersten Zusammenkunft zwischen Beiden Folgendes. Schwerin kam des Morgens um 8 Uhr in das Vorzimmer des Königs, und sagte zu Deybert: „Guten Morgen, mein Sohn! ist der König in seinem Zimmer, und ist er schon angekleidet?"

Deybert. Ja, Ew. Exzellenz.

Schwerin. Ist er gut disponirt? Hat Er nichts Verdrießliches an ihm bemerkt?

D. Nein, Ew. Exzellenz. Ich werde ihm itzt den Kaffe hineintragen.

S. Nun, sage Er noch nicht, daß ich hier bin.

Deybert trug den Kaffe hinein, und kam, nachdem der König getrunken hatte, wieder ins Vorzimmer.

Schwerin. Nun, mein Sohn, iſt der König noch guten Humeurs?

Deybert. O ja, Ew. Exzellenz.

S. So ſag' Er ihm, daß ich hier bin.

Deybert ging zum Könige, und meldete den Feldmarſchall an. Der König antwortete nichts, nahm ſeine Flöte, ging auf und nieder, und phantaſirte auf derſelben beinahe eine Viertelſtunde, legte ſie alsdann eilig weg, ſteckte den Degen an, und ſagte zu Deybert: laßt den Generalfeldmarſchall hereinkommen. Deybert öffnete die Thüre, und winkte Schwerin mit der Hand, näher zu treten. Sobald ihn der König erblickte, rief er ihm zu: Guten Morgen, Schwerin! wie gehts? — und gab darauf einen Wink, daß er allein ſein wolle. Deybert trat ab, blieb aber im Vorzimmer. Hier hörte er, wie das Geſpräch zwiſchen Schwerin und dem Könige immer lauter, und endlich ſo heftig ward, daß ihm anfing, bange zu werden. Beide mäßigten ihre Stimmen auf keine Weiſe. Es dauerte aber nicht lange, ſo ward die Unterredung ſanfter, und zuletzt leiſe. Die Thür öffnete ſich, Schwerin verbeugte ſich gegen den König mit einer heitern, zufriedenen Miene, und der Monarch ſagte zu ihm: Ew. Exzellenz eſſen zu Mittag bei mir. Nun war das gute Vernehmen zwiſchen dieſen großen Männern wieder hergeſtellt.

Im Jahre 1759 hatte der König seiner mißlichen Lage wegen verschiedene Nächte nicht geschlafen, und seine Müdigkeit nahm so sehr überhand, daß er sich des Schlafs nicht mehr enthalten konnte. Ein Offizier, der dies bemerkte, traf solche Veranstaltungen, daß die um des Königs Zelt stehenden Nachtposten ihn nicht in der Ruhe stören sollten. Friedrich bemerkte bald diese Anordnungen, und fragte: weshalb sie gemacht wären? Da ihm der Offizier die Ursache sagte, ließ er ihn in sein Zelt kommen, und fragte: ob er gegessen hätte? (Denn ihm war der damalige Mangel an Lebensmitteln bei seiner Armee sehr gut bekannt.) Als der Offizier diese Frage mündlich mit Ja, und zugleich durch Achselzucken mit Nein beantwortete, nahm der König eine kleine Weinflasche, und hielt sie gegen das Licht, um zu sehen, wie viel noch darin wäre. Darauf goß er ein kleines Glas über die Hälfte voll, trank es aus, füllte dann dasselbe Glas mit dem Reste dessen, was in der Bouteille war, und reichte es dem Offizier mit den Worten: Mehr habe ich nicht!

Noch auf seinem letzten Krankenlager besuchte der König den General Seidlitz. Beim Weggehen begleitete ihn der Arzt des Generals mit noch vielen Anwesenden. Als sie in den Hausflur kamen, rief der König den Arzt bei Seite, und sprach

mit

mit ihm über Seidlitzens eigentliche Krankheit. Der Arzt, ein lebhafter Mann, war nicht wenig verdrießlich über die Launen des Kranken, und sprach etwas laut und heftig davon gegen den König. Redet nicht so laut, — bedeutete ihn der König, indem er ihn an einem Rockknopfe an sich zog; — denn wo es Seidlitz in der Stube hört, so holt der Teufel ihn und — mich.

Im siebenjährigen Kriege that sich ein Dragoneroffizier im Angesichte des Königs bei einem Gefechte durch außerordentliche Tapferkeit hervor. Friedrich belohnte ihn dadurch, daß er ihm den Orden pour le Merite zuschickte. Als aber der Offizier, der gar kein Vermögen hatte, nach einer kurzen Freude hörte, er solle dafür zehn Dukaten an den Adjutantursekretair bezahlen, schickte er den Orden mit Dank und mit der Vorstellung zurück: „er sei arm, und könne das Geld für denselben nicht bezahlen.“ Der König ließ ihn bald darauf in sein Zelt kommen. Hier, — sagte er zu ihm, indem er auf einen Tisch zeigte, — sind hundert Stück Dukaten, dabei liegt der Orden; wähle Er von beiden, was Ihm gefällt. Der Offizier griff nach den Dukaten. Er hat keine Ehre im Leibe! — sagte der König, und ließ ihn gehen.

Im baierschen Erbfolgekriege zog eben dieser Offizier bei einer gewissen Gelegenheit wieder die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, und erhielt den Orden zum zweitenmal. Als er dem Könige dafür dankte, erinnerte er ihn zugleich an die ehemalige Begebenheit, und versicherte, er wolle nunmehr den Orden mit Freuden annehmen und tragen, auch gern das Geld dafür bezahlen, da er gegenwärtig eine Kompagnie habe, die so viel abwerfe.

Der General von Buttler, der bei der Garde des Königs als Oberster gestanden hatte, nahm als General wegen seiner geschwächten Gesundheit den Abschied, und begab sich nach dem kleinen Städtchen Ziesar, um dort seine übrige Lebenszeit zuzubringen. Gerade vor seinem Hause pflegte der Schweinhirt mit Anbruch des Tages zu tuten, um seine Heerde zusammenzurufen, und dadurch den General auf das unangenehmste im Schlafe zu stören. Der General ließ daher dem Schweinhirten sagen, er möchte künftig etwas weiter gehen. Dieser behauptete aber, es sei seine Pflicht, eben da und nirgends anders seine Schweine abzurufen. Der General ersuchte nun den Magistrat, dieser Störung seiner Ruhe abzuhelfen. Der Magistrat gab aber zur Antwort: „man glaube, der Hr. General würde nicht in der Absicht nach ihrem Städtchen gekommen sein, ihre alten Rechte, Herkommen, Privilegien und Frei-

heiten zu schmälern; es wäre ein altes Herkommen, daß der Schweinhirt dort und nirgends anders abriefe; man hoffe also, der Hr. General würde es dabei bewenden lassen.“ Nun befahl Buttler seinem Kammerdiener, er sollte am nächsten Morgen, wenn der Hirt kommen würde, ihn mit der Hundepeitsche abprügeln, damit ihm die Lust verginge, dort zu blasen. Der Kammerdiener that, was ihm befohlen war, und die Sache ward klagbar. Der Magistrat wandte sich sogleich unmittelbar an den König, und trug ihm den Vorfall zur Entscheidung vor, mit der Erinnerung, wie sehr durch diese Gewaltthätigkeit die Rechte und Freiheiten der Stadt litten. Der König schrieb eigenhändig unter die Vorstellung: Ihr seid allzumal Schurken! Dem General aber schrieb er: Ich bedaure Euch, daß Ihr Euch nach einer Stadt gewandt habt, wo Ihr auch nicht einmal vor dem Schweinhirten sicher seid. Ihr hättet wol bessere Städte in meinen Ländern finden können. Ich glaube aber, sie werden Euch künftig in Ruhe lassen.

Ein verstorbener General stand vormals als Hauptmann bei dem ersten Bataillon Leibgarde. Weil er kurzsichtig war, so versah er bisweilen, daß er seine Kompagnie mit den übrigen nicht immer in gerader Fronte stellte. Der König bemerkte diesen

Fehler oft, und tadelte ihn deshalb; ja bisweilen brachte die Art, wie der Monarch seinen Unwillen äußerte, den Hauptmann so sehr aus der Fassung, daß er es wol wieder aufs neue da versah, wo er's sonst gewiß nicht würde versehen haben. Darüber bekam der König eine üble Meinung von ihm, und war selten mit ihm zufrieden. Indeß setzte ein glücklicher Zufall den Hauptmann wieder in Gunst, und löschte alle nachtheilige Eindrücke in der Seele des Königs auf einmal aus. Es traf sich nämlich, daß der Letztere einmal mit einem Generale von einer Affaire im siebenjährigen Kriege sprach, und sich nicht mehr recht erinnern konnte, was er ehemals für ein Manövre gemacht, und wie die Stellung beider Heere eigentlich gewesen sei. Der General sagte hierauf: „Ew. Majestät würden sich dessen leichter erinnern, wenn Sie sich den Plan davon von dem Hauptmann *** holen ließen, der ihn gewiß haben wird, da er sie von den damaligen Vorfällen so ziemlich alle hat.“ Wie, *** Plane? antwortete der König lächelnd. Der General versicherte hierauf, daß es beständig die Gewohnheit des Hauptmanns gewesen sei, nach jedem erheblichen Vorfalle, wobei er gegenwärtig gewesen, sogleich den Plan zu entwerfen, und ihn hernach bei Gelegenheit ganz auszuzeichnen. Der König fuhr fort zu lächeln, schickte

indeß doch hin, ließ nach dem gedachten Plane fragen, und erhielt ihn unverzüglich. Dieser Vorfall änderte auf einmal die Meinung des Königs von diesem Offizier. Er fing an, ihn zu distinguiren, ließ ihn hernach schnell zum Major, Oberstlieutenant, Obersten und General avanciren, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen.

In der Schlacht bei Kunersdorf wurden von dem damals grabowschen, itzt Graf von herzbergischen Regimente, welches auf feindliche Redouten und Batterien traf, und durch nichts zum Weichen zu bringen war, viele Offiziere, und besonders die beiden Lieutenants von Stubenfoll und von Heilsberg beim Angriffe einer dritten Redoute sehr schwer verwundet. Ersterem ward durch eine Kanonenkugel über die Hälfte des Arms ausgerissen, daß am obern Theile nur der Kallus übrig blieb, und dem Zweiten mit gehauenen Stücken Eisen aus einer Kartätschenladung ins Gesicht und in den Leib geschossen. Man trug sie während der Schlacht halb todt in ein Dorf, wo der König am nämlichen Tage das Hauptquartier nahm. Hier erholten sie sich zwar, allein kein Feldscherer konnte und wollte die Wunden verbinden. Sie waren mitten in der schärfsten Aktion blessirt weggetragen, wußten also auch nicht, wie das Treffen abgelaufen war. Als der König des Abends in die

Stube trat, und sie auf der Erde in ihrem Blute liegen sah, waren seine ersten Worte: Ach, Kinder! Ihr seid wol schwer blessirt? »Ja, Ew. Majestät; allein das ist das wenigste, wenn wir nur wüßten, ob Sie gesiegt hätten? Denn wir hatten schon zwei Redouten hinter uns, und waren bei der dritten, als uns das Unglück traf.« — Der König erwiederte: Ihr habt es bewiesen, daß Ihr unüberwindlich seid! Das Übrige ist Zufall. Verliert nicht den Muth; es wird alles, auch Ihr werdet wieder besser werden! Seid Ihr schon verbunden? Hat man Euch zur Ader gelassen? — »Nein, Ew. Majestät,« erwiederten sie, »kein Teufel will uns verbinden.« — Auf der Stelle ward ein Feldarzt gerufen, dem der König seinen Unwillen über die schlechten Anstalten zu erkennen gab, und befahl, für diese braven Leute alle Sorgfalt zu verwenden. Der Arzt sah die Wunden, zuckte die Achseln, und versicherte fest, daß hier kein Verbinden helfen könne, und alle Mittel vergebens wären, wenn auch dem Einen der Arm abgenommen würde. Der König faßte die jungen Krieger bei der Hand, und zeigte sie dem Arzt mit den Worten: Hier sehe Er nur, die Leute haben noch kein Fieber; bei solchen jungem Blut und frischem Herzen pflegt die

Natur allezeit Wunder zu thun. — Sie wurden auf königlichem Befehl zur Ader gelassen, verbunden, mit Erfrischungen versorgt, und mit möglichster Gemächlichkeit an den Ort geschickt, wo das Hauptlazareth war. Beim Abschiede sagte der König: Kinder, geht in Gottes Namen! Es mag mit Euch werden, wie es will, so werde ich es erfahren; und wenn Ihr nicht mehr dienen könnt, so soll Euch nichts abgehen, ich werde Euch versorgen, und nicht vergessen. — Sie wurden durch diese herablassende Vorsorge des größten Königs erhalten, und in der Folge geheilt. Sie gingen darauf mit den Rekonvaleszirten zu dem Korps des Herzogs von Wirtemberg bei Kolberg, und von da nach Schwedisch-Pommern, wo sie abermals hart blessirt und wieder geheilt wurden. Sie dienten noch bis zum Frieden, da sie dann für invalide erkannt, auf ausdrücklichen königlichen Befehl aber als wohlgediente Offiziere in Preußen Versorgungen erhielten, bei welchen sie noch einige Jahre gelebt haben. — Das Betragen des Königs gewinnt auch noch dadurch, daß er die Stube, worin die Blessirten lagen, anfangs selbst beziehen wollte, alsdann aber in einer weit schlechtern sein Nachtlager nahm. Auch hörte er mit Lächeln die härtesten Ausdrücke und Drohungen gegen seine

Leute an, welche die Verwundeten wollten herausbringen lassen.

Der König hatte bei der Musterung in Preußen dem Obersten von S.., dem er sonst vielfältig Gnade erwiesen, seine Unzufriedenheit über dessen Regiment sehr nachdrücklich, und sogar mit einiger Empfindlichkeit geäußert. Nicht lange nachher forderte der Oberste unter dem Vorwande, er sei kränklich, seinen Abschied. Der König antwortete ihm hierauf am 10ten Juli 1754: „Ich kenne »Euch zu gut, als daß ich nicht auch einigermaßen »die Ursachen Eurer Krankheit, die nicht von der »Art sind, um deshalb den Abschied zu fordern, »leicht errathen sollte. Die Galle ist Euch in den »Magen getreten, und dazu gibt es noch immer »Mittel genug, um solche wieder herauszuschaffen. »Fehlt es Euch dort an geschickten Ärzten, die sol»ches bewerkstelligen können, so will ich schon da»für sorgen lassen, daß Ihr einen erhalten sollt. »Einiger Muth gehört mit dazu, um wieder ge»sund zu werden, und Ihr müsset Euch nur sorg»fältig vor starken Einbildungen hüten. Wenn »ich Euch künftiges Jahr bei der Revüe sehen »werde, wird es schon besser mit Euch gehen, und »Ihr werdet dann finden, daß Ihr mir noch län»ger zu dienen im Stande seid.“ — Eigenhändig hatte der König darunter gesetzt: „Mir geht es

»auch nicht immer, wie ich es gern haben möchte, »deswegen muß ich immer König bleiben. Rha»barber und Geduld wirken vortrefflich.“

Nicht zu allen Zeiten konnte es der König ertragen, wenn jemand aus Übereilung oder aus Dreistigkeit etwas Unschickliches zu ihm sagte. Im siebenjährigen Kriege kam ein Major von der Kavallerie, der auf einem Vorposten gestanden hatte, auf den Monarchen zugesprengt, und rapportirte: „Daun ist mit der ganzen Armee im Anmarsche.“ Possen! — sagte der König; — es werden starke Patrouillen sein. Der Major erwiederte: „Nein, Ihro Majestät, sie kommen in drei Kolonnen aufmarschirt.“ Ei! — sagte der König, und lächelte; — Er hat einmal was von Kolonnen gehört. Der Major schwieg, und ritt voll Verdruß weg. Bald darauf kamen mehrere Rapports; ganze Pikets stürzten zurück, und bestätigten das, was der Major gesagt hatte. Der König ritt selbst nach den Vorposten, und fand nun, daß der Feind wirklich da war. Er wollte den Major wieder besänftigen, ließ ihn rufen, und sagte zu ihm: Höre Er doch, N...! Er hat ja ein gutes Gesicht; sage Er mir doch, was dort auf den Bergen marschirt. — Dieser antwortete mit dem äußersten Mißvergnügen: »Ei! Ew. Majestät, es sind die

drei Patrouillen, die ich gesehen habe!“ Der König schickte ihn in Arrest, und wollte erst gar Kriegsrecht über ihn halten lassen. Indeß trug er hinterher dem Major seine dreiste Antwort niemals nach, sondern zog ihn vielmehr bei verschiedenen Gelegenheiten hervor.

Nach Friedrichs eignen Vorschriften und Äußerungen kann kein mit dem Stocke geschlagener Offizier länger in der Armee dienen. Im baierschen Erbfolgekriege erfuhr er einmal, daß in einem Dorfe marodirt würde, obgleich er es streng verboten hatte. Er eilte daher selbst nach dem Hause hin, wo die Plünderung vorgenommen ward. Als er eben angekommen war, kam ein Offizier heraus, der die Ordnung wieder herzustellen gesucht, und bei diesem Geschäfte in der Eile vergessen hatte, seinen Hut aufzusetzen. Der König kannte ihn nicht, nahm in der größten Hitze den Stock, und gab ihm damit einige Schläge. Der Offizier ward äußerst bestürzt, und sagte dem Könige: „er sei ein Offizier, und befinde sich daselbst in der besten Absicht.“ Der Monarch antwortete ihm darauf bloß: ich habe keinen Offizier geschlagen. Nicht lange nachher verbreitete sich dieser Vorgang unter den Kameraden des Offiziers. Ob sie gleich einsahen, daß er auf eine sehr unschuldige Art zu dieser Begegnung gekommen war, so sagten sie ihm

doch: „so sehr sie ihn auch wegen seines Unfalls bedauerten, so könnten sie doch nicht länger mit ihm dienen.“ Unglücklicher Weise hatte der Offizier kein Vermögen. Der Oberste seines Regiments rieth ihm, seinen Abschied zu fordern, und die Gründe, warum er es thue, anzuführen; vielleicht würde der König dann etwas für ihn thun, oder die Sache auf eine oder die andre Art gut machen. Friedrich antwortete ihm aber auf seine Vorstellung: „Ich habe keinen Offizier geschla»gen; will Er seinen Abschied haben, so kann Er »ihn bekommen.“ Nun schrieb der Oberste selbst an den König, und schilderte ihm die Lage des Offiziers. Er antwortete wieder weiter nichts, als: „Ich habe keinen Offizier geschlagen.“

Ein Husarenoffizier machte es anders. Er rapportirte etwas. Der König wollte es schlechterdings nicht glauben, und wendete immer dagegen ein: aber Herr, es ist nicht wahr! es ist dummes Zeug! Der Offizier ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern behauptete in einem fort, sein Bericht sei zuverlässig. Endlich ward der König böse, nahm den Stock, schlug dem Pferde des Offiziers über das Maul, und ritt davon. Augenblicklich sprang dieser ab, und schoß dem Pferde mit einem Pistol durch den Kopf. Der König hörte den Schuß, wandte sich um, und rief

dem Offizier zu: Was macht Er da? „Ei! Ew. Majestät," antwortete jener, „die Mähre ist mit dem Stocke geschlagen worden; ich mag sie nicht länger reiten." Der König, dem alles Entschlossene und Dreiste gefiel, sagte zu dem Offizier: Er soll ein andres Pferd haben, und schickte ihm auch wirklich ein sehr schönes mit Sattel und Zeug.

Ein Hauptmann hatte dem Könige eine Abhandlung von der Länge und Breite des Meeres zugesandt, und bat um die Erlaubniß, solche als eine Preisschrift der londner Akademie der Wissenschaften einsenden zu dürfen. Der König antwortete ihm: „Das kann geschehen. Ich werde aber »das Frühjahr Eure Kompagnie revidiren; und »wenn ich Euch dann mit den Gedanken auf dem »Meere, und nicht auf dem Lande, wo Ihr zu »Hause sein sollt, treffe: so werdet Ihr es mit »mir, und nicht mit der londner Akademie zu thun »haben. Ich rathe Euch übrigens wohlmeinend, »Euch nicht ferner mit dergleichen Dingen, die »nicht zu Euerm Ressort gehören, zu beschäftigen, »sondern einzig Euch nur dasjenige angelegen sein »zu lassen, was Euer eigentlicher Beruf ist."

Einem andern Offizier schrieb er: „Die von »Euch nachgesuchte Kanonikatspräbende habe »ich bereits einem armen Gelehrten gegeben,

»und ihn dadurch den geldgierigen Händen der »Buchhändler entrissen. Ihr bedürfet vor der »Hand einer solchen geistlichen Pfründe nicht, denn »Eure Kompagnie ernährt Euch redlich. Und wenn »Ihr älter werdet, und Euch nichts erspart haben »solltet, welches doch ein jeder gute Wirth thun »muß, so werde ich, so wie eines jeden braven Of»fiziers treu geleistete Dienste, auch die Eurigen »zu belohnen nicht vergessen.“

Dem Obersten von *** schrieb der König: „Es »ist mir hinterbracht worden, daß viele junge Of»fiziere Eures Regiments sich Maitressen halten, »und dadurch weichlich und unordentlich werden. »Das will ich gar nicht, und Ihr habt das abzu»schaffen, und darauf zu vigiliren; und wenn ein »solcher Offizier nicht davon absteht, so habt Ihr »ihn mir namentlich anzuzeigen; alsdann will ich »ihn exemplarisch bestrafen.“

Ein Schutzjude in der Provinz hatte oft von einem Offizier, dem er nichts mehr borgen und geben wollte, die größten Verfolgungen und Beleidigungen erdulden müssen, und sich daher vielfältig an den Kommandeur gewandt; allein er ward auch von diesem gewöhnlich mit den Worten abgewiesen: »Herr, warum gibt Er sich mit Offizieren ab? Er hat immer Schuld, sonst würden sie Ihn nicht attakiren; — und reise Er Seiner

Wege.“ Der arme Jude ward endlich aller dieser vielen Bemühungen überdrüssig, und wagte es, seiner Sicherheit wegen, gerade an den König zu schreiben, und ihm den öftern Unfug vorzustellen. Der König schrieb hierauf an den Kommandeur: »Was hält Er für schlechte Ordnung bei Seinem »Regimente! Seine Offiziere insultiren ja meine »treuen Unterthanen, die Ihn und mich ernähren »müssen, aller Orten. Das rathe ich Ihm, daß Er »das sogleich abstellt, und die jungen Fähnrichs in »Zucht hält, oder ich werde Ihn besonders dafür »ansehen. Vorzüglich schaffe Er mir dem Juden »Ruhe, denn dieser Unterthan ist mir so werth als »ein andrer. Weiß Er das? Richte Er sich hier»unter auf das Genaueste nach meiner Willensmei»nung, und lasse Er sich dieses zur Warnung und »Befolgung dienen.«

Während des siebenjährigen Kriegs hatte sich das Wild auf der potsdamer Insel sehr vermehrt, und die jungen Offiziere in Potsdam hatten in den ersten Jahren des Friedens die Gewohnheit, die Hasen mit Pferden zu hetzen, und mit der Peitsche todt zu hauen, welches sie »buxiren« nannten. Als dieses Vergnügen zu sehr überhand nahm, beklagten sich die Remisenjäger beim Könige, und stellten ihm vor: „auf die Art würde alles Wildpret verscheucht, und sie würden in der Folge die königliche

Küche nicht damit versehen können.“ Der König antwortete aber: „Das ist eine üble Gewohnheit; »doch habt nur Geduld, ich wette, wir haben noch »immer Hasen, wenn die Offiziere längst keine »Pferde mehr haben werden.“ — Diese Vorhersagung des Monarchen ging auch nur zu richtig in Erfüllung; denn viele von den Offizieren setzten sich durch Ankaufen und Zuschandereiten theurer Pferde so sehr in Schulden, daß einige unter ihnen zuletzt gar keine Pferde mehr halten konnten.

Friedrich hatte für das itzige von winningische Infanterieregiment, dessen Tapferkeit er besonders in den Schlachten bei Soor, Prag, Leuthen, Zorndorf, Liegniz und Torgau erprobt hatte, eine ganz besondre Achtung, welche er bei vielen Gelegenheiten äußerte. Einst ritt er während des baierschen Erbfolgekriegs mit einem hohen Begleiter durch das Lager seiner Armee, und sagte, da er zu dem erwähnten Regimente gekommen war: Wenn ich Soldaten sehen will, muß ich dieses Regiment sehen.

Was Friedrich in seinem Alter dem General Zieten that *), und wodurch er allgemeine Rührung und Bewunderung erregte, that er im Jahre 1746 dem General Forcade, der damals noch Oberster

*) S. S. 313. f.

war. In der Schlacht bei Soor hatte dieser Mann eine Wunde am rechten Fuß bekommen, so daß er auf dem Wahlplatze liegen blieb. Der König sagte, daß er ihm den Sieg größtentheils zu verdanken habe. So willig war Friedrich jederzeit, einem jeden das Seine zu geben. Als er darauf bei versammelter Kour in Berlin auf dem Schlosse dem Könige für die wiederholten Gnadenbezeigungen persönlich danken wollte, und wegen des verwundeten Fußes sich an ein Fenster lehnte, brachte ihm der Monarch selbst einen Stuhl. Forcade mußte sich setzen, und der König sagte: Mein lieber Oberster von Forcade, ein so braver und würdiger Mann als Er ist, verdient sehr wohl, daß auch der König selbst ihm einen Stuhl bringt.

Im Jahre 1757 kommandirte er die Belagerung von Breslau, bei welcher er sehr viel ausstand. Als sich der König dieser Stadt bemächtigt hatte, sagte er zu ihm: „Mein lieber General»lieutenant von Forcade, ich weiß, daß Er bei »dieser Belagerung viel ausgestanden hat, und es »ist ein Glück für Ihn, daß wir bald Meister von »der Stadt geworden sind, weil Er sonst, ohne daß »ich Ihm hätte helfen oder Ihn ablösen lassen kön»nen, noch mehr hätte ausstehen müssen. Ich danke »Ihm also dafür; und da Er am meisten hierbei

„aus-

»ausgestanden hat, so soll Er auch allein die Ehre »davon haben. Ich ertheile Ihm daher hiermit »nicht nur den schwarzen Adlerorden, sondern er»nenne Ihn auch zum Vizegouverneur von Bres»lau. Seinem ältesten Sohne aber, der bei mir »Adjutant ist, habe ich die vakante bremersche Gre„nadierkompagnie beim golzischen Regimente er„theilt, weil er sie wohl meritirt.“

Nach des Generals Tode erhielt die Witwe folgendes königliche Kabinetsschreiben: „Noch über „den Tod Ihres verstorbenen Mannes gerührt, und „voll Mitleid über den Verlust, den Sie dadurch „erlitten, habe ich nicht säumen wollen, nachdem „ich anfange, mich wieder von meiner Krankheit „zu erholen, Sie von meiner Neigung, Ihnen eine „Erleichterung zu verschaffen, zu überzeugen, und „Ihnen durch meinen gegenwärtigen Brief be„kannt zu machen, daß ich beschlossen habe, Ih„nen eine Pension von 500 Thalern aus Erkennt„lichkeit zu geben, wegen der langen und treu ge„leisteten Dienste Ihres verstorbenen Mannes; eine „zweite Pension von 500 Thalern in Betrachtung „der glücklichen Fruchtbarkeit Ihrer Ehe, und über„dies noch eine dritte Pension von 500 Thalern als „eine Beihülfe zur Erziehung Ihrer Familie. Ich „habe dieserhalb meine Befehle an das Generaldi„rektorium ertheilt, daß solches Ihnen die ganze

„Summe der 1500 Thaler zur jährlichen Hebung „auf Zeitlebens anweisen soll, und außerdem ge„schieht es mit Vergnügen, daß ich Ihnen die Ver„sicherung geben kann, wie lieb mir jede Gelegen„heit sein wird, bei der ich Ihnen meine Achtung „und Gewogenheit bezeigen kann.“

Dem Sohne des ehemaligen Obersten vom wittingschen Regimente, von Benicke, (nachmaligem Regierungspräsidenten in Aurich) gab der König zu seiner Erziehung 100 Thaler jährliche Pension, und erließ deshalb den 26sten Jan. 1766 folgende Kabinetsordre an das Generaldirektorium: „Nach„dem Se. königl. Maj. allergnädigst resolvirt ha„ben, dem von dem verstorbenen Obersten von Be„nicke hinterlassenem Sohne allhier, in Konsidera„zion, daß gedachter dessen Vater Höchstdenensel„ben als ein braver und rechtschaffner Offizier, „auch redlicher Mann, gedient hat, zu seiner Er„ziehung und seinem Unterhalt eine jährliche Pen„sion von Ein Hundert Rthlr. von den kleinen bei „der General-Domainen- oder General-Kriegs„Kasse vakanten Pensionen, die annoch zu Dero „anderweitigen Disposizion stehen, zu akkordiren; „als machen Sie solches Dero Generaldirektorium „hierdurch bekannt, mit Befehl, das Weitere des„halb zu verfügen.“

Gleich nach der zorndorfer Schlacht kam ein

Husarenoffizier ins Hauptquartier gesprengt. Der König stand eben mit dem Prinzen Moriz vor der Thüre, sah ihn kommen, und erwartete sein Anbringen. Der Offizier stieg vom Pferde, und meldete: „daß an einem Orte, den er genau bezeichnete, eine russische Kanone läge.“ Der König antwortete schnell, und sah finster aus: Herr! das weiß ich schon lange. »Gut!« sagte der Offizier mit edler teutscher Freimüthigkeit, wobei er sich aufs Pferd schwang, »künftig soll mir das eine gute Warnung sein;« und wollte wegreiten. Der König, der indeß überlegt hatte, der Offizier könne durch diesen Vorfall in seinem Diensteifer muthlos gemacht werden, rief ihn zurück, und sagte: Ich habe Ihn, glaub' ich, nicht recht verstanden. Was hat Er sagen wollen? — Der Offizier wiederholte seinen Bericht. Friedrich hörte ihn aufmerksam an, und sagte: Für Seinen Diensteifer erhält Er den Orden *pour le Mérite*. Als der Offizier weg war, sagte der König zum Prinzen Moriz: Beinahe hätte ich den Offizier muthlos gemacht.

Im siebenjährigen Kriege war unter vielen Flügeladjutanten ein gewisser von Oppen, ein vorzüglicher Günstling des Königs, der ihm auch bei jeder Gelegenheit nur um ein halbes Pferd rückwärts links zur Seite ritt, einer der pünktlich-

sten und geschwindesten. In der Schlacht bei Zorndorf schickte ihn der Monarch öfters in das stärkste Feuer, so daß ihm zweimal das Pferd erschossen ward. Das dritte Pferd schenkte ihm der König von den seinigen. Der Generallieutenant von Seidlitz erhielt Befehl, mit der Kavallerie einzuhauen, wobei sich dieser Adjutant in seinem Eifer zu weit hineinwagte. Er ward von vielen Russen umringt, und, da er sich widersetzte und sich nicht gefangen geben wollte, mit vielen Wunden niedergehauen. Nach der Schlacht wollte der König wissen, ob er gefangen oder geblieben sei. Es ward sogleich befohlen, ihn auf dem Schlachtfelde zu suchen, und, wenn er nicht da wäre, bei den Russen wegen seiner Gefangenschaft Erkundigung einzuziehen. Zum Unglück aber fand man ihn unter den Todten, und sehr zerhauen. Man gab dem Könige davon Nachricht, der ihn sogleich holen ließ. Sechs Mann von der Infanterie legten ihn in ein Betttuch, und trugen ihn so vor des Königs Quartier. Auf Befehl mußten sie ihn aber in sein Zimmer bringen. Kaum hatte er ihn in dieser Lage und blutig auf der Erde liegend erblickt, so sagte er äußerst gerührt: Kinder! bringt meinen lieben Oppen nur wieder weg, und Er (auf einen neben ihm stehenden Oberstlieutenant zeigend) besorge seine Beer-

digung. Der König drehte sich schnell um, die Thräne, die er ihm noch weihte, zu verbergen. Die Leiche ward wieder hinausgebracht, und der Monarch sagte zu den Umstehenden, die sich über seine Betrübniß merklich wunderten: Wüßten Sie, wie viel ich beim Tode eines jeden meiner Getreuen verliere, Ihnen würde meine Betrübniß nicht seltsam scheinen.

Die erste Brigade der Kavallerie rückte zur Herbstzeit in ein sächsisches Dorf, worin auch der König stand, und alles hatte sich sehr zeitig zur Ruhe begeben, weil früh wieder aufgebrochen werden sollte. Um Mitternacht aber brach plötzlich Feuer in einem Bauerhofe mit der größten Heftigkeit aus, und das ganze Dach des Hauses, worin der damalige Oberstlieutenant von Wacknitz noch schlief, stand schon in vollen Flammen. Der König, Tag und Nacht munter, ward dies Feuer gleich durch sein Fenster gewahr, und kam schnell zu Pferde angesprengt, da noch niemand auf Rettung bedacht war. Schon brannte der Boden und die Thüre des Hauses. Friedrich sprang sogleich vom Pferde, ergriff in der Geschwindigkeit eine Futterschwinge, stieß damit das Fenster ein, und rief: Nun, mein lieber Wacknitz, hier herausgestiegen! — »Ihro Majestät, hier stehen noch die Standarten!« erwiederte der Oberstlieute-

nant, und reichte eine zum Fenster hinaus. — Wacknitz! Wacknitz! — erwiederte der König, gleich heraus! Das Übrige werde ich besorgen! Der Oberstlieutenant folgte dem Befehl, einige Gardes du Korps stiegen sogleich hinein, holten die übrigen zwei Standarten, und retteten mit genauer Noth die Equipage ihres Chefs, da schon das Haus einstürzte. Nachher trat der Oberstlieutenant zum Könige, und wollte für die allerhöchste Gnade, in Rücksicht seiner Rettung, Dank abstatten. Allein der Monarch suchte dies von sich abzulehnen, und sagte: Sei Er ruhig, mein lieber Wacknitz; das, was ich gethan habe, sind wir uns alle zu thun schuldig, und sorge Er für Seine Gesundheit. Kaum war der Tag angebrochen, so schickte der König dem abgebrannten Bauer ein königliches Geschenk, und alle Offiziere der ganzen Brigade folgten diesem Beispiele, so daß der Bauer gänzlich entschädigt ward.

Im siebenjährigen Kriege fiel dem Könige, als er einst einige Husarenregimenter in Augenschein nahm, ein Lieutenant, seines heitern viel versprechenden Gesichts wegen, besonders auf. Mit sehr freundlicher Miene ritt er auf ihn zu, und fragte ihn: Wie heißt Er? — »Donzer, Ihro Majestät.« — So! Danzer also. Ich will, Er

soll morgen danzen. (Tanzen: der König sprach das T weich aus.) Der Offizier glaubte, Friedrich habe ihn nicht recht verstanden, und sagte deshalb nochmals: „Ihro Majestät halten zu Gnaden, ich heiße Donzer.“ Ganz recht, — erwiederte der König; — Er heißt Danzer. — Darauf ritt er zu dem Chef des Regiments, und befahl, daß man diesem Lieutenant Donzer morgen das Kommando der Avantgarde geben sollte. Dies geschah denn auch. Der Offizier gerieth mit seiner Avantgarde in ein starkes Handgemenge mit dem Feinde, trieb ihn zurück, und machte viele Gefangene. Als er sie dem Könige vorführte, so befahl der Monarch: sie sollten sogleich auf freien Fuß gestellt werden, damit sie dem General Daun melden könnten, daß es nur ein bloßer Tanz gewesen sei, den sie mit einem preußischen Tänzer gemacht hätten. Den Lieutenant Dänzer aber (denn der König wollte, daß er von da an so heißen sollte) beschenkte er mit einer Präbende von 500 Rthlr.

Von Trautenau brach der König in der Morgendämmerung nach Welsdorf auf. Die Hitze war schon früh sehr groß. Als er gegen 9 Uhr in dem Orte ankam, wo er das Hauptquartier nehmen wollte, stieg er sogleich vom Pferde, und ging in

das für ihn bestimmte Haus. Hier waren zwei Zimmer. In das letztere begab er sich, indeß im Vorderzimmer Anstalten zum Mittagsmahl für die Offiziere von seinem Gefolge gemacht wurden. Plötzlich kam der König, den Degen an der Seite und den Stock in der Hand, aus seinem Zimmer heraus, und sagte zu den Anwesenden: Meine Herren, setzen Sie sich ohne Umstände, und lassen Sie's sich gut schmecken. — Er aber eilte, in Begleitung eines Pagen und eines Reitknechts, und rekognoszirte die Östreicher. Ziemlich weit von Welsdorf war ein Getreideacker, der voll Früchte stand. Als er dahin gekommen war, stieg er ab, ging einige tausend Schritte zu Fuß, und betrachtete durch sein Fernglas das östreichische Lager mit vieler Genauigkeit. Erst nach 11 Uhr kam er wieder im Hauptquartier an, wo indeß seine Offiziere schon gegessen hatten.

Der König hatte 1741 bei der Leibgarde einen Offizier, einen Schottländer von Geburt, Namens Fitzgerald, einen schön gebildeten, verständigen und klugen Mann, den er sehr liebte, und dem er außerordentlich viel Gnade erwies. Dieser hatte das Unglück, daß ihm in der Schlacht bei Mollwitz beide Beine weggeschossen wurden, und in diesem elenden Zustande lag er auf dem Wahlplatze. Als ihn der König erblickte, schlug er die Hände

zusammen. »Ich danke Ew. Majestät!« rief ihm Fitzgerald zu, »leben Sie glücklich und wohl; mit mir ist es vorbei.« Dem Könige stürzten die Thränen aus den Augen, und er rief mit Wehmuth aus: Mein Gott! lieber Fitzgerald! welches Unglück hat Sie betreffen müssen! — Die Umstände litten es nicht, daß sich der Monarch hier länger aufhalten durfte: er mußte fort; aber oft hat er in der Folge gestanden, daß ihm der traurige Anblick seines verwundeten Freundes durch die Seele gedrungen sei, und daß er Fitzgerald nie vergessen werde oder könne.

Wenn der König einem Obersten oder General ein Regiment gab, so ließ er ihn gewöhnlich vorher zu sich nach Potsdam kommen, und gab ihm mündliche Instrukzion. Als der General von Uchtländer im Jahre 1762 ein Regiment in Pommern erhielt, geschah dies gleichfalls. Der König zog ihn an seine Tafel, und nahm ihn nachher mit in den Garten. Hier sagte er zu ihm: Höre Er, mein lieber Uchtländer, ich gebe Ihm ein gutes und braves Regiment; aber daß es gut bleibt, ist von nun an Seine Sorge. Die Menschen arten leicht aus, wenn sie nicht in Zucht erhalten werden, und das letztere muß Er fleißig beobachten. Er muß den Of-

fizieren nicht zu viel durch die Finger sehen, sonst verwildern sie mir. Was meint Er wol, wenn diese Hecke in ein oder zwei Jahren nicht beschnitten wäre, ob sie wol so aussehen könnte, als itzt? — Ich mache Ihn zum Gärtner bei dem Regimente, das ich Ihm anvertraue; aber Er muß auch nichts Brauchbares wegschneiden, und erst abwarten, was daraus werden will. Künftiges Jahr werde ich Ihn und Sein Regiment sehen, und dann wollen wir von unsrer Gärtnerei mehr sprechen. Lebe Er wohl.

Der König hatte vor dem siebenjährigen Kriege einen Offizier aus einer fremden Garnison oft, besonders zur Karnevalszeit, in seine Gesellschaft gezogen. Dieser ließ sich mit einer Operntänzerin in einen Liebeshandel ein, und sie ward von ihm schwanger. Dadurch ward sie für das Theater auf einige Zeit unbrauchbar. Friedrich, dem der Vorfall erzählt ward, war damit nicht zufrieden, und befahl dem Offizier, sich zu seinem Regimente zu begeben. Ich will nicht, — schrieb er an ihn, — daß Sie mir mein Vergnügen verderben sollen; denn wenn Sie so fortfahren, muß ich befürchten, daß ich am Ende keine Tänzerin mehr haben werde,

wenn ich eine Oper sehen will. In Ihrer Garnison haben die Schönen, welche sich Ihren züchtigen Umarmungen überlassen möchten, keine öffentlichen Geschäfte, und können also die Folgen Ihrer fruchtbaren Liebe besser abwarten. Im folgenden Jahre ward dieser Offizier nicht wieder zum Karneval gebeten, und die Tänzerin mußte das Theater verlassen.

Im Juli 1758 bekamen die preußischen Truppen bei Breslau zuerst mit den asiatischen Völkern zu thun, welche die russische Armee bei sich hatte, und die sich in der Folge mehr durch ihre Grausamkeiten und Verwüstungen, als durch rühmliche Tapferkeit furchtbar machten. Der Major von Burgsdorf, welcher mit 120 Grenadieren und einer Kanone gegen die polnische Grenze zum Rekognoszíren ausgeschickt worden war, ward unvermuthet von mehr als 800 Kosaken umzingelt. Ohne sich dadurch schrecken zu lassen, sprach Burgsdorf seinen Leuten Muth ein, und sie zogen sich nun mit vieler Ordnung und Unerschrockenheit, und ohne den geringsten Verlust gehabt zu haben, nach Guhrau zurück, obschon sie dem Feinde, der oft Angriffe auf sie wagte, starken Abbruch gethan hatten. Der König war mit Burgsdorfs Betragen so wohl zufrieden, daß er ihm 500 Thaler

zum Geschenk, und folgendes sehr gnädige Handschreiben vom 20sten Juli 1758 aus dem Lager vor Olmütz überschickte: „Ich bin mit Eurem Betragen gegen das Gesindel, welches uns die Russen auf den Hals schicken, sehr zufrieden. Ich lobe Eure Bravour, wodurch Ihr der ganzen Armee ein so gutes Beispiel gegeben und gezeigt habt, daß weder Kosaken noch Kalmucken den preußischen Muth wankend machen können. Um mich aber auch gegen Euch thätig erkenntlich zu erzeigen, mache ich Euch ein Geschenk von 500 Thalern, wegen deren Auszahlung die Feldkriegskasse bereits die nöthige Anweisung empfangen hat.“

Auf einem Marsch nach Böhmen war Friedrich so rastlos thätig gewesen, daß er drei Nächte ohne Schlaf und ohne sich die kleinste Ruhe zu gönnen, zugebracht hatte. In einem Dorfe, das zum Sammelplatz bestimmt war, trat er in einem Bauerhause ab; und da eben nach anhaltendem Regen die Sonne einmal wieder warm und erquickend schien, so begab sich der König, in seinen schlechten Mantel gehüllt, in den Garten, und legte sich unter einem großen Apfelbaume, unweit der Landstraße, nieder, um zu schlafen. Ein Husarenoffizier von Zieten kam aber indem mit der Nachricht angesprengt, daß die Östreicher die preußischen Vor-

posten attakirten. Der Weg vom Felde zum Hause ging durch den Garten, also dicht vor dem Könige vorbei, und das Pferd des Offiziers hatte im Gallop dem Monarchen das Gesicht so sehr mit Koth bespritzt, daß er davon erwachte. Was bringt Er? rief er dem Offizier nach. Der Offizier war äußerst bestürzt, da er sah, wie der König bemüht war, sich von dem angespritzten Schmutz zu befreien, sprang vom Pferde, und bat um Gnade. Der König wollte nicht, daß der Offizier dies bemerken sollte, und rief etwas lebhaft: Herr, ich will wissen, was Er bringt, und nicht, was Er gemacht hat! — „Ihro Majestät, die Feinde greifen bereits unsre Vorposten an, und ich bin abgeschickt, Verhaltungsbefehle zu holen.“ Gut, — antwortete der König, — sie sollen sich halten, ich setze mich gleich in Marsch. Hierauf stand er mit der größten Heiterkeit auf, gab Befehl zum Marsch, ließ sich Wasser geben, und sagte, indem er sich das Gesicht wusch, zum General v. Zieten: Der gute Offizier war recht erschrocken, da er sah, wie er mich zugerichtet hatte. Aber der arme Teufel konnte nichts dafür, und ich habe mich übereilt. Von der Zeit an behielt der König den Offizier im Augenmerk, und bei der ersten Gelegenheit, da sich jener hervor-

that, welches vierzehn Tage nachher geschah, gab er ihm den Orden pour le mérite.

Im Jahre 1754 hielt der König bei Berlin große Revüe, und war besonders mit dem Kürassierregimente des Prinzen von Preußen ungemein zufrieden. Dies äußerte er auf eine besonders gnädige Art gegen den Generalmajor von Driesen, den damaligen Kommandeur des Regiments. Auf den Abend erhielt der General vom geheimen Rath Köppen ein Schreiben, worin er ihn bat, die 2000 Thaler abholen zu lassen, welche ihm der König geschenkt habe. Als sich der General am folgenden Tage bei dem Könige bedankte, nahm ihn Friedrich bei der Hand, sah ihn freundlich an, und sagte: Sein Diensteifer muß belohnt werden. Die Kleinigkeit ist nichts; ich werde mehr geben, mein Lieber! Noch an dem nämlichen Tage erhielt Driesen ein eigenhändiges Schreiben vom Könige, wodurch er ihm die Amtshauptmannschaft Osterode in Preußen, die jährlich 500 Thaler einbringt, nebst einer jährlichen Pension von 1000 Thalern, schenkte.

Vier Jahre nach dieser Begebenheit starb dieser General in Dresden, und ward von seinem großen Wohlthäter aufrichtig bedauert. Derselbe General war in Westphalen auf Werbung gewesen, und hatte dort mit einer Person einen Sohn ge-

zeugt, um dessen Existenz er sich dann nicht weiter bekümmert hatte. Sein Bruder, der in Wesel in Garnison stand, fand ganz zufälliger Weise dieses Kind, nahm es zu sich, erzog es mit den Seinigen, und es ward in der Folge, mit Bewilligung des Generals, Grafen v. Dohna, Junker bei seiner Kompagnie. Als der König nach Wesel kam, fragte er den jungen Menschen, wie er hieße? und wer sein Vater sei? — Der General Dohna nahm das Wort für den Jüngling, und nannte den Vater. Der König antwortete schnell: Driesen hat ja keine Kinder! »Es ist ein natürlicher Sohn,« sagte Dohna. — Das thut nichts, der Vater ist brav; er ist Offizier und legitimirt. Der Oberste muß aber nichts davon erfahren. — Das Jahr darauf (es war kurz nach dem siebenjährigen Kriege) ward er Lieutenant, und erhielt Ordre, nach Potsdam zu kommen. Der Oberste war General geworden, und befand sich ebenfalls in Potsdam. Bei der Tafel fragte der König den General, wie viel männliche Personen noch von seiner Familie lebten? — »Zwei Brüder und ein Brudersohn,« sagte Driesen. Hör' Er, — antwortete der König, — Er ist ein guter Mann, aber ein schlechter Vater; Er verkennt Seine Kinder, das hätte ich nicht von Ihm gedacht.

Der General läugnete, daß er Kinder habe. — Freilich hat Er einen Sohn. — Der König nahm das Glas, und brachte ihm die Gesundheit des Hauptmanns von Driesen vom hordtschen Freiregiment zu. Indeß war der Sohn ins Vorzimmer gerufen worden. Nach der Tafel mußte er hereintreten, und der König führte ihn seinem Vater mit den Worten zu: Werde Er brav wie Sein Vater. Hier, nehme Er Seinen Sohn mit, und equipire Er ihn. — Der Monarch verließ hierauf das Zimmer, und überließ die Gesellschaft dem Erstaunen und der Rührung, worin dieser unerwartete Auftritt sie versetzt hatte. Als der General in sein Quartier kam, fand er ein königliches Geschenk von 2000 Thalern, das zur Equipage des Sohnes bestimmt war. — Bei der ersten Gelegenheit, wo das brave hordtsche Regiment ins Feuer kam, bemerkte der König einen jungen Offizier, der sich mit großer Unerschrockenheit hervorthat. Er fragte nach dessen Namen. Da man ihn aber dem Könige nicht zu nennen wußte, befahl er, daß, wenn nach der Aktion der Offizier mit dem Leben davon gekommen wäre, er ins Hauptquartier kommen sollte. Er kam, und ward dem Könige gemeldet, der ihn sogleich als den Hauptmann von Driesen erkannte, und recht vergnügt ausrief: Nun, das habe ich

mir

mir gedacht, daß Er brav sein würde; ich hab' es Ihm gleich angesehen. Der König setzte ihn nun als Major zu einem Regimente, das gegen die Schweden stand. Hier endete er aber bald seine kriegerische Laufbahn; denn er starb, nachdem er elf Wunden in einem Scharmützel bekommen hatte.

Der ehemalige Oberste und Kommandeur der Gardes dû Korps, Fhr. von Wacknitz, wußte mit großem Scharfsinn Verdienste aufzufinden, und suchte stets sie beim Könige zu heben und zu befördern. Unter den Gardes dû Korps waren zwei Unteroffiziere, die studirte und sehr gescheite Männer waren, auch schon viele Jahre Militairdienste thaten. Da sie sich mehrentheils unter des Königs Augen bei Avantgarden und Seitenpatrouillen als muthvolle, brave Männer gezeigt hatten, so fragte er den Obersten Wacknitz um ihre Privataufführung. Da diese sehr gut war, so schlug Wacknitz vor, sie als Offiziere zu Feldregimentern zu setzen, und der König sagte: Ja! bei erster Gelegenheit. — Bald darauf forderte der Hr. v. Wacknitz seinen Abschied, und ging in hessenkasselsche Dienste. Der Oberste Schätzel ward an seiner Stelle Kommandeur. Einst fragte der König diesen: was er von den beiden Unteroffizieren hielte? — »Es sind ganz gute Sol-

daten, aber von ganz gemeinem Schlage,« antwortete er. (Denn Schätzel war ein Antagonist seines würdigen Vorgängers.) Da sagte der König mit einer ernsthaften verweisenden Miene: Schätzel! Schätzel! ich empfehle Ihm Wackenitzens Wahrheitsliebe. Ach! an diesem Manne hab' ich viel verloren!

Bei dem ersten Bataillon Garde stand ein gewisser Lieutenant von Born, der sich den Dienst so wenig angelegen sein ließ, daß er bald um dieses, bald um jenes Versehens willen im Arrest saß, so daß er dessen endlich so überdrüssig ward, daß er dem Könige in einer Bittschrift den Wunsch vortrug, zu einem Feldregiment als Hauptmann gesetzt zu werden. Der Monarch las sie lächelnd, und schrieb eigenhändig darunter:

»Auf diesem Rund der Erden
»Kann aus uns beiden nichts mehr werden.
»Dieses schreibt in Zorn
»An den Lieutenant von Born.
Friedrich.«

Ein Offizier von der bei Pirna gefangen genommenen sächsischen Armee bat den König, er möchte doch die Gnade haben, ihm, der schon Stabskapitain sei, eine Kompagnie zu geben, und zugleich die Erlaubniß ertheilen, das Fräulein von F.., die so viel Vermögen habe, als er selbst, hei-

rathen zu dürfen; die Einkünfte seiner Kompagnie wünsche er aber in Berlin zu verzehren; seine Kompagnie würde übrigens gewiß ihre Schuldigkeit thun, und sich bei allen Gelegenheiten als brav zeigen. — Der König lachte über den abgeschmackten Antrag des von Sch..., dessen Charakter ihm schon bekannt war, und antwortete ihm: „Er soll wirklicher Hauptmann sein, und das „Fräulein v. F.. heirathen; da Er aber die Gemächlichkeit liebt und den Feind scheut, so soll Er „Sein Geld, bis Friede wird, in Stettin verzehren, wo Er wegen Seiner Gemächlichkeit, wenn „Er da ankommt, bereits Verfügungen finden, und „vor dem Feinde gesichert sein wird.“ — Friedrich befahl darauf wirklich, ihm daselbst ein sehr gutes, meublirtes Zimmer zu besorgen: und dem Fräulein von F.. ward angedeutet, daß, wenn sie den Hauptmann heirathen wollte, sie nach Stettin reisen müßte. Sie mußten dort von ihrem Vermögen leben; denn der König hatte verordnet, daß der Stabskapitain, der die Kompagnie kommandirte, die Einkünfte derselben bis auf weitere Ordre genießen sollte.

Im Jahre 1777 mußten auf des Königs Befehl sich mehrere Stabsoffiziere aus Westphalen in Potsdam aufhalten, um die dasige Art zu exerziren und zu manövriren genauer kennen zu lernen.

Unter diesen befand sich der Generalmajor von Pfuhl, welchen Friedrich, seiner besondern militairischen Verdienste und seines persönlichen trefflichen, biedern Charakters wegen, sehr hochschätzte. Er ward während seines Aufenthalts in Potsdam beständig zur königlichen Tafel gezogen. Der König war eben kränklich, und speisete einmal allein in seinem Zimmer. Nach aufgehobener Tafel mußte Pfuhl zu ihm kommen. Er fand den König in seinem Kabinette auf einem gewöhnlichen Feldbette liegend. Hör' Er, Pfuhl, — redete er ihn an, — rangire Er mich noch nicht aus! — »Nein, Ihro Majestät; aber nach zwanzig Jahren, und dann nehmen Sie mich mit.« — Wie alt ist Er? — »61 Jahr.« — Wie lange dient Er? — »44 Jahr.« — Hat Ihn denn mein Vater noch zum Offizier gemacht? — »Ja, Ihro Majestät.« — Sag' Er, habe ich Ihm denn noch keine Gnade erzeigt? — »Ew. Majestät haben mir bis itzt Brot gegeben.« — Der König fiel ihm in die Rede: dafür hat Er mir gedient. Hör' Er, Pfuhl, da hat Er 2000 Thaler; nehm' Er damit itzt vorlieb. Ich habe lange genug gelebt, und habe wenig Freude gehabt. Wenn mich das höchste Wesen noch vier Jahr leben läßt, dann mag es

mit mir machen, wie es will. — Herr von Pfuhl ward aufs lebhafteste gerührt. Nun befahl ihm der König, sich zu setzen, und sie sprachen von Dienstsachen.

Nach erfolgtem Frieden 1779 machte der König den Generalmajor von Pfuhl zum Generallieutenant, und versetzte ihn nach Berlin. Bald darauf ward er Gouverneur in Spandau. Dann erhielt er die Mark-Brandenburgische Inspekzion von der Infanterie, eine Amtshauptmannschaft, Präbenden und mehrere beträchtliche Geldsummen, und 1786 belohnte ihn der König endlich mit dem schwarzen Adlerorden. Als er ihm die erste Präbende schenkte, schrieb er ihm dabei: „Glaubt „nicht, daß, weil ich weit von Euch entfernt bin, „ich nicht an Euch denke. Da man mir geschrie„ben, daß in dem Stifte Münster Eifel eine „Stelle vakant sei, so gebe ich Euch dieselbe, Euch „zu zeigen, daß ich bin," u. s. w. — Bei einem andern Geschenk sagte er zu ihm: „Was ich Ihm „künftig gebe, ist nicht für Ihn, sondern für Seine „Kinder, damit auch sie sagen können, der König „ist unserm Vater gut gewesen. Hört Er?" — In dem Briefe, den er bei dem Adlerorden erhielt, hatte der König eigenhändig geschrieben: „Ich „schicke dem lieben und ehrlichen Pfuhl hierbei „den Orden."

Folgende Deklarazion, welche der König nach dem Siege unweit Chotuſitz bei der Parole öffentlich bekannt machen ließ, verdient ohne Zweifel auch hier zu ſtehen. Es hieß darin: »Daß, weil ver»ſchiedene Offiziere *) bei dieſer Akzion ſich vor an»dern beſonders diſtinguirt, und Sr. königl. Maj. »bekannt ſei, daß dieſelben als ehrliebende Offi»ziere mit Gelde oder andern Rekompenſen nicht »zu belohnen wären, Se. Majeſtät es für Ihre »Schuldigkeit hielten, ſolche durch ein extraordi»naires Avancement, zum Beſten Dero Armee, für »diesmal außer ihrem Range zu avanciren. Se. »Majeſtät wären verſichert, daß Ihnen ſolches kein »vernünftiger Offizier verdenken, ſondern vielmehr »alle andre, die ſich bei vorfallenden Okkaſionen »eben ſo diſtinguiren würden, es gern ſehen, auch »denjenigen für keinen rechtſchaffenen und ehrlie»benden Offizier halten würden, der auf ſolche et»was zu ſagen fände, weil extraordinaire Akzionen »auch auf extraordinaire Art belohnt werden müß»ten. Denjenigen aber, die durch die Dispoſizion »der Bataille nicht zum Treffen gekommen, ließen »Se. Majeſtät allergnädigſt verſichern, daß das

*) Es waren der Oberſte von Varennes vom Graf Trockſchen Regimente, der Oberſtlieutenant von Götze vom Prinz Leopoldſchen, und der Major von Schwerin vom Feldmarſchall Schwerinſchen Regimente.

»erstemal, wenn sie dazu kommen würden, selbige »gleichmäßige Rekompense von Höchstdenenselben »gewiß zu erwarten haben würden, und es daher »nur auf die erste Gelegenheit ankäme, um gleich»falls ihr Glück zu machen.«

Auf dem Rückmarsche aus Böhmen im baierschen Erbfolgekriege machte das itzige von winningische Regiment mit die Arrieregarde, bei welcher sich auch der König befand. Der Oberste v. Sydow bei diesem Regimente hatte das Unglück, am Arm verwundet zu werden; sobald der König es sah, war er um ihn äußerst bekümmert, ritt zu ihm, und sagte: Mein lieber Sydow! Er ist blessirt, mache Er nur, daß Er fortkommt, um für Seine Wunden zu sorgen; ich werde hier schon alles beobachten, daß keine Unordnungen vorfallen. — Er besuchte auch nachher den Obersten, und bedauerte ihn wegen seines Unglücks recht sehr. Als sich Friedrich nach dem Überfalle bei Hochkirchen eine Liste von dem Verluste der Armee geben ließ, fand er das winterfeldische Regiment (itzt von Kunheim) gar nicht aufgeführt. Wo ist das Regiment geblieben? — fragte der König mit vieler Besorgniß. Man sagte ihm, daß es an dem Tage vor dem Überfalle nach Bauzen kommandirt gewesen sei, um Brot zu holen, und daß man nicht

wisse, welches Schicksal es gehabt habe. Nun, dann hat es der Teufel sicher geholt! — rief der König voll Unmuth aus; — das brave Regiment! — Das Regiment hatte aber die vortrefflichsten Maßregeln genommen, sich in eine Linie gestellt, die Brotwagen in gewissen Intervallen aufgefahren, und in dieser vortheilhaften Stellung sein Schicksal erwartet. Der Feind, der in der Entfernung eine so große Fronte von Infanterie sah, und die Brotwagen für Kanonen hielt, wagte es nicht, einen Angriff darauf zu thun, und ließ das Regiment glücklich zur königlichen Armee stoßen. Als der König erfuhr, daß das Regiment mit dem so nöthigen Brote angekommen wäre, begab er sich zu demselben, und sagte: Es ist wahr, ich habe das winterfeldische Regiment stets für brav gehalten, und auch diesmal, da ich es schon verloren gab, hat es alle meine Erwartungen übertroffen. Ich werde es nie vergessen.

Das itzige von winningsche Regiment hatte sich in der Schlacht bei Soor rühmlichst hervorgethan, und der König war demselben seitdem sehr gewogen. Er gab den Gemeinen, welche sich dabei gegenwärtig befanden, und auch den Witwen, welche ihre Männer dabei verloren hatten, eine besondre Zulage, und erkundigte sich jedesmal, wenn er über

das Regiment Musterung hielt, wie viel Leute noch übrig wären, die der Schlacht bei Soor beigewohnt hätten? Einst fragte er in eben dieser Absicht den Kommandeur des Regiments, den verstorbenen Obersten von Diezelsky. Dieser nannte ihm eine sehr geringe Anzahl. Der ehrlichen Leute werden immer weniger, — sagte der König; — es ist wahr, das Regiment hat damals äußerst brav gefochten, und ich werde es ihm nie vergessen. Könnte ich doch alle belohnen, wie ich wünschte!

Der König konnte es nicht wohl leiden, daß sich seine Offiziere mit bürgerlichen Gewerben abgaben, oder mit Nebengeschäften befaßten, wodurch sie im Dienst nachlässig werden konnten. Einmal hatte er verschiedene Beschwerden über einen Hauptmann bekommen, der sich, zum Nachtheile der Bürgerschaft, in seiner Garnison mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigte. Als der König zur nächsten Revüe kam, und das Regiment besah, bei welchem der Hauptmann stand, fragte er ihn: was das Getreide koste? wie viel Tonnen Bier aus einem Wispel Malz gebrauet werden könnten? und mehrere dergleichen ökonomische Sachen. Der Hauptmann ward darüber verlegen, und sagte: »er könne auf das alles Sr. Majestät nicht die genugthuende Antwort geben, welche Sie

verlangten. Nun, dann wird Er von der Kompagnie auch nicht viel wissen, sagte ihm der König mit einem warnendem Blick, und verließ ihn. Der Hauptmann hatte sich dies genug sein lassen, und verkaufte bald seinen Acker und seine ganze Wirthschaft. Der König erfuhr alles, was in den kleinsten Winkeln seiner Staaten vorging, und so blieb ihm auch dies nicht unbekannt. Als er im folgenden Jahre die Kompagnie des Hauptmanns wieder besah, sagte er zu ihm: Seine Kompagnie hat sich sehr verbessert. Was Er für schöne Leute hat! Fahre Er so fort, und ich werde an Ihn denken. Bald darauf erhielt der Hauptmann ein Geschenk von 500 Thalern, und der König gab ihm in der Folge noch verschiedene Zeichen seiner Zufriedenheit und Gnade.

Daß Friedrich den Verlust des Generals von Seidlitz beinahe für unersetzlich hielt, scheint sich dadurch zu bestätigen, daß er ein Jahr nach dem Tode desselben, als er dessen gewesenes Regiment besah, zu dem neuen Chef sagte: Es ist wahr, ein schönes Regiment, aber Seidlitz fehlt.

So wie der König bei seinen Hausbedienten nicht litt, daß sie sich verheiratheten *), so sah er

*) S. S. 262. f.

es auch bei den Offizieren nicht gern; denn er glaubte, daß Leute, die sich an eine Frau gefesselt hätten, ihre Aktivität im Dienst verlören. Ein Offizier von der Kavallerie stand bei dem Monarchen in großen Gnaden. Er sprach oft mit ihm auf die gnädigste Art, und hatte ihm die Erlaubniß gegeben, gerade zu ihm zu kommen, sogar, wenn er noch im Bette lag, welches sonst nur in den dringendsten Angelegenheiten geschehen durfte. Überdies hatte er eine Präbende für den Offizier aufgehoben, und würde sie ihm auch gewiß gegeben haben, wenn jener nicht auf den Einfall gekommen wäre, sich zu verheirathen. Der Offizier schrieb deshalb an den König. Dieser schlug ihm den Konsens zur Ehe zweimal ab, gab ihm aber endlich, da er nicht aufhörte zu bitten, denselben dennoch. Von dieser Zeit an war aber Friedrich nicht mehr so gnädig gegen ihn als zuvor. Da er ihn sonst bei jeder Revüe nach vielen seine Person betreffenden Umständen befragt hatte, so erkundigte er sich itzt bei ihm bloß nach Angelegenheiten des Regiments. Das erstemal, da ihn der König nach der Heirath sah, sagte er zu ihm: Er sieht nicht wohl aus! Er muß krank sein! — »Ich bin nie so wohl und gesund gewesen, als itzt, Ew. Majestät,« antwortete der Offizier. Nein! nein! — erwiederte der König, — das sage Er nur

nicht; Er ist nicht gesund: — und seitdem sprach er kein Wort mehr mit dem Manne, das ihn anging.

Einige Jahre vor dem siebenjährigen Kriege bemerkte der König bei einer Spezialrevüe in Preußen einen Fahnenjunker, welcher ihm älter als gewöhnlich schien. Er fragte denselben: wie alt er sei? und wie lange er gedient habe? und erhielt zur Antwort: »er diene über 9 Jahre, und sei 26 Jahr alt.« Der König fragte den Kommandeur: warum der Junker noch nicht zum Offizier vorgeschlagen sei? und ob er Fehler begangen habe, welche dies gehindert hätten? Der Kommandeur antwortete: »die Aufführung des Fahnenjunkers sei immer untadelig gewesen; aber er sei allzuarm, um die Equipage zu bezahlen, welche ein angehender Offizier nöthig habe.« Der König sagte mit ernsthafter Miene: Warum ist mir das nicht gemeldet worden? Die Armuth ist keine Ursache, ihn zurückzusetzen, wenn er sonst geschickt ist. Ich werde für seine Equipage sorgen. — Er ernannte ihn darauf zum Offizier, und schenkte ihm hundert Friedrichsd'or. Er erkundigte sich bei jeder Revüe nach demselben, und da er beständig vortheilhafte Nachrichten von ihm erhielt, so sorgte er auch immer für denselben ganz besonders.

Verschiedene italienische Edelleute hatten bei Errichtung eines neuen Regiments ihre Dienste angeboten, und wollten gern als Offiziere dabei angestellt werden. Sie baten den Kommandeur dieses Regiments, daß er sie dem Könige vorschlagen möchte. Er that es auch, bekam aber folgende Resoluzion: „Ich bin den Italienern recht gut, und »beweise dieses in der ansehnlichen Gage meiner »Opernsänger. Nur bei meinen Truppen und im »Militair befürchte ich, wegen ihrer bekannten »Weichlichkeit, Miß- und Unmuth, und könnt Ihr »die Supplikanten nach dieser meiner Gesinnung »höflich abweisen.“

Ein alter Offizier bat um Erlaubniß, den vom Könige Friedrich I. gestifteten, von Friedrich II. aber wieder aufgehobenen Orden de la Générosité, den ihm Friedrich Wilhelm I. ertheilt hatte, tragen zu dürfen. Meinetwegen, — schrieb der König auf seine Vorstellung, — mag Er doch alle aufgehobene Orden tragen.

Auch bewies der Monarch viele Nachsicht mit den Fehlern mehrerer von seinen Offizieren. Als im Jahre 1761 Schweidniz zum zweitenmal auf eine, bei der Beschaffenheit der Festungswerke unerklärbare, geschwinde Art wieder in die Hände der Östreicher gerieth, war der König in den ersten Bewegungen, die dieser außerordentlich unangenehme

Zufall in ihm hervorbrachte, geneigt, den Gouverneur, den General von Zastrow, der Verrätherei zu beschuldigen; aber er war zu edelmüthig, nur auf eine kurze Zeit einen solchen Verdacht gegen einen Offizier zu hegen, der ihm bis dahin mit aller Treue gedient hatte, und der leicht durch einen Angriff von der ungewöhnlichen Art, den der König selbst so wenig als der Kommendant vermuthet hatte, überrumpelt sein konnte. Er faßte sich den Augenblick wieder, und sagte lächelnd: Das ist ein fataler Streich! Wir müssen ihn wieder gut zu machen suchen. An den General von Zastrow schrieb er: »Ihr schreibt mir, »was Franz I. nach der Schlacht bei Pavia an »seine Mutter schrieb: Wir haben alles ver»loren, nur unsre Ehre nicht. Da ich nicht »begreifen kann, wie die Sache zugegangen ist, so »verschiebe ich mein Urtheil; gewiß ist der Vorfall »aber ganz außerordentlich.“ — Er hielt Wort, und mit unglaublicher Thätigkeit machte er es wieder gut.

Bei der Vertheidigung der Festung Küstrin waren große Fehler vorgegangen. Als sich der Kommendant deshalb bei dem Könige entschuldigte, antwortete er ohne allen Verdruß ganz ruhig: Der Fehler liegt freilich an mir selbst; warum habe ich Ihn auch zum Kommendanten gemacht!

Ein Offizier, der Hr. v. Spitznas, hatte das Unglück, einen andern im Zweikampf, zu welchem er gereizt worden war, zu entleiben, und saß deshalb auf der Hauptwache im Arrest. Nach dem Duellmandat hatte er das Leben verwirkt. Friedrich wollte diesem Gesetze gern bei diesem verdienstvollen Offizier ausweichen. Er ließ daher den Freunden des Hrn. von Spitznas zu verstehen geben, er habe nichts dagegen, wenn der Arrestant sich retten könne. Die Anstalten zur Flucht wurden gemacht. Um sie zu erleichtern, ließ der König den wachthabenden Kapitain zu sich kommen, und sagte zu ihm: Hör' Er, läßt Er mir diese Nacht den Spitznas davon gehen, so kommt Er auf mein Wort 24 Stunden in Arrest. — Der Hauptmann verstand den Wink; um Mitternacht überredete er seinen Arrestanten, die frische Luft vor der Hauptwache zu genießen. Spitznas benutzte die Gelegenheit. Seine Freunde hielten schon alles in Bereitschaft, und er ging davon. Der Hauptmann meldete den Vorfall dem Könige, und dieser setzte ihn sogleich auf 24 Stunden auf die Hauptwache.

Vor dem siebenjährigen Kriege hatte der König einen Obersten in seinem Gefolge, der thätig, erfahren und unternehmend war, sich aber allen Ausschweifungen, und besonders dem Trunke über-

ließ. Friedrich konnte ihn gut brauchen, und übersah daher seine großen Fehler, obgleich er oft selbst dann berauscht war, wenn er wichtige Sachen übernehmen sollte. Verweise, die ihm der König gab, halfen nichts; daher mußte er sich eines Tages auf königlichen Befehl in die Wache bringen lassen, um daselbst seinen Rausch auszuschlafen. Während des siebenjährigen Kriegs setzte er den König durch seine zügellose Aufführung sehr oft in Verlegenheit, so, daß er ihn einstmals bat, er möchte mit seinen Ausschweifungen doch nur so lange einhalten, bis sie nach Breslau in die Winterquartiere kommen würden. Dies geschah. Nun kam der Oberste gar nicht mehr zu der gewöhnlichen Zeit zum Könige. Friedrich übersah auch dies eine Zeitlang, ohne nach ihm zu fragen. Eines Tages schickte er nach dem Obersten; dieser war nicht zu Hause. Man suchte ihn auf, und fand ihn endlich. Als der Oberste hörte, der König habe ihn sprechen wollen, und sei ungehalten gewesen, blieb er in völliger Fassung, lachte dazu, und sagte: »Ei was! der König hat mir's ja erlaubt, einmal recht auszuschwärmen. Es hat nichts zu sagen. Sie werden sehen, daß wir die besten Freunde sind.« — Den folgenden Tag kam der Oberste auf die Parade, der König sah ihn, und äußerte nichts. Da aber beinahe Alle aus einander gegangen waren, rief er

ihn

ihn zu sich, und fragte: wo er gewesen sei? Er habe ja nach ihm geschickt, und er sei nicht gekommen. — »Ew. Majestät,« erwiederte der Oberste, »haben mir ja versprochen, in Breslau nicht nach mir zu fragen.« — Der König schüttelte den Kopf, und drohete bloß mit dem Zeigefinger. Der Oberste ward bald darauf das Opfer seiner Ausschweifungen.

Außer den militairischen Talenten verlangte der König auch von seinen Offizieren einen moralisch-guten Charakter. Der Oberstlieutenant von D..., Ingenieur in französischen Diensten, kam nach Potsdam, und brachte verschiedene Plane von Festungen mit. Als ihn der König in seine Dienste nahm, glaubte er, sich recht beliebt zu machen, wenn er ihm die besagten Plane überreichte. Ich danke Euch für Euer Geschenk, — sagte der König; — aber Ihr sollt mir nie mit einem Fuß über meine Festungen kommen, weil Ihr einen so schlechten Gebrauch von Euren Talenten macht. Richtet meine Minirer und Sappirer ab, dazu will ich Euch brauchen. — Nach einiger Zeit ward er Oberster; er ist aber nie zu etwas anderm gebraucht worden. Der König bediente sich zwar solcher Leute; doch nie vertraute er ihnen etwas an.

Der Hofmarschall, Graf v. d. S.., brachte bei dem Könige das Gesuch an, daß Se. Maj. dessen Sohn im Militairstande zu befördern geruhen möchten. Der Monarch ließ aber an ihn folgende Kabinetsresoluzion ergehen: „Ich habe aus Eurem »Schreiben vom 22sten Mai d. J. Euer Gesuch »wegen Eures Sohnes gesehen. Ich muß Euch »aber sagen, daß ich schon längst den Befehl ge»geben habe, keinen Grafen in meiner Armee an»zunehmen; denn wenn sie ein oder zwei Jahre »gedient haben, gehen sie nach Hause. — Will »Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht »dazu, und er wird nie weiter avanciren, wenn er »sein Metier nicht ordentlich lernt.“ — Von des Königs eigner Hand war darunter geschrieben: »Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoran»ten in allen Ländern. In England ist der Sohn »des Königs nur Midschipman auf einem Schiffe, »um die Manövres dieses Dienstes zu lernen. Im »Fall nun aus einem Grafen was werden, und er »der Welt und seinem Vaterlande etwas nütze wer»den soll, so muß er sich auf Titel und Geburt »nichts einbilden; denn dieses sind nur Narrens»possen; sondern es kommt nur allezeit auf sein »Mérite personel an.«

Der Rittmeister v. Kurzhagen vom ehemaligen v. zietenschen, itzt v. göckingschen Leibhusaren-

regimente, — der Sohn eines märkischen Landmanns, — war einst von Friedrich zur Tafel eingeladen. Von was für einem Hause stammt Er ab? — fragte ihn der König, vermuthlich um seine Gesinnungen zu prüfen. »Von gar keinem, Ew. Majestät,« erwiederte der Rittmeister; »bloß Landleute sind meine Ältern, und ich möchte sie um keine andre Ältern in der Welt vertauschen.« Das heißt edel gedacht! sprach der große Monarch, und eine Freudenzähre floß seinen Wangen herab.

Offiziere, die in Kriegsdiensten schwer verwundet, oder auf andre Weise schwach geworden waren, und sonst nicht versorgt werden konnten, machte Friedrich zu Postmeistern, Inspektoren verschiedener Art, Oberforstmeistern, Forstmeistern, Forsträthen, Förstern, Salzfaktoren, Rendanten, Kontrolleuren, Kassirern, Holzverwaltern, und andern Bedienten höherer und niederer Klassen; in welchen Ämtern und Diensten sie, besonders wenn sie Edelleute waren, sich noch von ihren Kriegsämtern benennen ließen. Auch ward mancher invalide Offizier mit einem sehr einträglichen Zivilamte versehen, und selbst Minister. Auch hiervon einige Beispiele.

Ein Husarenlieutenant, der im siebenjährigen Kriege invalide und zur Versorgung als Förster untergebracht worden war, bat den König um den

Titel eines Oberjägers; er erhielt aber folgende Antwort: „Es befremdet mich recht sehr, daß Ihr »so wenig Ambizion besitzt, und solltet Ihr Euch »billig schämen, daß Ihr den rühmlichen Charak»ter eines im Kriege mit Distinkzion gedienten und »invalide gewordenen Offiziers mit Titeln vertau»schen wollt, die mit jenem in gar keinem Ver»hältnisse stehen.“ Diesen Vorzug, den er wohlverdienten Soldaten gab, äußerte der König bei allen Vorfällen.

Der verstorbene Kammerdirektor M.., welcher Offizier gewesen, war einst in einem harten Wortwechsel mit einem adeligen Vasallen so weit gekommen, daß er diesem mit Ohrfeigen und Stockschlägen drohte, und dabei sagte: »der König hat mich hierher gesetzt, daß ich Ordnung halten, und euch Herren zur Raison bringen soll.“ Über diese Insolenz ward sogleich bei dem Könige Klage geführt, und Friedrich schrieb an Ersteren: „Wie »könnt Ihr Euch unterstehen, und Männern von »Ansehen mit Ohrfeigen drohen? Habt Ihr das »im Militairstande gelernt, und ist das mein Wille? »Gewiß nicht! Eure Grobheit macht Euch keine »Ehre. Versöhnt Ihr den Mann nicht gleich auf »die beste Art, und ich erfahre dergleichen Streiche »von Euch wieder; so habt Ihr es mit mir zu »thun, und ich werde Euch dann nach der Strenge

»bestrafen und vom Dienst setzen. Wißt Ihr »das?« —

Der König belohnte alte Offiziere, deren Tapferkeit er kannte, oft auf eine überraschende Art, wenn sie schon glaubten, er habe sie längst vergessen. Bei dem itzigen von crousazschen Regimente stand ehedem ein Kapitain, der sich im siebenjährigen Kriege außerordentlich brav gehalten hatte, darüber aber stark zusammengeschossen worden war. Nach dem Frieden nahm er mit Majorscharakter seinen Abschied, und erheirathete mit einer reichen Witwe ein ansehnliches Gut bei Breslau. Hier lebte er in Frieden, und dachte gar nicht daran, daß der König sich seiner noch erinnere. Allein der Monarch schrieb ihm wenige Jahre vor seinem Ende ungefähr in folgenden Ausdrücken: „Er »freue sich, daß der Major noch lebe; er habe ihn »noch in gutem Andenken behalten, da er ihm gut »gedient habe; diese Dienste wären bis itzt immer »noch unbelohnt geblieben, aber es wäre ihm auch »recht wohl bekannt, daß er sich in guten Umstän»den befinde, und Gnadenbezeigungen eben nicht »sonderlich nöthig habe, welches ihm recht lieb sei; »doch schenke er ihm itzt die Postmeisterstelle zu »Stolpe; er würde sie zwar als wirkliche Bedie»nung nicht selbst annehmen; das thäte aber nichts »zur Sache; diese Stelle wäre von ansehnlichem

»Werthe; er könne sie verkaufen, möchte aber zu»sehen, daß er ein gutes Stück Geld dafür bekä»me, und außerdem noch eine jährliche Pension »übrig behielte.« Zugleich befahl ihm der König, nach Potsdam zu kommen. Der Major kam. Friedrich lobte ihn nochmals wegen seiner wohlgeleisteten Dienste, und rieth ihm, wohl zuzusehen, daß er die erwähnte Postmeisterstelle gut an Mann brächte. Der Major erhielt dafür, wie man sagt, 10,000 Thl. baares Geld, und 500 Thl. jährliche Pension.

Ein invalider Offizier hatte eine Postmeisterstelle zur Versorgung erhalten; da er aber kein guter Wirth war, so verkaufte er sie, und verzehrte das Geld, das er dafür bekam, in kurzer Zeit. Nun irrte er hülflos umher, und bat endlich verzweiflungsvoll den König um eine andre Versorgung. Der Monarch forderte seinetwegen Bericht, und als er ihn erhalten, antwortete er dem Offizier: Für Euch ist keine Versorgung; denn wenn Ihr mit meiner Gnade Handel treiben wollt, so müßte ich viel Bedienungen haben. Wenn Ihr Euch gebessert habt und ordentlicher geworden seid, und mir davon Beweise beibringt, so könnt Ihr Euch wieder melden.

Ein Husarenoberster, der seiner schweren Blessuren halben um den Abschied bitten mußte, er-

suchte den König, daß er ihm sein altes baufälliges Haus bauen zu lassen die Gnade haben möchte, weil er selbst kein Vermögen dazu habe. Der König antwortete: »In der Straße, worin Er »wohnt, kann ich nicht bauen; ich weiß aber wohl, »was ich Ihm und Seinen treugeleisteten Diensten »schuldig bin. Hierbei erhält Er 6000 Thaler in »Golde, und nun führe Er Seine Ideen nach Sei»nem eignem Vergnügen aus, und glaube Er, daß »ich beständig bin und bleiben werde,« u. s. w.

Der würdige Generallieutenant von Kalsow, der schon ein Liebling König Friedrich Wilhelms I. gewesen war, und den auch Friedrich II. schätzte, hatte das Unglück, bei dem Einbruche der Russen in die Neumark viele Drangsale zu erleiden. Der König stattete, als er nach dem Frieden in diese Gegend kam, dem alten General einen Besuch auf seinem Gute ab, und sagte zu ihm mit vieler Empfindung: Mein lieber Kalsow, man hat mir gesagt, daß Er von den Russen in Seiner Ruhe gestört worden ist. Ich bedaure Ihn von ganzem Herzen, und sei Er nur versichert, daß ich mir Mühe geben will, alles wieder gut zu machen. — »Hat mein gnädigster König so viel gelitten,« antwortete Kulsow, »so wird es mir leicht werden, das ausgestandene Drangsal zu vergessen. Ich be-

daure nur meine Schwäche, daß ich Ew. Majestät nicht habe folgen können, und nicht das Wenige, das mir der Feind raubte.« — Er gehört zu den Männern, mein lieber Kalsow, die ich hochschätze, — fuhr der König fort, — und deren Zahl sich täglich vermindert. Erhalte Er sich so lange als möglich, und ich werde mich immer freuen, wenn ich höre, daß es Ihm wohl geht. — Kalsow starb nicht lange nachher. Der König tröstete die Witwe durch ein Schreiben, welches für den Verstorbenen das würdigste Monument sein könnte, und gab ihr bis an ihren Tod eine ansehnliche Pension.

Auch zu den Unteroffizieren und gemeinen Soldaten ließ sich der König sehr herab, hörte ihre unzufriedene Worte und Reden mit Geduld und Sanftmuth an, und machte aus ihren Lobsprüchen etwas. So oft er des Morgens bei den Regimentern vorbeiritt, war allemal seine Gewohnheit, den Soldaten zu sagen: Guten Tag, Kinder! Die Antwort war schnell: Guten Tag, Fritz! Er erzählte nicht selten mit Vergnügen, daß die Soldaten ihm oft zugerufen hätten: »Alle Monate eine Schlacht bei Rosbach gegen die Fran-

zosen, und alle Jahr eine Schlacht bei Leuthen gegen die Östreicher!« Auch hier einige Beispiele, wie gütig und herablassend sich der König gegen seine Soldaten bezeigte, und wie er sich ihre Liebe zu erwerben wußte; eine Liebe, die auch der Tod nicht trennte!

Bei den vielen beschwerlichen Märschen im siebenjährigen Kriege, oft im Winter und in der rauhesten Jahrszeit, that der König alles, was er konnte, um die gemeinen Soldaten aufzumuntern, und bei guter Laune zu erhalten. Er ritt deshalb mitten unter ihnen Schritt für Schritt, und unterhielt sich mit denen, die er kannte. Nach einem solchen äußerst beschwerlichen Marsche brach das Heer einstmals des andern Tages, bei einem beständigen Regen und Schneegestöber, schon sehr früh wieder auf. Friedrich mochte wol an den Mienen und an der herrschenden Stille merken, daß man ihm heute eben nicht mit Vergnügen folgte. Indeß ritt er, ohne etwas zu sagen, Schritt für Schritt seinen Weg fort. Auf einmal kehrte er sich aber um, und rief den Soldaten zu: Nun marsch, Kinder! Wenn wir .... wären, so könnten wir freilich im Schlafrock hinter dem warmen Ofen sitzen; aber wir sind Soldaten, und also marsch!

Wie bekannt, haben aber auch die Truppen

des Königs im siebenjährigen Kriege alles gethan, was nur Leute, die weder Gefahr, Arbeit, Mühseligkeiten aller Art, noch den Tod selbst scheuten, thun konnten. Allein bei dem allen konnte nur das Betragen, das der König gegen seine Soldaten beobachtete, sie aufrecht und muthig erhalten. Es schien, als wenn er ihnen alles aufopfern wollte, und als wenn er sich alle Bequemlichkeit versagte, um ihnen alles zuzuwenden. Nur dann, wenn das Lager seiner Armee formirt war, und beinahe jeder Soldat schon wußte, wo er sich ruhig hinlegen konnte, suchte sich Friedrich ein Dörfchen zum Hauptquartier aus; und dies war dann gemeiniglich schon von allen Lebensmitteln und Bequemlichkeiten entblößt. Wie oft haben ihm die Soldaten das Dach über dem Kopfe weggebrochen, wenn es kalt war, und sie Mangel an Holz hatten! Während der Belagerung von Breslau, nach der Schlacht bei Leuthen, hatte er das Hauptquartier im Dorfe Rothkretscham genommen, und ein Bauerhaus darin bezogen. Die Kälte war gerade durchdringend, und einige Dragoner wurden so dreist, daß sie anfingen, alles Holzwerk von dem Quartier des Königs abzubrechen. Der wachthabende Offizier von der Garde suchte sie davon abzuhalten. Darüber entstand dann ein heftiger Lärm. Der König hörte es, und schickte einige

von seinen Leuten hinaus, um sich nach der Ursache davon zu erkundigen. Als er hörte, daß Leute von der Armee in das Dorf gekommen wären, und des Königs Quartier durch Abbrechen der Zäune und Gebäude beschädigten, fragte er lächelnd: was sind es denn für Leute? Man antwortete ihm: »Dragoner.« Darauf ging er vor die Thür, und sagte: Dragoner, nehmt alles, alles; laßt mir nur den Schnee nicht in's Bette fallen! Dies wirkte denn, wie sich leicht denken läßt, doch so viel, daß man das Haus, worin sich der König befand, verschonte.

Nach der Schlacht bei Rosbach nahm der König das Hauptquartier auf dem ansehnlichen Schlosse Nizschwitz unweit Torgau. Er nahm nur drei Zimmer für sich, und ließ den übrigen Raum den Leibgrenadieren und einem Theile der Garde. Er selbst sagte zu ihnen: Bursche! Ihr habt hier keine Fourierschützen nöthig; bedient Euch Eurer Bequemlichkeit, und laßt mir nur meine Zimmer, die Euch kennbar sein werden, da sie bezeichnet sind. Es war mit Kreide daran geschrieben: Königs Zimmer. Natürlich bediente sich diese Einquartierung aller militairischen Freiheit, und leerte die Zimmer fast gänzlich aus. Als der König auf-

brechen wollte, und die Garde sich schon zum Abmarsch gestellt hatte, sagte er: Bursche! meine Zimmer stehen Euch auch zu Dienste. — Man kann leicht denken, daß die Grenadiere sich dies nicht umsonst gesagt sein ließen, und daß auch die erwähnten drei Zimmer in kurzer Zeit ausgeräumt waren. Wenn der König bisweilen solche Freiheiten erlaubte, waren es jederzeit Repressalien gegen die Gewaltthätigkeiten seiner Feinde; und er wußte sie immer so zu rechter Zeit zu geben, daß die Soldaten, wenn sie durch viele Mühseligkeiten muthlos geworden waren, dadurch wieder aufgerichtet und thätig gemacht wurden.

Vor der Schlacht bei Liegniz lag der König im Mantel bei einem kleinen Feuer, und schien eingeschlummert zu sein. Der Major von Hund kam herangesprengt, und rief laut aus: »wo ist der König? wo ist der König?« — Der Generalmajor von Schenkendorf, der ebenfalls vom Pferde abgesessen war, und das Feuer, wo der König lag, mit dem Stocke zusammenschürte, rief ihm etwas leise zu: »hier ist er!« — Was ist? was ist? rief der König. — »Ihro Majestät, hol' mich der Teufel, der Feind ist da! Er hat alle meine Vedettes schon zurückgeworfen.« — Halt' Er ihn so lange als möglich ab, antwortete der König, und rief dann: ein Pferd her!

Die Armee formirte sich indeß, und er ritt vom linken nach dem rechten Flügel, um sie zu richten. Er mochte kaum das Ende der Brigade des General von Schenkendorf erreicht haben, so kam er schnell zurück, zeigte dem gedachten General, indem er sich vom Pferde gegen das Schimmerlicht des Tages hinneigte, eine kleine Anhöhe, und befahl ihm, sich links zu ziehen, und diese Anhöhe mit seiner schweren Batterie zu okkupiren. Wie wird's gehen, mein lieber Schenkendorf? fragte der König. — »Ich will einmal meine Bursche fragen,« erwiederte dieser. — »Nun, Grenadiere, was meint Ihr? werdet Ihr als ehrliche Kerls fechten?« — Viele von den Soldaten riefen aus: »O ja! wenn Sie uns anführen, soll sie der Teufel holen!« — In diesem Augenblick fing auch das feindliche kleine Feuer so stark an, daß die Kugeln immer an die Grenadiermützen anschlugen. — Nun ist es Zeit, Schenkendorf, marschir' Er! rief der König. — »Soll ich Grenadiermarsch schlagen lassen?« fragte dieser. — In Gottes Namen! war des Königs Antwort, und hierauf nahm diese blutige Schlacht ihren völligen Anfang.

Bei Liegniz waren die Preußen von zwei starken östreichischen Armeen beinahe gänzlich umringt, so daß fast alle Zufuhr abgeschnitten ward. Des

Königs Gewohnheit war, alle Morgen und Abende rekognoszirен zu reiten. Eines Abends, da er wieder ausritt, und, wie gewöhnlich, durch die Eskadrongasse der Gardes dü Korps kam, und viele von denselben da standen, sagte er: Gute Nacht! Gardes dü Korps! Ein Alter von denselben antwortete: »Gute Nacht, Ihro Majestät! wann werden Sie 'mal von Ihrem Patrouilliren-Reiten abgelöst werden?« — Sobald wir werden geschlagen haben, erwiederte der König. — »Nun, so machen Sie, Ihro Majestät!« sagte der Garde dü Korps, »daß wir bald wieder statt des Zwiebacks Brot erhalten. Ich stehe, meiner Seele, meinen Mann!« — Wirklich war es auch die letzte Nacht; denn noch vor Anbruch des Tages griff der König den Feind an, und schlug ihn. Den dritten Tag darauf kam Friedrich die Fronte hinauf geritten, und dieser Garde dü Korps hatte einen leichten Hieb über den Backen erhalten, worauf noch das Pflaster lag. Er sagte zum Könige: »Sehen Sie, Ihro Majestät, nun haben wir wieder Brot statt Zwiebacks!« Und Du auch eine Blessur dazu! antwortete der König, griff nach seinem Hute, und sagte: Ich bedanke mich, daß Du Deinen Mann so gut gestanden hast!

Die reitende Artillerie war bei verschiedenen Ge-

legenheiten bei der Kavallerie sehr brauchbar, und die Kanone, welche unter andern fast beständig auf dem rechten Flügel war, ward gemeiniglich der Schimmel genannt, (weil die Pferde, die sie zogen, Schimmel waren). Man hatte wegen der Geschicklichkeit des dabei befindlichen Artilleristen so viel Zutrauen zu derselben gefaßt, daß öfters bei günstiger Gelegenheit gesagt ward: »hier fehlt nur der Schimmel!« — Es ereignete sich einmal auf einem Marsch, daß die östreichische Armee dem Könige zur Rechten sehr nahe marschirte, und dieserhalb die Seitenpatrouillen öfters nahe beisammen waren. Von beiden Seiten ward Halt gemacht, und jedermann glaubte, daß es zum Angriff kommen würde. Gerade gegen den rechten Flügel zog ein feindlicher Offizier seine Seitenpatrouillen zusammen, und ein Artillerist wollte schon Feuer auf sie geben, da sein Offizier rief: »Halt! der König kommt!« Friedrich fragte: warum ist die Kanone abgeprotzt? Der Artillerist antwortete: »Ihro Majestät, ich will dem östreichischen Windbeutel eins versetzen!« Der König lachte, und erwiederte: Mein Sohn, laß Du ihn nur leben! — »So?« sagte der Artillerist, »aber wenn sie uns eins geben, dann ist es wol recht?« — Nun, wenn Du es meinst, so gib ihm was, war des Königs Antwort. —

Darauf richtete dieser seine Kanone, und kaum hielt der feindliche Offizier vom Regiment Karl Palfy vor seiner Fronte still, so gab der Artillerist Feuer, und war so glücklich, den Offizier sogleich vom Pferde zu schießen. Der Artillerist fragte den König, welcher dies durch sein Fernglas beobachtet hatte: »Gelt, Ihro Majestät, den hab' ich gefaßt?« Ja! — war des Königs Antwort; — aber Du hast den armen Teufel zu früh in die andere Welt geschickt. — »Zu früh hin, zu früh her,« sagte der Artillerist, »deshalb bin ich da!« — Hierauf ritt der König weg, und sagte: Adieu, Herr Lieutenant! Den folgenden Tag erhielt er ein Geschenk zur völligen Equipage.

An einem schönen Sommertage machten sich einige Kavalleristen aus dem Lager, und gingen in einen kleinen Wald, der in der Nähe lag, um da ganz ungestört zu spielen. Sie breiteten einen Mantel auf die Erde, jeder holte sein Geld hervor, und nun fingen sie an zu würfeln. Gegen Abend fiel es dem Könige ein, mit dem Prinzen Moriz einen Spaziergang zu machen, und er ging ohne weitere Begleitung nach eben diesem Walde. Beim Eintritte wurden sie diese Kavalleristen in einiger Entfernung gewahr. Der König ging auf sie los, worauf die erschrockenen Spieler den Mantel

sogleich

sogleich über Geld und Würfel warfen und aufstanden. Was macht Ihr hier? fragte der König. Die Kavalleristen antworteten in der Bestürzung: »Ew. Majestät, wir essen!« So? — erwiederte der König, und schlug den Mantel auf, — ich verlange nur die Löffel, das Essen will ich Euch lassen. Hierauf ging er mit dem Prinzen wieder zurück, und ließ die Spieler ungestraft nach ihrem Quartier gehen.

Auf einem Marsch in Sachsen ward der König durch viele Uhlanen und östreichische Husaren, die haufenweise auf der Seite herumschwärmten, sehr verhindert, weshalb die Seitenpatrouillen verstärkt wurden. Der König war neugierig, dem Scharmuziren durch sein Fernglas zuzusehen, und hielt deshalb am Ende eines Dorfes still. Auf einmal stürzten zwei östreichische Husaren mit dem Säbel in der Faust hinter dem Dorfe auf einen preußischen Flanqueur hervor. Dieser legte sogleich seine Pistole an, welche ihm aber beim Abfeuern versagte. Dies ward sein Kamerad gewahr, er schoß nach dem Husaren, und traf glücklich sein Pferd durch den Kopf, so daß es gleich fiel, worauf beide Husaren schnell die Flucht ergriffen. Der König hatte dies alles mit angesehen, und rief kurz darauf dem ersten Flanqueur, dessen Pistole nicht losgegangen war, und der dicht vor ihm

vorbereiten mußte, zu: Dein Pistol und die Wahrheit dauern am längsten, denn beide werden wol selten gebraucht.

Während der zorndorfer Schlacht sah der König, der in einer kleinen Entfernung davon hielt, daß ein Kosake links aus dem Walde auf einen Flanqueur von der Garde dü Korps angesprengt kam, und ihm die Pike von hinten in den Leib stieß, so daß sie im Augenblick zerbrach. Das ist zwar ein gewandter Soldat, — sagte der König, — aber ein Schurke, da er von hinten kommt. — »Ihro Majestät,« sagte ein Offizier aus dem Gefolge des General von Seidlitz, der gerade beim Könige war, »ist es erlaubt, so hole ich den Kosaken.« Meinetwegen! war des Königs Antwort. Pfeilschnell war dieser von der Seite des Königs, um dem Kosaken unvermuthet vorzubeugen, welches er auch glücklich erreichte. Der Kosake sah kein andres Mittel, als die Flucht, und kam der Gegend, wo der König hielt, immer näher. Nun hatte ihn der Offizier zum Schuß, und schoß ihn mit der Pistole zwischen die Schultern, daß er sogleich vom Pferde fiel. Der Offizier ließ hierauf sein Pferd laufen, nahm das des Kosaken, und kam damit langsam zum Könige geritten, dessen erste Frage war: Warum hat Er getauscht? — »Ihro Majestät, meins taugt den

Teufel nichts!« — Und dieses noch weniger, — war des Königs Antwort; — hier nehme Er sich von meinen Handpferden den Braunen. Es war ein schöner Engländer mit Sattel und Zeug, welchen ihm der General von Seidlitz sehr gut bezahlte. Am andern Morgen schickte ihm der König auch den Orden pour le mérite.

Unter dem ersten Bataillon Garde bei der Leibkompagnie hatte der König einen außerordentlich schönen, wohlgebauten und großen Mann, der sich auch dabei sehr gut aufführte. Er hieß Cassenson, und der König war ihm vorzüglich gnädig. Dieser ward sehr krank. Der König befahl dem Regimentsfeldscherer Engel, alle mögliche Sorgfalt für seine Wiederherstellung zu tragen. An einem stark regnichtem Tage mußte auf dem Saale des Schlosses Geldparade gemacht werden, und da der König eben mit dem Rangiren beschäftigt war, kam der Regimentsfeldscherer Engel herein, und meldete dem Könige: daß eben itzt Cassenson gestorben sei. Der König sagte: Dessen Stelle bin ich nicht im Stande, wieder zu ersetzen! Wenn doch das fatale Sterben nicht wäre! Im Augenblick aber faßte er sich im Umdrehen, und sagte: Halt! das war zu viel gesagt; denn sonst wäre ich nicht König.

In dem einjährigen Kriege stand die Garde,

da die Witterung schon ziemlich stürmisch und kalt war, bei Wilsdruff, als dem Hauptquartier, im Lager. Der König kam eines Nachmittags zu Fuße vor die Fronte des ersten Bataillons Garde, und fragte einen gewissen K···: Na! wie gehts, K···? — »Ihro Majestät, schlecht; es wäre besser, wir wären wieder in Potsdam!« — Pfui! schäme Dich! Hast Du keine Ambizion? — Der König wendete sich verdrießlich um, und ging weiter. Als er zu der andern Kompagnie kam, fragte er wieder einen, der daselbst stand: Na! wie geht's, G··? »Gut, Ihro Majestät,« erwiederte dieser; »aber das ärgert mich infam, daß wir nicht den Weißröcken einmal den Buckel ausklopfen und ihnen zeigen können, was wir in Potsdam durch so viele Jahre her gelernt haben.« — Du bist ein braver Kerl, aber der K··· da (mit der Hand dahin zeigend) ist eine recht alte Hure. — Hierauf drehte sich der König zu dem Obersten von Scheel, und fragte: wie viel Ochsen sind beim Bataillon? Der Oberste gab hierauf die Anzahl an, und der König befahl, jedem Burschen täglich ein Pfund Fleisch reichen zu lassen, welches auch sogleich geschah. Mit dem K··· hat der König niemals nachher gesprochen, und hat ihn nicht mehr leiden können; aber dem G·· ist er immer sehr gnädig gewesen.

Im Herbst 1761 wurden nach einem Scharmützel einige funfzig östreichische Gefangene eingebracht, und durch das Hauptquartier des Königs geführt. Der König, der die Gefangenen besah, ward unter ihnen einen jungen großen Menschen gewahr. Diesen rief er zu sich, und fragte ihn: ob er Lust hätte, preußische Dienste zu nehmen? worauf er ganz treuherzig antwortete: »Ich möchte wol Dienste nehmen, aber die Werber halten niemals Wort.« Was will Er denn, — erwiederte der König, — das Ihm gehalten werden soll? — »Ei! das kann mir halter alles nichts helfen; wenn mir aber der König von Preußen es zu halten verspricht, dann bin ich halter zufrieden.« — Der König sagte hierauf lächelnd: Ich möchte Ihn aber gern unter meinem Regimente haben, und ich will Ihm alles halten, was ich Ihm verspreche. — »Ja, das ist halter alles gut; mit Speck fängt man Mäuse! Ich bin so dumm nicht. Wenn Sie mich aber zum Könige bringen lassen, und der gibt halter sein Wort dazu, dann willige ich ein.« — Nun gut! antwortete der König lachend, und befahl, ihn sogleich nach dem Quartier des Königs zu bringen, mit dem Bedeuten, er solle daselbst nur etwas warten, denn der König wäre noch nicht da. Er ward also durch einen

Adjutanten, der den Wink des Königs verstand, sogleich dahin gebracht. Als Friedrich nun alle Gefangene besehen hatte, begab er sich zu seinem Quartier, ging aber hinten zum Garten hinein, und kam also unbemerkt ins Zimmer. Hierauf ward der Gefangene vor den König gebracht. Er stutzte sehr, da er dieselbe Person, die vorher mit ihm gesprochen hatte, itzt als König sah. Er wollte auf die Knie fallen. Der Monarch ließ dies aber nicht zu, redete ihn lächelnd an, und sagte: Nun, mein Sohn! was willst Du nun, das ich Dir halten soll? — »Nichts, Ihro Majestät!« antwortete dieser ganz erschrokken; »ich will Ihnen doch bis an mein Ende treu dienen.« — Der König ließ ihm zehn Friedrichsd'or auszahlen, und schickte ihn unter das erste Bataillon Garde.

Einer vom ersten Bataillon Garde hatte ein Geschwür auf der linken Schulter, so daß es ihn hinderte, das Gewehr so gerade, wie es sein sollte, zu tragen. Der König bemerkte dies beim Exerziren, und erinnerte ihn, das Gewehr besser zu halten. Aber so viele Mühe sich auch der arme Mann gab, es zu thun, so hinderte ihn doch der heftige Schmerz daran. Der König glaubte nun, es sei Eigensinn, ward aufgebracht, ging auf ihn zu, gab ihm einige Stockschläge, und sagte: will

Er das Gewehr gerade tragen? Dieser antwortete: »Ihro Majestät, ich bin nicht gewohnt, Stockschläge zu kriegen, und Sie handeln selbst gegen Ihre Befehle, da wir nur mit dem Degen sollen bestraft werden.« Der König ward hierüber noch mehr aufgebracht, und befahl, ihn sogleich zu arretiren. Den folgenden Morgen fragte man den König, wohin der Arrestant weiter gebracht werden solle? Er soll so lange in der Wache sitzen, bis ich befehlen werde, wohin er soll gebracht werden, erwiederte der König. Er blieb drei Wochen im Arrest. Während der Zeit erfuhr Friedrich, der Schmerz des Geschwürs sei Schuld daran gewesen, daß der Gefangene das Gewehr nicht regelmäßig habe tragen können. Auf diese Nachricht befahl der König, diesen Menschen in Begleitung eines Unteroffiziers und zwei Mann von Garnison zu Garnison bis Kolberg zu bringen. Als er ankam, und vor den dortigen Kommendanten von Heyden geführt ward, zeigte ihm dieser die Ordre des Königs, daß er Lieutenant sei, und daß ihm der König 200 Thaler zur Anschaffung der Equipage schenke. Dieser neue Offizier that sich bei der Belagerung der Festung sehr hervor, und suchte dadurch seine Dankbarkeit gegen des Königs Gnade zu zeigen.

Friedrich wollte einmal eine Reise machen, wobei er durch eine Stadt mußte, worin der Bruder eines seiner Kammerhusaren, den er sehr gut kannte, als Wachtmeister in Garnison stand. Den Tag vor der Abreise sagte er zu dem Kammerhusaren: Ich brauche Dich zwar auf dieser Reise höchst nöthig; um aber Deinem Bruder, dem braven Wachtmeister in ***, die Kränkung zu ersparen, daß er seinen leiblichen Bruder als Lakai hinten auf meinem Wagen stehen sieht, so bleib nur lieber zu Hause.

Bei der Spezialrevüe im Thiergarten bei Berlin, 1783, da die Regimenter aus der berlinischen Garnison, wie gewöhnlich, nach ihrer Anciennität hinter einander standen, ritt der König, nachdem er das bornstedtsche und braunsche Regiment besehen hatte, um die darauf folgenden Regimenter herum, und musterte das damalige thünnsche Regiment. Seit dieser Zeit behielt dies Regiment den Vorzug vor ältern Regimentern der berlinischen Garnison. Das Grenadierbataillon, welches mit aus den zwei Grenadierkompagnien dieses Regiments bestand, stets brave Anführer hatte, und sich bei allen Gelegenheiten sehr hervorthat, bekam im siebenjährigen Kriege, da es schon im Begriff war, die angewiesenen Winterquartiere zu be-

ziehen, vom Könige Befehl, wieder vorwärts gegen den Feind zu marschiren. Auf dem Marsche ritt der König neben dem Bataillon, als ein Grenadier heftig zu fluchen anfing, und unter andern laut sagte: »Das weiß der Teufel und die Hölle, was wir gethan haben, daß wir immer vor müssen, indeß andre ruhig auf der Bärenhaut liegen können!« Der König hörte dies, und sagte: seid nur ruhig, Kinder! Ihr sollt dafür desto bessere Winterquartiere haben. — »Fritz,« rief der Grenadier, »wenn Du nur nicht lügst!« — Nein, wahrhaftig nicht! — versetzte der König im treuherzigsten Tone; — ich halte Wort. »Nun, dann wollen wir den Teufel aus der Hölle jagen!« riefen die Grenadiere.

Ein Gardedükorps, welcher von der ersten Stiftung derselben an dabei gedient hatte, ward von einer Musketenkugel an der linken Backe, dicht unter dem Auge, blessirt, so daß ihm Knochen herausgenommen werden mußten. Als der König nachher diesen Mann mit der sehr starken Narbe in der Eskadron reiten sah, fragte er ihn: wo hat Er die Blessur bekommen? »Ihro Majestät, das schäme ich mich zu sagen,« antwortete der Gardedükorps. — Wie so? — »Weil es bei Hochkirch geschehen ist.« — Er ist ein Narr! Das gereicht Ihm vielmehr zur

Ehre; denn unsre Feinde trauten sich nicht, uns am Tage unter das Gesicht zu treten, darum kamen sie bei der Nacht. — »Ihro Majestät haben, hol' mich der Teufel, Recht; denn wenn ich nicht das Herz habe, einen anders als im Schlafe zu überfallen, dann bin ich verflucht feig. Es mag aber gut sein, bei erster Gelegenheit werde ich mir Revange nehmen.« — Auf die Art werde ich Ihm aber keine Gelegenheit geben. — »Nein, das verlange ich auch nicht. Ich will mich bei hellem Tage revangiren, aber tröste Gott den, der mir unter die Klinge kommt.« — Der König freute sich bei einer jeden solchen dreisten Unterredung mit seinen Soldaten.

Bei einer Fouragirung, die im Angesicht des Feindes geschah, und also starke Bedeckung erforderte, riß einem Kavalleristen das Fouragebund, so daß er absitzen mußte, um es wieder zusammen zu binden. So eben kam der König von der Bedeckung zurück, und fand den Reiter noch bei seinem Geschäft. Ich sehe, Er ist kein guter Kavallerist, — sagte der König, — Er versteht noch nicht einmal ein Fouragebund zu machen. Der Reiter, den dieser unverdiente Verweis verdroß, wendete sich gegen den König, und sagte: »Halten Ew. Majestät zu Gnaden,

ich verstehe besser ein Fouragebund zu machen als Sie; aber wenn der Strick reißt, so kann ich nichts dafür.« Zugleich hielt er dem Könige den zerrißnen Strick hin. Aber was will Er denn nun machen? — sagte der König, — ich dächte, Er ließe es liegen, und ritte lieber leer nach dem Lager. — »Alles geht, nur das nicht,« antwortete der Reiter; »wo wollen die Pferde was zu fressen herkriegen? Mein Pferd ist nur zu hitzig, und steht nicht allein, sonst wäre ich schon längst fertig.« — Wir wollen hier alle halten bleiben, und einer soll Ihm Sein Pferd halten, sagte der König. Ein Adjutant nahm das Pferd an sich, und hielt es so lange, bis der Reiter mit seinem Bunde fertig war. Friedrich lächelte ihn nun freundlich an, und sagte: Nun sehe ich, daß Er ein gescheiter Kavallerist ist. Ich habe mich wirklich erst geirrt. Da, trink' Er einmal auf Seine Arbeit; und ließ ihm zwei Friedrichsd'or geben.

Ein Unteroffizier vom Regiment Prinz v. B.. hatte durch eine Blessur im Knie einen steifen Fuß behalten, so daß ihm dadurch das Marschiren sehr beschwerlich fiel. Der Prinz bemerkte es, und sagte zu ihm: »da er zum Soldatendienst unbrauchbar sei, so wolle er ihn auf eine andre Art ver-

sorgen.« Der Unteroffizier war mit Leib und Seele Soldat, und meinte: »des bißchen Hinkens wegen wolle er nicht zu Hause hinter dem Ofen sitzen.« Der Prinz ließ es also gut sein, und der Unteroffizier that seine Dienste nach wie vor. Einst sah der König diesen Mann auf einem Marsche, und bemerkte, daß das Gehen ihm sehr sauer ward, und daß er doch beständig frohen Muths war. Der Prinz war eben in der Nähe, und der König sprach mit ihm von diesem Unteroffizier. Als der Prinz versicherte, der Mann wolle nicht los sein, schien ihm das unglaublich, und er fragte ihn, da so eben die Kompagnie vorbei marschirte: ob ihm das Marschiren nicht gar zu sauer würde? — »Nein, Ihro Majestät,« antwortete der Unteroffizier ganz kurz. — Ich will Ihn als Invalide gut versorgen lassen. — »Um Gotteswillen nicht, Ihro Majestät; ich will als Soldat leben und sterben.« — Kann Er reiten? — »O ja, Ihro Majestät, etwas.« — Der König wendete sich itzt zum Prinzen, und sagte: Ew. Liebden schicken ihn sogleich mit bequemer Gelegenheit unter die baireuthschen Dragoner als Lieutenant. Für seine Equipage sorge ich.

Der König pflegte immer die Unteroffiziere, sowol bei der Garde du Korps als bei der Fuß-

garde, selbst zu ernennen, und dazu mußten ihm die Chefs allemal sechs oder zwölf Gemeine vorstellen. In dem Winterquartier zu Breslau fehlten bei der zweiten Eskadron Garde du Korps drei Unteroffiziere, und deshalb mußte der Oberstlieutenant v. Wacknitz neun Gardedükorps nach des Königs Pallast schicken, worunter sich der König welche aussuchen sollte. Acht von diesen waren alte Männer, die grau im Dienste geworden waren; der Neunte war ein Mensch von zwanzig Jahren, erst drei Jahr im Dienst, und hatte noch keinen Bart. Als sie sich gestellt hatten, musterte sie der König, und fragte einen jeden, wie er hieße, und wie lange er gedient hätte? Endlich kam er auch an den Zwanzigjährigen; dieser beantwortete alle Fragen deutlich und gut. Er hat aber noch keinen Bart, sagte der König. Schnell erwiederte jener: »der Bart schlägt keinen Feind, Ihro Majestät.« Der König ging zurück, ohne sich merken zu lassen, daß ihm diese Antwort gefallen hatte. Er ernannte zwei zu Unteroffizieren, ging wieder bis an das Ende, wo der junge Mann stand, und sagte: Er ist der dritte Unteroffizier; zeige Er aber bald, daß Er den Feind ohne Bart schlagen und auch Seine Untergebenen vernünftig anführen kann. Der König hat sich nachher immer für diesen Mann interessirt.

Als der König im Jahre 1757 auf einem Marsch in Böhmen begriffen war, ritt er mit einem Husarenunteroffizier und sechs Mann Gemeinen voraus, die Gegend zu rekognosziren. Bei dieser Gelegenheit kam dem Könige eine feindliche Husarenpatrouille von 15 Mann entgegen. Was will Er nun machen? fragte Friedrich den Unteroffizier. — »Wenn Ihro Majestät erlauben, daß ich denken darf, Sie wären nicht zugegen, so jage ich die funfzehn Husaren alle zum Teufel.« — Nun, so denk' Er das einmal! — Der Unteroffizier wendete sich itzt zu seinen sechs Mann, und rief ihnen zu: »Kinder, nun vorwärts, marsch! Ein jeder von Euch erhält einen Friedrichsd'or. Ihr kennt mich.« Er ließ seine Mannschaft in einer Reihe aufmarschiren, und so jagte er auf die feindliche Patrouille los, und hieb so lebhaft ein, daß nach einigen Minuten die Feinde flohen, und zwei Todte und sechs Verwundete hinterliessen, welche letztere als Gefangene zurückgebracht wurden. Von preußischer Seite waren der Unteroffizier und ein Gemeiner blessirt, und ein Pferd todtgeschossen. Der König ritt dem verwundeten Unteroffizier entgegen, nahm den Hut ab, und sagte: Herr Lieutenant, ich danke für Seine Bravour und Seine gute Gesinnungen gegen mich. Den Husaren werde

ich Sein Versprechen doppelt erfüllen, und Seine Equipage besorge ich auch.

Auf dem Marsch nach Kollin sah Friedrich einen alten grauköpfigen Unteroffizier vom Regiment Prinz von Bevern, der dem Regimente in einiger Entfernung langsam folgte, und äußerst ermüdet schien. Was fehlt Ihm? rief ihm der König zu. »Ich bin alt und schwach, das Marschiren fängt an mir sauer zu werden,« antwortete der Unteroffizier. — Wie lange hat Er gedient? fragte der König. — »45 Jahr, und noch unter dem hochseligen Könige, Ihrem Herrn Vater. Ich habe auch unter Ihro Majestät alle schlesische Kriege mitgemacht.« — So? ich will Ihn, wenn wir in die Winterquartiere kommen, als Invaliden mit einem guten Dienste versorgen! — »Nein, Ihro Majestät, dafür danke ich; da thäten Sie mir ja den größten Schimpf von der Welt an! Ich will als Soldat leben und sterben.« — Der König lächelte vergnügt bei der Äußerung des Greises, und sagte: Er ist wunderlich, Alter! Er kann ja alsdann ruhig leben, und sich im Alter pflegen. — »Das bin ich nicht gewohnt, und dann, so kann ich ja auch nicht schreiben.« — Der König antwortete weiter nicht, brach ab, ritt davon, und war beschäftigt, Ordre zu er-

theilen, so daß der Unteroffizier gewiß glauben mußte, der König werde sich dieses Gespräches nicht wieder erinnern. Gegen Abend schickte ihm Friedrich ein eignes Reitpferd, welches er auf Märschen reiten sollte, und befahl, die Packknechte sollten es füttern. Und im folgenden Winter ernannte der König diesen Unteroffizier zum ältesten Lieutenant unter einem Garnisonregiment.

Im siebenjährigen Kriege ließ der König einem gewissen Regimente, welches in seiner Schuldigkeit gegen den Feind gefehlt hatte, die Schnüre von den Hüten und die Bleche von den Patrontaschen nehmen. In dieser Verfassung marschirte es vor dem Könige. Nun habt Ihr Euch doch durch Eure Feigheit bei der ganzen Armee einen schönen Ruhm erworben! sagte er. Ein alter Soldat, der schon die ersten schlesischen Feldzüge mitgemacht hatte, trat heraus und antwortete: »Ihro Majestät, und wenn Sie mir auch noch diesen Rock ausziehen lassen, so bleibe ich doch ein braver Soldat. Der bin ich schon in den ersten Feldzügen gewesen, und was kann ich dafür, wenn Schurken zum Teufel laufen! Ich für mein Theil habe diese Beschimpfung nicht verdient.« — Wie heißt Du? fragte der König. — »Gartmann,« war die Antwort. — Wie lange hast Du mir gedient? — »Dreißig Jahr,

Jahr, Ihro Majestät.« — Er soll Feldwebel sein. Führe Er Seine untergebenen Feigherzigen bei Gelegenheit gut an, damit sie wieder zu Ehren kommen. — Der König ritt weg, und ließ dem neuen Feldwebel durch einen Flügeladjutanten ein Geschenk an Gelde reichen.

Des Königs Absicht in Behandlung der Soldaten war jederzeit, daß mehr Menschlichkeit von den Obern gegen dieselben beobachtet werden sollte, und er selbst ging ihnen auch mit dem besten Beispiele vor. Friedrich ließ den Sommer öfters die Garde zum Exerziren aus Potsdam rücken, und wenn er gewahr ward, daß die Burschen ermüdet waren und schwitzten, so kommandirte er sogleich: »Halt!« ritt alsdann an das Bataillon, schob dem ersten dem besten den Hut in die Höhe, nahm die Hand und wischte ihn an der Stirn. Fand er nun, daß sie naß war, so sagte er: O, ihr armen Leute! Ihr schwitzt auch recht sehr! worauf er sogleich mit Zügen abmarschiren ließ, und sehr freundlich sagte: Kinder! marschirt ganz sachte, damit sich keiner Schaden thue.

Auf einem beschwerlichen Marsch im späten Herbst aus Böhmen blieb eine Kanone in einem hohlen Wege stecken, und aller Bemühungen der

dazu kommandirten Leute und des Stückknechts ungeachtet, war sie nicht von der Stelle zu bringen. Die Leute fingen an, über der Arbeit zu ermatten, und die Kälte war so empfindlich, daß ihnen die durchnäßten Kleider am Leibe steif froren. Unter diesen Umständen kam der kommandirte Offizier dazu, und prügelte so unbarmherzig auf den Stückknecht, daß dieser Unglückliche bald vor Schmerz den Gebrauch seiner Arme verlor. Indem kam der König geritten; er hatte zwar schon den ganzen Vorgang mit angesehen, fragte aber dennoch: Was gibt's hier? Die Leute sagten: »wenn nur noch ein Paar Menschen hälfen, so würde es schon gehen.« Der König ließ einige von seinen Reitknechten absitzen, befahl dem Offizier, ein gleiches zu thun; und kaum hatten diese alle Hand angelegt, so war auch die Kanone in Bewegung gebracht. Nun befahl der König einem Flügeladjutanten, daß der Offizier den folgenden Morgen ins Hauptquartier kommen, der Stückknecht aber besichtigt, und dem Könige treuer Bericht von ihm abgestattet werden sollte. Gegen Abend ward dem Monarchen berichtet, daß man dem Knechte die Mondirung vom Leibe habe schneiden müssen, weil die Arme so dick geschwollen und ganz schwarz wären. Als der Offizier am folgenden Morgen ins Hauptquartier kam, und bei dem

Könige gemeldet ward, mußte er, da die Parole eben ausgegeben ward, vortreten, und der König sagte zu ihm in Gegenwart aller Generale: Da meine Armee aus lauter Menschen besteht, Ihr aber ein Unmensch seid, so seid Ihr hiermit weggejagt. Bezahlt dem Knechte 50 Thaler für seine Schmerzen. Nun scheert Euch zum Teufel.

Als die Armee den letzten Marsch vor der zorndorfer Bataille that, ritt der König nebenher, und hörte einen Reiter zu seinem Nebenmanne sagen: »Ja, Bruder, wenn es nicht bald Friede wird, so reite ich zum Teufel!« Der König ritt auf ihn zu, und antwortete: Du hast ganz recht, und Deine Wahl ist gut; denn mit dem habe ich Friede. — Der Mensch ward arretirt, unter das mannteufelsche Regiment abgegeben, und zu zwanzigmal Spießruthenlaufen mit dem Bedeuten verurtheilt: man habe ihn vor der Hand zu dem Mann-Teufel der Oberwelt geschickt, daß der ihn zu dem Teufel der Unterwelt vorbereiten solle, wohin er zu reiten sich vorgesetzt habe.

Auf eben diesem Marsch hatte der König das Tabaksrauchen verbieten lassen. Ein Gardedükorps konnte aber seinem dringenden Appetit darnach nicht länger widerstehen, stopfte sich eine Pfeife,

und glaubte, weil es ein biegsames Rohr war, ganz sicher unbemerkt zu bleiben. Der König aber, der sich in der Nähe befand, roch sogleich den Tabaksrauch, und entdeckte bald, woher er kam. Mit dem gütigsten Tone sagte er zu ihm: Höre Er, Gardedükorps, Er thut Unrecht; nehm' Er sich in Acht, daß es Sein Rittmeister nicht sieht, sonst — — Hier brach der König ab, und ritt weiter.

Als der König einst sein Lager in einer Gegend abstechen ließ, in welcher viele Weinberge und Weinkeller waren, die einem böhmischen Kloster gehörten, protestirten die Patres dagegen. Man gab ihnen aber zur Antwort: »der König habe es befohlen, und sie müßten sich an ihn selbst wenden.« Das thaten sie denn auch sogleich, als Friedrich den Nachmittag mit seiner Armee ankam. Von dem Prior an bis auf den Thürhüter standen sie da, und fleheten Seine Majestät in den demüthigsten Stellungen und Worten an, ihres Weins zu schonen. Der König hörte die Bitte mit finsterer Miene, und sagte darauf, indem er forttritt: Ich habe nicht Zeit, mich lange mit Euch aufzuhalten; meine Resoluzion auf Eure Bitte findet Ihr 3 B. Mos. 10, 9. (Du und deine Söhne mit dir sollt keinen Wein noch starke Getränke trinken, wenn ihr in die Hütte

des Stifts geht, auf daß ihr nicht sterbet.) Und hiermit gehabt Euch wohl. — Darauf erlaubte der König den Soldaten, sobald die Armee ins Lager gerückt war, so viel Wein aus diesen Weinkellern zu holen, als sie nur wollten. Wie sehr diese Erlaubniß benutzt ward, läßt sich leicht denken, zumal, da die Armee durch lange Märsche ganz entkräftet war.

Der König stand mit der Armee bei Ottmachau im Lager, und hatte sein Hauptquartier in einem Dorfe genommen, woran sich der rechte Flügel der Kavallerie lehnte. Er saß oft allein in der Laube des Obstgartens, der hinter seiner Wohnung war. Es war zur Zeit, da das Obst reif ist. Das Lager hatte schon drei Wochen gestanden, und der Holzmangel fing an so groß zu werden, daß schon alle Gartenzäune weggebrochen waren, den um des Königs Aufenthalt ausgenommen. Eines Nachmittags saß der König in der Laube. An den Bäumen, die sie umschatteten, hing das schönste Obst. Einige Kavalleristen stiegen, dadurch angelockt, über den Zaun, um ihre Fouragierbeutel damit zu füllen. Der König hörte es und rief ihnen zu: Wollt Ihr das bleiben lassen? Packt Euch fort, sonst werdet Ihr gleich arretirt! Sie liefen zwar fort, einer aber sagte: »das ist gewiß wieder so ein verfluchter Bedienter

vom Könige. Dafür wollen wir auch den Zaun einreißen, daß wir doch wenigstens Kochholz ins Lager bringen!« und indem legten sie auch schon Hand an's Werk. Nun trat der König hervor, und sagte recht väterlich freundlich: Kinder! laßt den Zaun stehen, dafür nehmt Euch lieber Obst. Denn das Obst wächst noch wieder, aber der Zaun nicht. Die Reiter trauten nicht, und wollten sich davon machen. — Nein, nein, Kinder! es ist mein Ernst; nehmt Obst, so viel Ihr wollt, nur die Bäume ruinirt nicht. — Die Reiter schüttelten Obst, und der König bückte sich selbst, einiges davon aufzulesen, und reichte es den Leuten zu.

Bei Bestürmung der burkersdorfer Anhöhen im Jahre 1762 begegnete der König einem verwundeten Musquetier. Wie geht's? fragte er ihn. — »Gottlob!« antwortete der Soldat, »es geht alles gut; die Feinde laufen, und wir siegen.« — Du bist verwundet, mein Sohn, fuhr der König fort, und reichte ihm sein Schnupftuch, verbinde Dich damit. — »Nun wundre ich mich nicht,« sagte Czernischef, der dem Könige zur Seite ritt, »daß man Ew. Majestät mit solchem Eifer dient, da Sie Ihren Soldaten so liebreich begegnen.«

Im siebenjährigen Kriege war der König, als

er sich gerade auf einem Vorposten befand, äußerst ermüdet, und gab zu verstehen, er wünsche etwas zu schlafen. Die Soldaten, welche die Feldwache hatten, machten ihm von Stroh ein Lager zurecht, hüllten ihn in seinen Mantel, und er schlief so sanft darauf, als läge er in den weichsten Betten. Indeß ward die Feldwache abgelöst. Einer von den neuangekommenen Soldaten sah den König schlafen, und glaubte, es wäre bloß ein Offizier. Da er ebenfalls große Neigung zum Schlaf spürte, und kein bequemes Lager hatte, so zog er von dem Stroh, auf welchem der König ruhete, einen Wisch nach dem andern hervor, um sich davon eins zu bereiten. Er that dies endlich so dreist und unsanft, daß der König darüber erwachte, und zu dem Soldaten sagte: Nun, wahrhaftig! Du wirst mir noch alles Stroh wegnehmen! Dies hörten die Übrigen, und verwiesen ihrem Kameraden seine Unvorsichtigkeit und Kühnheit. Dieser erkannte nun den König, und steckte ihm, um den Fehler gut zu machen, hastig das Stroh wieder unter den Leib. Der König sagte aber: Laß es nur gut sein, und behalte, was Du hast.

Ein andermal marschirte Friedrich mit seinen Truppen bei Nacht, und hatte streng befehlen lassen, daß niemand Tabak rauchen sollte. Ja, man

ließ, um es ganz zu verhüten, den Burschen die Feuerzeuge wegnehmen. Während des Marsches hielt der König in einer Niederung still, und ließ einen Bauer mit einer Laterne neben sich stehen. Ein Bursche sah das Licht, und da sein Appetit, Tabak zu rauchen, unüberwindlich war, stopfte er eine Pfeife, ging auf den Bauer zu, und forderte Feuer. In diesem Augenblick sah er den König, erschrack, und wollte eilend fortlaufen. Dieser aber rief ihm zu: Nun, so steck nur an! Nimm Dir nur Feuer, wenn Du das Rauchen denn nicht lassen kannst!

Ein Grenadier von dem ersten Bataillon Garde zu Potsdam, Namens Herzog, stand einst im königlichen Garten Schildwache. Sein Mädgen besuchte ihn auf dem Posten; er schäkerte mit ihr, als auf einmal das Mädchen mit einem ängstlichen Schrei davon lief. Herzog stutzte, sah sich um, und erschrack weit mehr als seine Liebste; denn gerade war der König noch sechs Schritte hinter ihm. In der Angst schulterte er geschwind sein Gewehr, machte Front, und präsentirte. — Kerl! was hast Du gethan? weißt Du mein Verbot nicht? — »Ach!« erwiederte der erschrockene Herzog, »Ew. Majestät, sagen Sie's nur meinem Hauptmann nicht. Er ist gar zu böse, er läßt mich wahrhaftig todt fuchteln.« — Über

diesen naïven Einfall lachte der König, und gab dem Soldaten alle Löhnungstage acht Groschen Zulage aus seiner Schatoulle.

Am Abend nach der Schlacht bei Leuthen hielt die Armee auf dem Schlachtfelde. Vor der Fronte der Gardesdükorps war ein kleines Feuer angemacht. Da aber nicht viel Holz dazu vorräthig und große Kälte war, sagte der Kornet von der Goltz: »wenn doch einer oder der andre etwas Holz aus dem Dorfe herbeischaffte; ich will gern dafür erkenntlich sein.« Sogleich gingen zwei Gardesdükorps fort, und versprachen, Brennmaterialien zu holen. Unterdessen kam der König mit einer kleinen Suite gegen 7 Uhr Abends an. Weil sich viele Gardesdükorps um das gedachte kleine Feuer gestellt hatten, um ihre Pfeife Tabak ruhig rauchen zu können, so stieg er vom Pferde. Hierauf nahm jeder seine Pfeife aus dem Munde. Da der König dies sah, rief er: Kinder! raucht immer zu, und laßt Euch nicht stören! obgleich er das Tabaksrauchen nicht leiden konnte. Darauf stellte er sich mit im Kreise an's Feuer, und schlug den Mantel um. Nun kamen die nach Holz geschickten beiden Gardesdükorps mit einem großen Balken an, legten ihn von ungefähr gerade dort hin, wo der König stand, den sie aber nicht erkennen konnten, weil er ihnen den Rücken

zugekehrt hatte. Einer von diesen beiden Gardesdükorps rief: »jeder faule Hund stellt sich an's Feuer, und keiner will Holz holen; (zum Könige) fort hier!« — Der König wendete sich lächelnd um, und sagte: Du hast Recht, komm nur heran! Der Gardesdükorps trat, da er seinen Irrthum gewahr ward, erschrocken zurück; allein der König sagte mit dem freundlichsten Gesichte: Bleib' hier, mein Sohn! Hast Du das Holz geholt, so kannst Du es auch benutzen; ich will mich nur noch etwas wärmen. Es ward also gleich zerhauen. Friedrich verweilte sich noch eine Zeitlang, und ritt darauf fort. Am folgenden Tage ließ er die beiden Gardesdükorps reichlich beschenken.

Es war schon tief im Herbst, da die Armee noch in Böhmen stand, und der König fand für gut, den Stand derselben zu verändern, weshalb denn auch sogleich nach Mitternacht aufgebrochen und marschirt ward. Ein Unteroffizier, der die Avantgarde hatte, befand sich nicht wohl, und da der Tag anbrach, that der König, der neben ihm herritt, verschiedene Fragen an ihn, die aber jener nur sehr kurz und in krummer Lage auf dem Pferde beantwortete. Dies fiel dem Könige auf, und er fragte ihn, was ihm fehle? — »Ihro Majestät, entsetzliches Schneiden im Leibe!« —

Er hat sich gewiß diese Nacht erkältet? — »Vermuthlich; ich weiß nicht, wo ich bleiben soll.« — Ist nicht gut! — erwiederte der König; — indeß ich habe die Apotheke nicht weit, aus der will ich Ihm was verschreiben. — Hierauf sah er sich nach seinem Gefolge um, und sagte: Unter Ihnen, Messieurs, weiß ich, führt jemand gute Magentropfen bei sich. — Sie sahen sich alle verwundernd an, und niemand rückte mit einer Antwort heraus, bis endlich der König anfing: Nur heraus damit! ich brauche sie! wobei er den Major ··· ansah. Dieser brachte dann sogleich seine Magentropfen hervor. Friedrich nahm sie ihm eigenhändig ab, und gab sie dem Unteroffizier mit den Worten: Nun trink' Er, so viel Er glaubt vertragen zu können; sie sind etwas stark. — Der Unteroffizier setzte die Flasche an, worin ungefähr ein Achtel Quart war, und da es ihm gut schmeckte, so trank er alles in einem Zuge aus, und gab die leere Flasche dem Major zurück. Nach einer halben Stunde fragte der König seinen Kranken: wie er sich itzt befinde? — »O! wie neu geboren!« — Sieht Er, — gab der König zur Antwort, — ich bin der Doktor, und der (auf den Major zeigend) der Apotheker.

In der Schlacht bei Lowoſitz, wo der rechte Flügel der preußiſchen Kavallerie einigemal zurückgetrieben ward, kam gleich nach dem erſten Angriff ein Gardedükorps, über und über mit Blut bedeckt und ohne Hut, gerade auf den König, der mit ſeinem Gefolge auf einer kleinen Anhöhe hielt, losgeſprengt. Unaufhörlich und erbittert zerarbeitete er ſich, wieder umzukehren; aber das Pferd ſtürzte immer vorwärts weg. Einige Adjutanten ritten ihm gerade in den Weg, um das Pferd aufzuhalten, worauf es ſtehen mußte. Der Gardedükorps war hierüber unwillig, und ſagte: »ich werde mein Pferd wohl allein zu wenden wiſſen,« und lenkte es, um wieder von Neuem in den Feind einzuhauen. Der König aber rief ihm zu: Nein, lieber Gardedükorps, bleib' Er hier und laſſ' Er ſich verbinden; Sein Pferd iſt ja auch am Kopfe verwundet. — «Ei! Ew. Majeſtät, mich wird der Teufel nicht holen, und die Schindmähre hat noch vier geſunde Füße.« — Hiermit wollte er wieder fort. Wart' Er nur noch einen Augenblick, ſagte der König, zog ſein Schnupftuch aus der Taſche, und gab es einem Adjutanten, der ihm den Kopf damit verbinden mußte. »Ich bedanke mich,« war des Gardedükorps Antwort, »das Schnupftuch bekommen Sie nicht wieder; ich will es aber bezahlt machen,

und mich rächen.« — Hiermit sprengte er wieder spornstreichs in den Feind hinein. Die Schlacht ward gewonnen, und da dieser Gardedükorps nicht in Reih' und Glied zu finden war, so wünschte der König zu wissen, wo er wol sein Ende genommen haben möchte. Nach vielem Suchen fand man ihn endlich auf dem Schlachtfelde von vielen Hieben und Schüssen todt, und in der rechten Hand sein abgeschossenes Pistol. Des Königs Tuch hatte er noch um den Kopf; neben ihm lagen zwei östreichische Kavalleristen, der eine war todt, der andere nur sehr verwundet. »Der Kerl,« rief Letzterer den Ankommenden sogleich zu, und wies auf den Gardedükorps, »hatte den lebendigen Teufel! Hat er nicht mit seinem türkischen Bunde immer blind hineingehauen, daß sich keiner an ihn wagte als durch Schießen? Aber ein Schuß brachte ihn zum Fallen, worauf er noch diesen meinen Kamerad erschoß« — Der König betrachtete ihn gerührt, und brach endlich in die Worte aus: der hätte eine Eskadron verdient!

Zu Breslau, mitten im Winter, fügte es sich, daß einem Gardedükorps, der vor des Königs Zimmer die Wache hatte, gerade zu der Zeit, da die Parole ausgegeben werden sollte, das Wasser außerordentlich zu drücken anfing. Die Pein stieg aufs höchste, und nun erschien der König. Dieser

bemerkte sogleich des Gardedükorps Unruhe, und fragte: Was fehlt Dir? — »Ihro Majestät, Gnade! Das Wasser drückt mich ganz erstaunend, und es ist niemand hier, der mich nur auf eine Minute ablöste.« — Du bist ein recht dummer Teufel! weißt Du nicht, daß ich hier im Zimmer bin? Gib her den Karabiner, lauf' geschwind, und komm' bald wieder, denn ich muß die Parole ausgeben. — Der Gardedükorps lief aus allen Kräften zum Saal hinaus die Treppe hinunter, und fiel beim Wasserlassen in Ohnmacht. Nun wußte niemand, daß der König oben so lange mit dem Karabiner stand. Man schickte gleich einen Andern an seine Stelle. Da dieser in den Saal trat, fragte ihn der König: wo bleibt Dein Kamerad? — »Ihro Majestät, er ist in Ohnmacht gefallen, und man hat ihn in die Wachstube gebracht.« — Der König gab diesem das Gewehr mit den Worten: paß gut auf! und eilte hinunter in die Wachstube, wo er jenen noch ohnmächtig fand. Es ward sogleich zum Leibarzt geschickt, der ihn durch gehörige Mittel in einer Stunde völlig wieder herstellte.

Der König konnte das Tabakrauchen nicht wohl leiden, war aber dessenungeachtet bei solchen Gelegenheiten entweder sehr nachsichtig, oder wol

gar scherzhaft. In den Winterquartieren zu Breslau bekam ein Gardedükorps, der gern Tabak rauchte, die Wache beim König. Er stand gerade von 9 bis 11 Uhr Abends vor des Königs Zimmer, und das Konzert, welches der König gehalten hatte, war bereits um 10 Uhr geendigt. Er wollte sich so gern ein Pfeifchen stopfen, aber er war ungewiß, ob der König noch wach sei. Er fragte deshalb einen durchgehenden Pagen: »ob der König schon schliefe?« Da ihm dieser die Frage mit »Ja!« beantwortete, so ließ er sich eine lange Pfeife holen, und setzte sich vor's Kamin auf einem der Polsterstühle recht fest. Hier schätzte er sich recht glücklich, ohne die geringste Besorgniß, daß ihn etwas stören würde. In dem Augenblicke aber öffneten sich die Flügelthüren, und der König wollte durch den Saal gehen. Schnell setzte der erschrockene Gardedükorps seine Pfeife an die marmorne Einfassung des Kamins, und trat in die Höhe; stieß aber unvorsichtigerweise mit dem Degen an die Pfeife, daß sie umfiel und zerbrach. Der König, der beim Durchgehen den Tabaksdampf sogleich empfand, und das Klimpern der Pfeife hörte, sagte lächelnd: Das ist recht, nun kann Er aus dem H···· rauchen.

Am Tage, da die Schlacht bei Leuthen vor sich gehen sollte, kam der König des Morgens um

7 Uhr vom rechten Flügel der Kavallerie zu den Gardesdükorps, zu welchen er mit der größten Heiterkeit sagte: Guten Morgen, Gardesdükorps! — Ein Alter unter ihnen antwortete: »Guten Morgen, Ihro Majestät, heute ist es sehr kalt!« Ja, — war des Königs Antwort, aber es wird warm werden, wir werden heute etwas zu thun bekommen. Haltet Euch brav, Kinder! Ich werde für Euch sorgen, wie ein Vater. — Ein noch älterer Gardedükorps, der schon von der ersten Stiftung an gedient, und der bis itzt immer geschwiegen hatte, ritt ganz langsam zum Könige, und sagte: »Aber, Ihro Majestät, wenn wir nun zu Krüppeln geschossen werden, wie dann?« — Ihr sollt, geschieht es am heutigen Tage, vorzüglich versorgt werden! — Dieser Gardedükorps fing hierauf in seiner Einfalt an: »Topp, Ihro Majestät, die Hand drauf!« Der König, dem diese teutsche Redlichkeit gefiel, reichte ihm die Hand, worauf sich dieser alte Ehrliche der Thränen nicht erwehren konnte. »Nun,« sagte er hierauf zu seinen Kameraden; »nun habt Ihr es gehört! Er ist und bleibt der König von Preußen. Ein Hundsfott, der ihn verläßt!«

Gleich den Tag nach der zorndorfer Schlacht bekam ein Unteroffizier von der Garde du Korps

mit

mit gehöriger Mannschaft die Wache beim Könige. Er versah sich im Hauptquartier bei einem sich daselbst aufhaltendem Marquetender mit einer Bouteille Pontak, um sich auf der Wache wenigstens hieran zu laben, da die Russen hier alles so sehr verwüstet hatten, daß auch nicht die geringsten Lebensmittel zu haben waren. Es war gerade Mittag, und der König hatte sich eben mit dem Prinzen Moriz und mehreren Generalspersonen zur Tafel gesetzt. Bei dieser Gelegenheit wünschte sich der wachthabende Unteroffizier nichts sehnlicher, als ein Stückchen Brot zu seinem Wein, und äußerte auch endlich seinen heißen Wunsch gegen einen königlichen Lakai, der eben Essen zur Tafel tragen wollte. Dies sah der König, der bei offner Thüre speiste, und fragte: Was will der Unteroffizier? — »Er hat sich eine Bouteille Wein gekauft, und dazu wünscht er sich ein Stückchen Brot; es wäre, sagt er, im ganzen Dorfe auch nicht das Geringste zu bekommen.« — Ja, das glaub' ich! — sagte der König, — hier! komm' her, nimm diese Pastete und dies Brötchen, und gib es ihm; er hat gestern und vorgestern mehr verdient, als ich ihm vergüten kann. — Sogleich folgte jeder Mitspeisende, der Prinz und alle Generalspersonen, diesem Beispiele, und legten von dem Ihrigen da-

zu. Als der Unteroffizier die gehäufte Schüssel bekam, vertheilte er sie, vor Freude außer sich, den Augenblick unter seine bei sich habende Mannschaft, welchem Schauspiele der König mit dem größten Vergnügen zusah.

Auf einem Marsche in Böhmen mußte die Kavallerie durch einen Wald, dessen Landstraße sich allmälig zu einem Hohlweg neigte. Der König war auf der Anhöhe abgestiegen, hatte sich an einen Baum gelehnt, und wollte hier durch ein Fernglas die vorbeimarschirende Kavallerie in Augenschein nehmen. Bei dieser Gelegenheit zwang unglücklicher Weise eine natürliche Nothwendigkeit einen Gardedükorps von der Leibeskadron, noch vor dem Hohlwege abzusteigen. Er verrichtete sein Bedürfniß so schnell wie möglich, und eilte alsdann seiner Eskadron nach. Wegen des mit vier Menschen schon angefüllten engen Weges mußte er die Anhöhe besteigen, wo er im vollen Galloppiren dem Könige, den er wegen der dicht an einander stehenden Bäume und seiner Eilfertigkeit nicht sehen konnte, zumal, da er den Rücken desselben gegen sich hatte, mit dem Pferde dermaßen gegen die linke Schulter ritt, daß er bald umgefallen wäre. Der beschäftigte Gardedükorps jagte aber, ohne sich einmal nach dem Vorfall umzusehen, immer weiter fort. Einer von des Königs

Adjutanten war sogleich im Begriff, diesem groben Menschen nachzujagen, als ihn der König fragte: wo will Er hin? »Ich will den unvorsichtigen Gardedükorps zurückholen, der Ew. Majestät so beleidigte,« war seine Antwort. Der König ward verdrießlich, und sagte: Laß' Er den Mann nur reiten, der hat nicht Zeit, hier alles in Augenschein zu nehmen; er muß fort! — Friedrich nahm wieder mit der vorigen heitern Miene sein Glas, und beobachtete nach wie vor seine vorbeimarschirende Kavallerie.

Ein Musquetier hatte bei der rosbacher Schlacht ungefähr 40 Thaler in Golde erbeutet, und sie hernach heimlich in seinem Unterzeuge vernähet, worauf er seinen Marsch von da an mit vieler innerlichen Freude bis nach Parchwiz, kurz vor der Schlacht bei Leuthen, machte. Hier ward er von einigen seiner Kameraden in ein Spiel gezogen, worin er verlor. Nun setzte er sich vor, das Verlorne wieder zu gewinnen, spielte weiter, und zwar so unglücklich, daß er von seinem vernäheten Gelde ein Stück nach dem andern aus seiner Uniform hervorlangen mußte, bis zuletzt nichts mehr übrig blieb. Hierüber gerieth er in die größte Verzweiflung. Sein erster Gedanke war, sich sogleich zu erschießen. Er nahm sein geladenes Gewehr nebst noch einer scharfen Patrone, und ging still

aus seinem Quartier durch den Garten hinter eine Scheune, um hier seinen Vorsatz auszuführen. In einer kleinen Entfernung war der König rekognoszirend geritten, bemerkte diesen Soldaten, sprengte schnell auf ihn zu, und sagte: Du! was machst Du hier? Dieser, ganz erschrocken, ließ sein Gewehr fallen, und stand verstummt vor dem Könige. Der Monarch, der sogleich sein Vorhaben merkte, fragte ihn: warum hast Du das thun wollen? — Hier erzählte der Musquetier alles, und setzte noch hinzu, daß er dieses erbeutete Geld, wenn er würde in die Winterquartiere gekommen sein, seinem alten Vater und seiner blinden Schwester zum Unterhalt habe schicken wollen; da er nun aber alles verspielt habe, und seine Freude vereitelt worden sei, so habe er aus Verzweiflung diesen Schritt thun wollen. Der König ward hierüber sehr gerührt, befahl dem damaligen Oberstlieutenant von Krusemark, dem Soldaten das verlorne Geld sogleich zu geben, und sagte: Du bist noch jung, und kannst mir noch lange dienen; schäme Dich Deines itzigen Fehlers, den ich Dir vergeben will. Geh' nach Deinem Quartier. Deine Schwester will ich versorgen lassen. — »Ach, Ihro Majestät, ich werde, wenn ich zurückkomme, gestraft werden!« erwiederte der Soldat. Der Kö-

nig drehte sich nach seinem Gefolge um, und sagte: Messieurs, niemand erzähle diesen Auftritt! und zum Soldaten: Diene mir treu und führe Dich gut auf, so werde ich für Dich sorgen. — Der Soldat starb nachher im Jahre 1773 als Feldwebel.

Auf dem Marsche nach Kollin war es an einem Tage außerordentlich heiß. Ein alter Grenadier fiel deshalb ohnmächtig hin. Einem Unteroffizier ward befohlen, auf des Kranken Sachen Acht zu haben und sie tragen zu helfen, und ein Feldscherer mußte ihn durch stärkende Mittel wieder herzustellen suchen. Kaum war er wieder ermuntert, aber noch schwach aufzustehen, so bat er, daß man ihn noch ein paar Minuten sollte ruhen lassen, damit er sich ganz erholen könnte. Ein Fähnrich aber vom nämlichen Regimente trat hinzu, und schrie: »Will der Tausendsackermenter auf, und fortmarschiren!« In eben dem Augenblicke kam der König durch den Zug von der linken nach der rechten Seite geritten, und hörte die Ausdrücke des Fähnrichs. Hierüber ward der Monarch so aufgebracht, daß er mit der größten Heftigkeit rief: Will der tausendsackermentsche Fähnrich sich zum Teufel scheeren! Sogleich befahl Friedrich, daß einer von seinen Reitknechten absitzen mußte, um diesen alten Grenadier

auf das Pferd zu setzen, damit er so bequem ins Lager gebracht werden könne, und sagte hierauf: Ich will, daß meine Leute mit mehr Menschlichkeit behandelt werden! Der Fähnrich aber mußte sogleich vom Regiment weg.

Bei seiner Anwesenheit in Berlin ritt der König einst gegen Mittag vom Schinkenplatze durch die Wallstraße, und da gewöhnlich ein Aufpasser von der Wache an die Spitalkirche gestellt wird, um bei Zeiten »Heraus!« zu rufen, so sah Friedrich, daß dieser mit dem Rücken nach der Wallstraße stand, und die Kirche betrachtete. Der König, der Willens war, nach der gertrauten Brücke zu reiten, ritt itzt gerade auf die Kirche zu. Der Aufpasser, der ihn erst gewahr ward, da er schon neben ihm war, ward ganz bestürzt, und blieb wie versteinert stehen. Der Monarch fragte ihn: was machst Du hier? »Ihro Majestät,« sagte der wachthabende Soldat, »ich bin hier zum Aufpassen hergestellt, um bei Zeiten Heraus! zu rufen, und itzt« — Hier fiel der König ihm ins Wort, und sagte: Nun, so rufe Heraus! Ich reite langsam, unter der Zeit werden sie genug ins Gewehr kommen; dann hast Du keinen Verdruß von Deinem Offizier.

Im Anfange des April's 1786, als der König schon sehr schwach war, und noch auf dem Schlosse

in Potsdam wohnte, ließ er sich an einem schönen Tage gegen Mittag auf die sogenannte grüne Treppe tragen, wo er sich an dem warmen Sonnenlichte erquickte. Er hatte schon eine ziemliche Zeit gesessen, als er erst bemerkte, daß die beiden Grenadiere, welche da Schildwache stehen, immer noch das Gewehr scharf beim Fuß hatten. Er winkte einen derselben zu sich heran, und sagte mit gütigem Tone: Geht Ihr immer nur auf und nieder. Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier so sitzen kann.

Ein gewisser Lieske vom ersten Bataillon Garde hatte schon unter dem Regimente, welches der König als Kronprinz hatte, gedient, und der Monarch liebte ihn sehr. Als Lieske nun sehr alt war, trat er einst bei einer Geldparade den König an, und bat: »er möchte doch die Gnade haben, und ihm ein Bißchen Brot geben, das er in Ruhe verzehren könnte.« Der König hörte seine Bitte sehr freundlich an, und sagte dann: Du Narr! hast Du nicht Dein Traktement und Deine Montirung? Was fehlt Dir sonst? Du mußt mit mir leben und sterben! — »Ja, Ihro Majestät, das hab' ich; aber der Dienst wird mir endlich doch zu sauer, wenn er gleich nur sparsam an mich kommt.« — Gut, Lieske! Du sollst nur kommen, wenn Du willst.

Bei dieſen Worten wendete ſich der König zum Oberſten von Scheel, und ſagte: hört Er's? — Lieske bedankte ſich hierauf bei dem Könige für dieſe Gnade; doch mit ſo niedergeſchlagener Art, daß Friedrich ſogleich fragte: was ihm noch fehle? — »Nichts, Ihro Majeſtät,« antwortete Lieske. — Ha! ich merke es. Weil Du ſehr alt biſt, willſt Du Dir auch manchmal etwas zu Gute thun, ſo wie ich es mache, und dann fehlt Dir's an Geld dazu. Nun, Du ſollſt monatlich 6 Thaler Zulage haben, und ich werde Dir auch zuweilen aus meiner Küche etwas ſchicken; dann wird es doch wol gut ſein? — Der alte Soldat ſtammelte einige Worte, ſeinen Dank auszudrücken, brach aber ab, und mußte ſich wegwenden, denn er weinte wie ein Kind.

Im Jahre 1759 rückte der König mit der Hauptarmee ins Lager. Die Öſtreicher und die preußiſchen Vortruppen hatten alle Lebensmittel und die Fourage aufgezehrt. Friedrich nahm ſein Hauptquartier auf einer Meierei. Kaum war er daſelbſt angekommen, ſo hörte er ein Geräuſch von einer Menge Kavalleriſten, die in die Meierei drangen, die Kornböden und alle Vorrathsbehältniſſe durchſuchten, um Futter für ihre Pferde zu finden. Zu ihrer großen Freude fanden ſie einen guten Vor-

rath Heu. Sie machten sogleich Anstalt, es in Bunde zu binden, und fingen an, es herunterzuwerfen. Die königlichen Stallleute widersetzten sich diesem Unternehmen, und es entstand ein großer Streit. Der König hörte den Lärm und ging hinaus. Da er bemerkte, daß sich seine Stallleute nur vergebens widersetzten, so sagte er zu den Gens-d'armes: Hört einmal, Kinder! laßt mir nur etwas für meine Pferde, das übrige nehmt alles. — Die eifrig beschäftigten Kavalleristen richteten sich auf, und schienen über des Königs liebreichen Ton verwundert zu sein. Ein alter Reiter nahm das Wort, und sagte mit dem unverkennbaren Ausdrucke innigster Liebe und Anhänglichkeit, den der König so zu schätzen wußte: »Ihro Majestät, wir gehen, und lassen Ihnen alles Heu.« Seinen Kameraden rief er zu: »Der ist ein H...tt, der nun noch eine Hand voll Heu nimmt!« Und hiermit gingen sie fort.

Während der Belagerung von Olmütz fand der König, als er, wie gewöhnlich, rekognoszirend ritt, auf einer Anhöhe, eine Strecke vom Lager, einen Unteroffizier von der schweren Reiterei schlafend, und seine Tabakspfeife und Tabaksbeutel neben ihm liegen. Der König ließ ihm beides leise durch einen Flügeladjutanten wegnehmen, und ihn darauf wecken. Was macht er hier? fragte

Friedrich sehr ernsthaft. — »Ihro Majestät, ich bin gestern Abend spät hierher gegangen, und wollte von hieraus dem Bombardement zusehen, bin aber darüber eingeschlafen.« — Sieht Er wol, hätte Er Seine Zuflucht zu einer Pfeife Tabak genommen, wie die andern thun, so wäre Er nicht eingeschlafen. — »Das hab' ich gethan, aber ich schlief doch ein.« — Nun, so nehm' Er Seine Pfeife, und rauch' Er. Adieu. — Der König ritt mit seiner Begleitung langsam fort. Indem ward auch der Unteroffizier seinen Verlust gewahr, lief der Suite nach, und rief: »Pst! Pst! meine Herren, nehmen Sie es nicht übel; hat nicht jemand von Ihnen meinen Tabaksbeutel gefunden? Ich bitte, geben Sie ihn mir wieder.« Der König wendete sich schnell um, und sagte ganz ernsthaft: Was ist? was will Er? Der Unteroffizier wiederholte, was er schon gesagt hatte. Der Monarch fiel ihm ins Wort: Also glaubt Er wol, daß wir Seine Tabakswirthschaft gestohlen haben? Gut; wir wollen uns alle gleich visitiren lassen, und wer ihn hat, soll hart bestraft werden. — Der Unteroffizier meinte: »Seine Majestät ausgenommen, sonst könnte ihn wol jemand aus Spaß zu sich genommen haben.« Nun, meine Herren! — sagte der König, — wer ihn

genommen hat, geb' ihn gleich zurück; und wer an dem Diebstahl schuld ist, bezahlt dem Unteroffizier vier Friedrichsd'or Strafe. — Hierauf reichte der Flügeladjutant von Oppen den Beutel und die Pfeife hin. — Nun ohne Umstände auch die Strafe! Ein solcher Muthwille muß gezüchtigt werden. — Dieser kleine Vorfall heiterte den König so auf, daß er lächelnd davonritt, und sagte: Dieser frühe Scherz wird mich den ganzen Tag vergnügt erhalten.

In Böhmen hatte der König einst sein Hauptquartier in einem schlechten Dorfe. Weil der Feind in der Nähe desselben stand, so befahl er, auf eine Anhöhe an der Seite eine Feldwache von Gardesdükorps zu stellen. In den hohlen Weg, der zum Dorfe führte, ward ein Gardedükorps zum Aufpassen gestellt, weil die Feldwache nicht sehen konnte, wenn der König zum Dorfe herauskam. Gleich nachdem die Parole ausgegeben war, ging der König zum Dorfe hinaus spazieren. Die Hitze war unleidlich, der aufpassende Gardedükorps war davon überwältigt worden, und im hohlen Wege, an die Anhöhe gelehnt, eingeschlafen. Als Friedrich eben bei ihm vorübergehen wollte, erwachte er. »Halt, Ihro Majestät!« rief er; »das geht mein' Seel' nicht an! Warten Sie nur noch ein wenig

hier, bis ich der Feldwache ein Zeichen gegeben habe; sonst komme ich wahrhaftig in Arrest!« Dem Könige gefiel diese treuherzige Anrede, und er antwortete sogleich: Nun, so mach' geschwind, ich will so lange warten. Der Gardedükorps lief also eilig den hohlen Weg hinan, wendete sich aber doch noch einmal ängstlich zum Könige um, und rief: »daß Sie aber auch Wort halten, und so lange stehen bleiben, bis ich wieder komme!« Geh' Du nur, — rief der König wieder, — ich bleibe, bis Du wiederkommst. Er that es, und setzte nachher seinen Weg lächelnd fort.

Den Abend nach der Schlacht bei Zorndorf wurden alle erbeutete Fahnen und Standarten um des Königs Zelt gestellt. Ein Dragonerunteroffizier war gerade beschäftigt, eine Standarte daselbst aufzupflanzen, als der König heraustrat. Die Standarte fiel ihm aus der Hand, und berührte im Fallen des Königs Hut und Schulter. Friedrich blieb stehen, und als er bemerkte, daß der Unteroffizier vor Schrecken so blaß wie eine Leiche da stand, fragte er: Was fehlt Ihm? hat Er Schaden genommen? Die lächelnde Miene des Königs belebte den Erschrockenen doch so weit, daß er antworten konnte: »Ihro Majestät halten zu Gnaden, ich habe die Standarte aus Unvorsichtigkeit fallen lassen.« Ei, wenn sonst nichts

ist! — sagte der König sehr freundlich; — Ich glaubte gewiß, Er hätte Schaden genommen. Steck' Er die Standarte recht fest, denn es ist eine russische.

Die Östreicher attaquirten bei einem Marsche im siebenjährigen Kriege die preußische Armee sehr stark, und so zu sagen Fuß für Fuß. Die Preußen waren links abmarschirt, so daß der König mit dem General von Zieten den rechten Flügel kommandirte, welcher hinterwärts und der größten Gefahr ausgesetzt war. Die Armee mußte durch eine Meierei defiliren, und dadurch ward der Marsch so sehr verzögert, daß die Hintersten zu ganzen Stunden halten mußten, und so dem anhaltenden Flintenfeuer der Kroaten und Panduren ausgesetzt waren. Der König befahl, die Meierei in Brand zu stecken. Sie stand schon in vollen Flammen, und die Gardesdükorps, Gensd'armes, die zietenschen Husaren und ein Freibataillon waren noch nicht hindurch. Der General von Zieten rief dem Könige zu: »Ihro Majestät, es ist die höchste Zeit, daß Sie durchkommen, sonst setzen Sie sich in Lebensgefahr; der Bettel wird bald einstürzen.« O, mein lieber Zieten! — antwortete der König; — wir sind ein Paar Generale, und müssen erst unsre Leute in Sicherheit sehen, dann ist es Zeit, an uns zu

denken. Damit uns aber hier die Zeit nicht lang wird, so mach' Er mit Seinen Husaren eine kleine Attaque auf das Geschmeiß. — Zieten ließ die Husaren aufmarschiren, hieb unter die Kroaten ein, und brachte 17 Gefangene und eine Kanone zurück. Der König sagte lächelnd: Der Spaß ist uns doch gelungen. Darauf ließ er die Husaren und das Freibataillon durchdefiliren, und nun erst, als der letzte Mann durch war, ließ er Zieten rufen, und sagte zu ihm: Nun ist es Zeit, mein lieber Zieten; nun wollen wir mit diesen Leuten durch, sonst fallen uns doch wirklich die Balken auf den Kopf.

Friedrich war einmal nach seiner Gewohnheit ausgeritten, um die Feinde zu rekognosziren, und traf auf eine Feldwache, die er in so guter Ordnung fand, daß er, sehr damit zufrieden, den Offizier anredete, und an ihn verschiedene Fragen that. Während des Sprechens bemerkte der König, daß ein Buch auf der Erde lag. Schnell fragte er: was ist das für ein Buch? Es gehörte dem Unteroffizier von der Feldwache; dieser antwortete also: »Es ist das Leben des Königs Karl XII.« — Wie gefällt's Ihm? fragte der König. — »Ihro Majestät, sehr schön; aber das Letzte gefällt mir gar nicht.« So? — sagte

Friedrich; — ja, ja, er war zu eigensinnig, und wollte dem Rathe seiner alten Generale nicht folgen; daher nahm auch die Sache einen solchen schlechten Ausgang. — Nun nahm der König, zufrieden lächelnd, seinen Hut ab, und sagte: Adieu, Kinder!

Als der König einst bei Potsdam in der Gegend der nauenschen Brücke spazieren ritt, begegnete er einem alten Tambour vom zweiten Bataillon Garde. Wie geht es, Kretschner? fragte der König. — »Hör' 'mal, Fritz,« antwortete jener, »nun will's mein' Seel' nicht mehr recht vorwärts.« — Ich habe ja befohlen, daß Du keine Dienste mehr thun sollst. — »Ja, Fritz, das geschieht auch. Aber eine Bitte hätte ich. Wenn Du die erhörtest, so wollt' ich Dir noch einmal so gut sein.« — Laß hören. — »Gib mir nur alle Monate zwei Thaler Zulage, dann verlange ich auf der ganzen weiten Welt weiter nichts.« — Die sollst Du haben, und das aus meiner Schatulle, hole sie Dir nur alle Monate von meinem geheimen Kämmerer. — »Gott segne Dich tausendfältig dafür, Fritz! und lebe wohl.« — Der alte Mann konnte dies vor Thränen kaum herausbringen, und diejenigen, welche den König begleiteten, bemerkten, daß er ebenfalls sehr gerührt war.

In Böhmen ward bei einem großen Scharmützel der preußischen Truppen mit den Kroaten und Husaren des General Nadasti ein Gemeiner, vom damaligen Freibataillon von Wunsch, durch die Wade geschossen. Da er stark blutete, so blieb er zurück, lehnte sich an einen Baum, und war eben im Begriff, sich den einen Ärmel aus dem Hemde zu schneiden, um sich damit zu verbinden, als der König geritten kam. Was machst Du hier? fragte er. — »Ihro Majestät, ich will meinen Fuß verbinden, er blutet so stark, damit ich bald wieder beim Bataillon bin.« — Ei, Du bist nicht klug! — antwortete der König; — geh' nur zurück, und laß Dich verbinden. — Der Monarch jagte darauf weiter, und hielt auf einer Anhöhe, die Aktion genauer zu beobachten, und schnelle Befehle zu ertheilen. Nach einer Viertelstunde erschien der Verwundete, und eilte mit starken Schritten beim Könige vorbei. Friedrich zeigte ihn seiner Suite mit den Worten: Sehen Sie, Messieurs, da geht unser tapfere Soldat. Nach der Aktion, als die Östreicher zurückgetrieben waren, erkundigte sich der König nach dem Blessirten, und erfuhr, daß er in seiner Kompagnie gestanden und tapfer mitgeschossen hätte. Er ließ ihn zu sich rufen, und fragte ihn, ob er schreiben könnte? — »O ja, Ihro Majestät,

Majestät, recht gut!« lautete die Antwort. — Nun, so soll Er Feldwebel unter des Herzogs von Bevern Regimente sein; sorge Er für Seine Gesundheit. — Auch ward ihm noch ein Geschenk an Gelde gereicht.

Auf dem Marsche nach Zorndorf war das Singen und das Tabaksrauchen verboten. Ein Gardedükorps sagte zu seinem Nebenmann, indem der König vorbeiritt: »Wir müssen so still marschiren, daß wir die Russen so recht belauern können, recht als wenn die Katze die Maus belauern will.« Ja! — antwortete der König, der sich ganz unvermuthet ins Gespräch mischte, — belauern wollen wir sie wol, wenn Ihr sie nur fest und warm haltet. Da der Gardedükorps den König so gütig und freundlich sah, erholte er sich bald von seiner Bestürzung, und antwortete ganz freimüthig: »Ihro Majestät, wir wollen sie lieber morgen gleich beim Leder kriegen, sonst möchten sie uns wieder entwischen.« Der König fand Gefallen an dem Tone des Mannes, und fuhr fort: so weit sind wir noch nicht, und vor dem Entwischen ist mir nicht bange, sie stehen gut! — »Nun,« sagte der Gardedükorps, »das ist brav! dann sollen ihrer gewiß nicht viele davon kommen.« Dabei bleib', mein Sohn, erwiederte der König, und rief ihm noch im Da-

vorreiten zu: und sag' das Deinen Kameraden.

An einem sehr anmuthigen Frühlingstage war die Armee auf einem Marsch nach Böhmen begriffen. Die Soldaten waren sehr aufgeräumt, und sangen mancherlei ermunternde Kriegs- und andre Lieder. Der Lieutenant von Trotta von den Gardesdükorps ward sehr unwillig darüber, und jagte bald hier bald dort hin, besonders seinen Gardesdükorps das Singen zu verbieten. Sein Schelten und Drohen half wenig, und die Leute ließen sich in ihrer Fröhligkeit nicht stören. Indem ward er den König gewahr; »nun kommt der König,« sagte er, »der wird Euch die Mäuler schon stopfen.« Plötzlich entstand eine allgemeine Stille. Friedrich hatte seine Freude an dem guten Muthe der Leute gehabt, und da ihm die plötzlich erfolgte Stille auffiel, so fragte er: warum singt Ihr nicht noch, Kinder? — »Ihro Majestät, der Lieutenant von Trotta hat es uns verboten,« war die Antwort. — Der König wendete sich nun zu Trotta, der neben seinem Zuge ritt, und sagte verdrießlich: Herr, lass' Er meine Leute vergnügt sein! Denkt Er, daß Er Sklaven unter sich hat? Nein, es sind meine Preußen. Kinder, singt fort! — rief er laut; — ich will Euch nicht stören.

Einst mußte die Armee durch ein enges Defilee in Böhmen. Die Letzten mußten hinten sehr lange halten, und die Gensd'armes, Karabiniers und Gardesdükorps wurden von den Panduren, welche die Armee verfolgten, häufig geneckt. Der König ward darüber verdrießlich, und befahl dem Kommandeur der Gardesdükorps, von Schätzel, er sollte mit drei Eskadronen unter das Gesindel einhauen, und sie zurücktreiben. Schätzel kommandirte zur Attaque, und da die Soldaten nichts mehr gewünscht hatten, als attaquiren zu dürfen, so fingen sie stark an zu jagen. »Sachte, sachte!« rief ihnen alsobald Schätzel aus allen Kräften nach. Friedrich hörte es, sprengte auf Schätzel zu, und sagte: Herr! lasse Er die Leute reiten, und mache Er sie mir nicht feig. Er hätte sich besser zum Pfaffen als zum Soldaten geschickt. Gardesdükorps, reitet zu, was das Zeug nur halten will, und treibt das Gesindel zurück! — Dieser Zuruf erhöhte den Muth der Soldaten; sie trieben die Panduren zurück, erbeuteten eine Kanone, und brachten sieben Gefangene mit.

Der König hatte oft mit dem Kommandeur der Gardesdükorps, Grothausen, von dem ausnehmenden Diensteifer eines Unteroffiziers dieses Korps gesprochen, und bei dieser Gelegenheit hatte man

gesagt, der Mann bediene sich oft der Worte: »Und wenn mir der König selbst etwas befiehlt, das wider den Dienst ist, so thue ich es wahrhaftig nicht.« Auch war ihm nie etwas anzuhaben. Dadurch gewann der Unteroffizier des Königs Achtung, aber er ließ sie ihn nicht merken. Im siebenjährigen Kriege auf einem Marsche nach Böhmen fügte es sich, daß Friedrich eben diesen Unteroffizier bei der Avantgarde gewahr ward. Er hatte, wie es sich gebührt, zwei alte, im Dienste grau gewordene Leute zu Flanqueurs ausgesucht, und ritt so ganz ruhig vor seinem Zuge bei dem Könige vorüber. Der Monarch wollte sich nun selbst überführen, ob der Mann so viel Lob verdiene, und redete ihn mit scharfem Ernst an: Herr! was hat Er da für einen schläfrigen Flanqueur vorausgeschickt? Gleich nehme Er diesen, (der König zeigte auf einen Gardedükorps, der ein sehr hitziges Pferd hatte) und lass' Er jenen gleich zurückkommen. — »Ihro Majestät haben Unrecht; Sie sind zwar ein großer General, aber kein guter Korporal.« — Halt' Er das Maul, und thue Er, was ich befohlen. — Nun schickte der Unteroffizier den bezeichneten Gardedükorps dahin, und ließ jenen zurückkommen. Der neue Flanqueur war kaum einige Minuten voran, so schäumte sein hitziges

Pferd schon über und über. Der König stellte sich, als bemerke er es nicht, und ritt weiter links; sogleich ließ auch der Unteroffizier jenen ablösen, und schickte den Erstern wieder hin. Plötzlich sprengte nun der König auf den Unteroffizier zu, fuhr ihn an, und sagte: Er ist ein Raisonneur! Sobald wir ins Lager kommen, soll Er in Arrest und 20 haben. Dem Kommandeur befahl der König nachher, ihn in Arrest zu schicken, und 20 Friedrichsd'or aufzählen zu lassen, welches denn auch geschah. Nach diesem Vorfall genoß er, so lange er lebte, der vorzüglichen Gnade des Königs.

Ein Gardedükorps von der Avantgarde, welche der König führte, hatte sich Birnen gekauft; weil er sie nachher zum Genuß zu hart fand, machte er sich den Zeitvertreib, seine Vorderleute damit zu werfen. Einer im vordersten Gliede winkte, ihm eine zuzuwerfen; unser Mann warf ihm also mit der größten Gewalt eine Birne zu. Sie nahm aber eine andre Richtung, und traf des Königs rechte Schulter. Der König hielt still, untersuchte ziemlich verdrießlich, was ihm einen so unerwarteten Schmerz zugezogen, und erfuhr von dem Flügeladjutanten, es sei eine Birne gewesen. Nun ward Halt gemacht, und der König drang darauf, daß man den Thäter anzeigen sollte, welches denn

auch bald durch seine Nebenleute geschah. Da der König sehr aufgebracht aussah, so war jedermann in ängstlicher Erwartung, was geschehen würde. Er sagte nach einer kleinen Pause zum Birnenwerfer: Er muß sich wol sehr feind sein, daß Er sich solche harte Birnen kauft; denn meine Schulter hat es gefühlt, daß sie hart war. Künftig kaufe Er sich reifes Obst, dann schadet Er Seiner Gesundheit nicht. Darauf ritt der König lächelnd fort. Der Gardedükorps konnte sich den ganzen Tag kaum von seinem Schrecken erholen.

Nach der Schlacht bei Kollin ging der König mit der Leibeskadron Gardesdükorps über den Kaiserdamm nach Prag. Es war sehr heiß, und der Monarch stieß eben, als ihn sehr dürstete, auf den Eiskeller eines Klosters. Er schickte seinen Flügeladjutanten hinein, und ließ bitten, daß man ihm gegen Bezahlung ein gutes Stück Eis überlassen möchte. Bald erschien also der Kellermeister mit Eis. Nun riefen alle Gardesdükorps: »mir auch Eis für 6 oder 8 Gr.!« u. s. w. Der König hörte dem Tumult der Leute aufmerksam zu, rief dann den Kellermeister zu sich, und sagte sehr freundlich: Hole Er einem jeden so viel er verlangt; der Offizier (auf den Flügeladjutanten zeigend)

soll alles gut bezahlen. Den Augenblick standen Zober voll Eis da, alle löschten ihren Durst, und der König ließ es sehr reichlich bezahlen. Er ließ darauf die Eskadron vor sich vorbeireiten, und rief ihr zu: Nicht wahr, Gardesdükorps, das hat recht erfrischt? — »Ja, Ihro Majestät, wir danken auch vielmal.« — Der König machte ein recht vergnügtes Gesicht, als sie so dankten, und sie setzten ihren Marsch recht erheitert fort.

Der König war einst allein in seinem Kabinette, und klingelte nach einem Kammerlakai; es erschien aber keiner. Der Monarch ward ungeduldig, und ging in das Vorzimmer, wo sich diese Leute aufhalten müssen, aber auch hier war keiner anzutreffen. Er ging noch weiter bis zur ersten Schildwache. Geht hin, — sagte der König — und holt mir einen Schäker von Lakai. Der Soldat, der das Gewehr präsentirte, sagte: »Nein, Ihro Majestät, das kann ich nicht, ich stehe auf meinem Posten; aber wenn Ew. Maj. mich ablösen wollen, (hier machte er Gewehr hoch) so will ich gleich hinlaufen.« — Der König nahm ihm das Gewehr ab, setzte es neben sich, und blieb so lange dabei, bis der Soldat wieder zurückkam, und Friedrich es ihm selbst überreichte. Ihr seid ein braver Soldat! — sagte der König, —

Ihr verſteht den Dienſt. Darauf beſchenkte ihn der König reichlich.

Im ſiebenjährigen Kriege hatte der König dem Feinde gegenüber ein Lager bezogen, und weil er beſorgte, angegriffen zu werden, befohlen, daß ſich die Armee zwar lagern, aber ganz munter bleiben ſollte. Iſt unter euch Grenadieren keiner, der mir etwas erzählen kann, damit ich nicht einſchlafe? ſagte der König, als es tiefer in die Nacht kam. Sogleich ſprang ein Grenadier hervor, und ſagte: »ich werde Ihro Majeſtät etwas erzählen.« Und nun begann der Soldat ein Feenmährchen mit eignen Zuſätzen und Verbeſſerungen. Der König hörte ruhig zu, und lächelte auch wol zuweilen. Zuletzt aber vergaß ſich der Soldat ſo ſehr, daß er bei einer Stelle, die, ſeiner Meinung nach, Zweifel erregen konnte, ausrief: »ein H....tt, der's nicht glaubt!« Ich glaube es, — ſagte der König; — aber hört auf, ich will von Euch nichts weiter wiſſen.

Zu Ende dieſes Kriegs ritt der König vor die Fronte des Huſarenregiments von Zieten. Ein Huſar, der beſonders mit Hieben im Geſichte ſehr bezeichnet war, fiel dem Könige ſo ſehr auf, daß er ihn fragte: in welcher Schenke habt Ihr die Bierhiebe bekommen? — »Bei Kollin, wo Ihro Majeſtät die Zeche bezahlt haben.« —

Der König lachte, und sagte: Bravo! Ihr seid Offizier. — »Mit oder ohne (Equipage)?« rief der Husar dem Könige nach, der schon fortritt. Der König verstand ihn, kehrte sich um, und sagte lächelnd: Mit.

Die Armee des Königs kampirte 1761 in der Gegend von Schweidniz, und er pflegte alle Abend mit dem Markgrafen Karl durch das Lager zu gehen. Einen Abend war Friedrich eben vor den Zelten der Gardedükorps, und bemerkte, daß ein starker Rauch aus einem derselben kam. Er machte den Vorhang des Zeltes auf, und sah einen Gardedükorps sehr geschäftig bei einem Feldkessel, worin er sich Klöße kochte. Das sind schöne Klöße! sagte der König. Der Gardedükorps antwortete, ohne sich umzusehen, in der Meinung, es sei einer von seinen Kameraden: »sie werden Ihm wahrhaftig nicht in den Zähnen hacken bleiben!« Der König trat sogleich zurück, und sagte laut lachend zum Markgrafen Karl: Hier dürfen wir nicht zum Abendessen bleiben, wie ich höre. Wir müssen unser Glück weiter suchen.

Während der Schlacht bei Leuthen ward einem Dragonerunteroffizier die linke Hand mit dem Zügel abgehauen. Sein Pferd, das er nun nicht mehr regieren konnte, lief mit ihm davon, und kam gerade zum Könige, da er eben vom rechten

Flügel zur Mitte hinritt, gehörige Anordnungen zu machen. Als der König diesen stark Verwundeten gewahr ward, sagte er sehr mitleidig: mein Sohn, wie geht's? — »Es geht ja alles recht gut,« antwortete der Unteroffizier. »Aber mir geht's recht fatal, Ihro Majestät; denn ich habe die eine Hand verloren.« — Der König befahl einem Feldscherer, der in der Nähe hielt, diesen Mann aufs sorgfältigste zu verbinden; dann wendete er sich nochmals zu dem Verwundeten, und sagte mit einer Art, welche diesem niemals aus dem Herzen gekommen ist: Mein Sohn, sorge ja für Deine Gesundheit, und sobald Du besser bist, melde Dich. — Er ward auch bald glücklich hergestellt, und meldete sich darauf in Breslau bei dem Könige. Er ward sogleich vorgelassen. Friedrich sprach sehr gnädig mit ihm, und nachdem er ihn beschenkt hatte, schrieb er selbst einen Kabinetsbefehl, diesen Mann bei der ersten sich ereignenden schicklichen Vakanz zu versorgen, welches denn auch sehr bald geschah.

Der König stieß einst auf einen Trupp Husaren von Zieten, der kurz zuvor auf eine Partie von der feindlichen schweren Kavallerie eingehauen, und sich sehr tapfer gehalten hatte. Aber Husaren! — sagte der König, — wie könnt Ihr Euch unterstehen, auf schwere Kaval-

lerie einzuhauen, die oben und unten mit Eisen beschlagen ist? — »O, Ihro Majestät,« antwortete einer; »wir hauen ihnen von unten herauf in die Flebbe.«

Einen Abend kam der König in ein Dorf, wo er Nachtquartier zu finden glaubte. Er hielt vor einem kleinen hübschen Häuschen still, und fragte einen Menschen, der vor der Thüre stand: kann ich hier zu Nacht bleiben? — »Nein,« sagte der Mann ganz trotzig; »denn hier vorn wohnt der Markgraf Karl, und hinten heraus wohnt der Wirth: da haben die Stuben nicht einmal Dielen.« — Der König sagte ganz gelassen: Nun, vielleicht findet sich noch ein Bauer im Dorfe, der mich aufnimmt, und damit ritt er weiter.

Auf einem Marsche in Böhmen führte der Lieutenant von Kuhlemann die Arrieregarde, die von herumschwärmenden östreichischen Husaren sehr beunruhigt ward. Der König hielt still, ließ die Kolonne vorbeimarschiren, um die feindlichen Husaren zu beobachten, und bemerkte einen, der sich besonders nahe heranwagte. Er sagte daher zu seinem Adjutanten: der Husar ist verteufelt dreist. Ein Unteroffizier von der Arrieregarde, der dies hörte, zog sich still aus seinem Zuge, und wollte zurückreiten. Der König fragte

sogleich: wo will Er hin? — »Ihro Majestät, ich habe mein Brot verloren, das will ich suchen.« — Nehm' Er sich in Acht, daß sie Ihn nicht bei den Ohren kriegen. — Der Unteroffizier ritt aber, ohne ein Wort zu sagen, im ordentlichen Schritt fort. Als er an den Ort, den er sich bestimmt hatte, gekommen war, stieg er ab, so daß er sein Pferd vor sich hatte, zog sein Pistol heraus, und blieb mit dem linken Fuße im Steigbügel stehen. Der feindliche Husar, der sicher glaubte, der Unteroffizier müsse sein Gefangener werden, sprengte in voller Karriere auf ihn zu. Dieser hatte aber sein Pistol mit aufgezogenem Hahn in den Sattel gelegt, und schoß den Husaren, da er ihm nahe genug war, glücklich durch den Unterleib, schwang sich aufs Pferd, und brachte den Husaren als Gefangenen ein. Der König, der den Ausgang der Sache beobachtet hatte, sagte: Er hat Seine Sache gut gemacht; das ist ein echter Brandenburger! Er soll nicht vergessen werden. Acht Tage nachher wollte der König diesen Unteroffizier als Lieutenant bei den Kleistischen Freidragonern ansetzen; er verbat es sich aber, und sagte: »ihm genüge die Gnade seines Königs.« Friedrich beschenkte ihn also sonst sehr reichlich.

Nach der Schlacht bei Kollin ging der König

tiefdenkend nach Nimburg. Als er vom Pferde gestiegen war, setzte er sich auf eine alte Brunnenröhre, sah unverwandt auf die Erde, und zirkelte mit dem Stocke allerlei Figuren in den Sand. Indeß versammelten sich die Offiziere von der Armee um ihn her, und da sie sahen, daß er so tief in Gedanken saß, beobachteten sie eine tiefe Stille, und erwarteten mit großer Begierde, was geschehen würde. Nachdem dies beinahe eine Viertelstunde gewährt hatte, sah der König auf einmal in die Höhe, und sein Gesicht hatte die gewöhnliche Heiterkeit. Ha, Messieurs! — sagte er, — hier müssen wir nicht zaudern; die Zeit ist edel. Nehmen Sie Ihre Schreibtafeln. Und nun diktirte er ihnen seine Verhaltungsbefehle. Als er aber bald darauf den Rest seiner schönen Leibgarde sah, entfielen ihm Thränen. Kinder! — rief er den Burschen zu, — Ihr habt einen schlimmen Tag gehabt! »Leider!« antworteten sie, »wir sind nicht gut angeführt worden.« Nun, habt nur Geduld, fuhr der König fort, — ich werde alles wieder gut machen.

Als der König im siebenjährigen Kriege bei Landshut stand, ritt er eines Morgens auf die Vorposten, und stieß auf ein Piket Husaren. Guten Morgen, Husaren! — rief er den Leuten

zu, — wie geht's Euch? — »Ew. Majestät, wir stehen hier auf der Lauer, oder werden belauert,« antworteten sie. Das müßt Ihr nicht zugeben, — fuhr der König fort; — aber hört einmal, wer von Euch unterstieht sich wol, dort nach dem Grunde hinzureiten? Ich habe die Östreicher gesehen, und möchte wol ein Paar davon haben. — »Wenn's sonst nichts ist,« sagte ein Husar, »das soll bald geschehen; ich werde mir ein Paar Husaren mitnehmen. Nun, Kameraden, wer geht mit?« — Die andern Husaren sprengten sogleich vor, und erboten sich dazu. Am Ende wollten sie alle fort. Nein, nein, — sagte der König, — Euern Posten müßt Ihr nicht alle verlassen; sonst könntet Ihr Verdruß haben. Aber ihr vier (indem er auf die Husaren zeigte, die sich zuerst angeboten hatten) seid hinlänglich. Reitet, und macht Eure Sachen nur klug. Die Husaren ritten ab, und kamen an den Grund, wo eine Feldwache stand, welche diesen Besuch nicht vermuthet hatte. Sie gab zwar Feuer, aber die Husaren sprengten aus einander, fielen ihr in den Rücken und in die Flanke, und hoben sie glücklich auf. Als sie ihre Gefangenen dem Könige zuführten, rief ihnen dieser zu: Brav, Kinder! Ich sehe wohl, mit Euch kann man alles

machen. Ich werde Euch belohnen. Aber mein Sohn, Du blutest ja, sagte er zu dem einen Husaren. — »Ei, das schadet nichts!« erwiederte dieser; »Ew. Majestät werden wol ein Pflaster haben, das diese Wunde heilt.« Ja, mein Sohn, — sagte der König, — ich werde für Dich sorgen, reite nur zurück, laß Dich verbinden, und komm' dann zu mir. — Friedrich lobte ihn nachher öffentlich, ließ ihm ein Geschenk geben, und befahl seinem Kommandeur, ihn zum Wachmeister zu machen. Auch die andern Husaren, welche an diesem Unternehmen Theil genommen hatten, beschenkte er reichlich.

Das Regiment, welches itzt von Kalkstein heißt, und in Magdeburg steht, hatte im siebenjährigen Kriege die Winterquartiere in Altenburg, welches gleichsam ein zweites Kapua für die Preußen war. Sie hatten hier vollauf zu essen und zu trinken, und lebten alle Tage herrlich und in Freuden. Als eben dieses Regiment in dem darauf folgenden Feldzuge zu Smirsiz in Mähren stand, um die Belagerung von Olmütz zu decken, hatten die Soldaten fast täglich nichts weiter zu essen als Hirse. Sie klagten darüber einmal beim Könige, der sie im Vorbeigehen fragte, wie es ihnen ginge? »Ach, Vater!« riefen sie, »immer Hirse müssen wir

essen.« Kinder, — sagte er, — Altenburg kann nicht allenthalben sein! und die Soldaten waren ruhig.

Das Regiment des Fürsten von Bernburg (itzt von Thadden) hatte, durch fehlerhafte Disposizion seines Anführers, in der Belagerung von Dresden im Herbst 1759 nicht seine sonst gewöhnliche Bravour bewiesen. Der König, der nach dem Rapport des Generals davon urtheilte, und durch die Unfälle, die ihn in diesem Feldzuge betroffen hatten, verdrießlich geworden war, ließ das Regiment seine Ungnade dadurch fühlen, daß die Offiziere ihre Huttressen und die gemeinen Soldaten die Bandlitzen von ihren Uniformen mußten abtrennen lassen, und daß die Tambours den Grenadiermarsch nicht mehr schlagen durften. — In der nächsten Schlacht, die der König nach dem Verluste von Dresden lieferte, nämlich bei Liegniz am 15ten Aug. 1760, zeichnete sich das vom Könige verkannte Regiment durch eine fast unglaubliche Tapferkeit aus, indem alles, was ihm vorkam, über den Haufen geworfen ward und weichen mußte. Nach der Schlacht befahl der König, daß sich die Armee auf der Wahlstatt in eine Linie formiren sollte, von deren Fronte er nun vom linken zum rechten Flügel ritt, um zu sehen, was für Lücken die Schlacht gemacht hätte. Die ganze Armee hatte

das

das Gewehr beim Fuß, und das Regiment Bernburg stand an der Spitze des rechten Flügels. Als der König an dasselbe kam, sagte er, indem er den Soldaten freundlich zunickte: Na, Kinder, ich danke Euch, Ihr habt Eure Sachen brav gemacht. Sehr brav! Ihr sollt alles wieder haben, alles! — Unter diesem Zuruf war er bis zum Flügelmanne der Leibkompagnie, einem alten Graukopfe, gekommen. Dieser trat eigenmächtig aus dem Gliede zum Könige hervor, und sagte: »Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen. Ew. Maj. sind doch nun wieder unser gnädigster König?« Der Monarch, von der Männlichkeit und Herzlichkeit dieser Anrede gerührt, klopfte dem braven Sprecher auf die Schulter, und antwortete: Es ist alles vergeben und vergessen; aber den heutigen Tag werde ich Euch gewiß nicht vergessen! und damit wendete er den Kopf auf die Seite, und wischte sich die nassen Augen. Dann stieg er vom Pferde, und sagte zum Kommandeur des Regiments unter nochmaligem Danken: der alte Mann soll Sergeant sein! Als dieser sich bedankte, drängten sich noch mehrere gemeine Soldaten um den König her, und vertheidigten ihre Aufführung bei Dresden damit, daß der Feh-

ler nicht an ihnen, sondern an der Anführung gelegen habe; der König ripostirte, und nun ging's von Seiten der Gemeinen um die Wette an ein Demonstriren, mit einer Vertraulichkeit und einem Überschreien, daß der Kommandeur besorgte, der König möchte ungnädig werden, und die Soldaten zurücktreiben wollte. Laß' Er die Leute nur, sagte Friedrich mit gutmüthigem Lächeln, und endigte den Streit dadurch, daß er ihnen wiederholt erklärte, sie wären brave Leute, und hätten sich heute des preußischen Ruhms vorzüglich werth bezeigt.

In derselben Nacht, wo der König für Zietens Ruhe so freundschaftlich sorgte *), kam ein Soldatenweib mit ihrem Topfe, in welchem sie wahrscheinlich Kartoffeln hatte, an das Feuer, vor welchem der König stand, ohne ihn zu bemerken. Halb kniend blies sie immer in das Feuer, damit ihr Topf bald zum Sieden käme, und im währenden Blasen flog die Asche des Feuers dem Könige ins Gesicht. Der Monarch lächelte, ohne nur ein Wort zu sagen, und zog seinen Mantel etwas tiefer ins Gesicht. Von ungefähr kam ein Soldat, der den König erkannte, schlich sich hinter das Weib, zog sie bei dem Rocke, und sagte: »Marsch! siehst Du

*) S. S. 313.

nicht, wer da am Feuer steht? der König.« »Ach, mein Gott!« rief sie aus, nahm den Topf, und lief so schnell sie nur konnte. Friedrich, ungehalten über den Soldaten, winkte, daß man sie wieder herbeiholte, und wirklich mußte sie zum Feuer kommen, und so lange dabei bleiben, bis ihre Kartoffeln gar gekocht waren. Die Soldaten waren vor Freude über diesen Zug ganz außer sich.

Mit Gewalt ließ der König die Leute nicht zu Soldaten wegnehmen. Vor dem siebenjährigen Kriege besuchte er einst eine Generalin, welche sehr schöne Leute im Dienst hatte. Es ist Schade, — sagte der König zu seinen Begleitern, — daß solche hübsche Kerls Weibern dienen müssen! »Ei,« erwiederten diese, »wenn es Ihro Majestät befehlen, so kann man sie ja zu Dero Diensten bringen.« Ja, — sagte der König, — man muß sehen, daß es mit guter Manier geschehen kann. Bald darauf gingen in allen Straßen Berlin's Patrouillen umher, welche junge Kaufdiener, Barbiergesellen, u. dgl. m. wegnahmen, die Bedienten von den Kutschen ihrer Herrschaften herunterrissen, und damit alle Wachen anfüllten. Ganz Berlin gerieth über dieses gewaltsame Verfahren in Bestürzung; man sah keinen Menschen auf den Straßen; die Häuser wurden verschlossen, und überall hörte man außerordent-

liche Klagen. Sobald der König das, was vorgegangen war, erfuhr, gerieth er in die heftigste Bewegung, befahl die eingezogenen Leute wieder loszulassen, und ließ versichern, daß niemand weiter dergleichen Begegnungen, die gänzlich wider seinen Willen wären, zu befürchten hätte. Auch wurden die eingezogenen Leute augenblicklich wieder in Freiheit gesetzt. Er war über diesen Vorfall so mißvergnügt, daß er mehr als einmal sagte: Dies ist der unangenehmste Tag, welchen ich seit dem Antritte meiner Regierung erlebt habe.

Ein schöner, großer und junger Mensch von 19 Jahren, Namens Westphal, aus Kleve gebürtig, hatte sich entfernt, und unter der holländischen Garde Dienste genommen. Der König erfuhr dies sogleich durch den im Herzogthum auf Werbung stehenden Hauptmann von Blankensee, und gab ihm unverzüglich zur Antwort: »Bemühe Er »sich, mein lieber Hauptmann, daß Er des jungen »Menschen, es sei auf welche Art es wolle, habhaft wird. Die Holländer haben keine große »Leute nöthig; noch weniger müssen aber meine »Landeskinder unter ihnen Dienste nehmen. Ich »kann ihnen auch Käse und Brot geben, die Leute »besser gebrauchen wie sie, und dabei haben sie »Ehre, und sind als preußische Soldaten geachtet.«

Der Kapitain von Blankensee erfüllte bald den Willen des Königs, und der junge Westphal ward darauf zur Leibgarde nach Potsdam transportirt.

Nachsicht mit den Fehlern seiner Soldaten ist ein neuer schöner Zug in dem Betragen des Königs gegen dieselben. In einer katholischen Stadt in Schlesien entdeckte man, daß von den silbernen Opfern, die der Maria gebracht worden waren, verschiedene fehlten. Nach vielem Forschen bemerkte der Küster einen Soldaten, der bei dem Gottesdienste immer der erste und letzte in der Kirche zu sein pflegte. Man hielt ihn daher einst beim Herausgehen an, und fand wirklich verschiedene von den geopferten Sachen bei ihm. Dieser Überführung ungeachtet läugnete er dennoch, daß er solche entwendet habe, und behauptete: die heilige Jungfrau Maria, an die er sich in seiner Noth wende, brächte ihm zur Nachtzeit diese Silberstücke selbst in sein Quartier. — Diese Ausflucht achtete man aber nicht, sondern erkannte ihm im Kriegsrechte eine harte Strafe zu. Als das Urtheil zur Bestätigung an den König kam, ließ dieser einige katholische Geistliche fragen: »ob nach den Lehrsäzzen ihrer Kirche ein solcher Fall möglich sei?« — Sie antworteten einstimmig: »Wunderwerke wären zwar äußerst selten, aber doch nicht ganz unmöglich.« Der König schrieb daher unter das Urtheil:

»Der vorgebliche Übelthäter wird von der Strafe »losgesprochen, da er zumal den Diebstahl zu läug»nen beharrt, und nach der Erklärung der Theo»logen seiner Kirche das gewirkte Wunderwerk »nicht unmöglich ist. Allein für die Zukunft ver»biete ich ihm bei harter Strafe, weder von der »heiligen Jungfrau noch von irgend einem andern »Heiligen etwas mehr anzunehmen.«

Bei einer starken Fouragirung in Böhmen war ein Karabinier so dreist, nicht weit vom Könige einem Bauer ein Schaf zu nehmen, schnitt ihm den Hals ab, und band es in sein Fouragierbund. Als der Bauer ihn damit fortreiten sah, machte er einen gewaltigen Lärm, so daß der König es hörte, und sich nach der Veranlassung dazu erkundigte. Der Bauer ward gerufen, und erzählte seinen Unfall, daß ihm nämlich ein Reiter mit einer grünen Mütze ein Schaf genommen habe. Der König, der schon im Zurückreiten begriffen war, nahm den Bauer mit sich, daß er ihm den Mann mit der grünen Mütze anzeigen sollte. Funfzig Schritte weiter fanden sie ihn; der König ließ untersuchen, und siehe, das Schaf war im Fouragierbunde. Warum hast Du das Schaf genommen? rief ihm der König zu. — »Weil wir im Lager nichts zu leben haben,« lautete die Antwort. — Friedrich fragte: Bauer, wie viel willst

Du für Dein Schaf haben? — »Zwei Gulden, Ihro Majestät.« — Der König ließ sie dem Bauer auszahlen; allein der Karabinier eiferte dagegen, und meinte, das Fell, der Kopf, die Füße und das Geschlinge müßte abgerechnet werden, das könne sich der Bauer wieder abholen. Der König lachte über diesen Handel, entließ den Bauer, und sagte zum Reiter: Hör', laß das Schafstehlen künftig bleiben, sonst kostet es mir immer zwei Gulden, und Dir einen Buckel voll Prügel. — »Ihro Majestät, ich werde es künftig so machen, daß es uns beiden nichts kostet,« sagte der Reiter. Dem Könige gefiel diese schnelle Antwort des Reiters, und er ließ ihm etwas zum Trunk reichen.

Bei einer andern Gelegenheit, als in der Gegend von Schweidniz die Lebensmittel ebenfalls sehr selten waren, hatte einen Dragoner sein gutes Glück zu einem Bauer geführt, der eben frisches Brot aus dem Ofen brachte, welches er denn auch ohne alle Umstände wegnahm, und damit forteilte. Der Bauer war über den Verlust seiner Brote so außer sich, daß er den Dragoner mit großem Geschrei verfolgte. Der König kam so eben vom Rekognosziren zurück, und ließ sich von dem Bauer erzählen, warum er dem Dragoner so eifrig nachsetzte. Hast Du noch Brot übrig? fragte der

König. — »Nein, Ihro Majestät, der da hat sie mir alle genommen.« — Dragoner, gib ihm gleich ein Brot zurück! — »Ihro Majestät, das kann ich, hol' mich der T···, nicht; wir sind unser sieben zu diesen zwei Broten.« — Friedrich sagte mit der größten Leutseligkeit zum Dragoner: Gib doch dem Bauer nur ein Brot zurück. Gegen Abend kommen die Brotwagen, und dann erhaltet Ihr auf sechs Tage Brot. — »Nun, dann geht es noch an,« meinte der Dragoner. »Da, Bauer, hast Du ein Brot wieder, und für das andre will ich Dir 4 Gr. geben.« Der König sagte darauf: Nein, mein Sohn! die Schuld liegt an mir, daß Ihr kein Brot habt, darum will ich es bezahlen. — Der König ließ den Bauer bezahlen, und dem Dragoner etwas zur Belohnung für seine guten Gesinnungen gegen seine Kameraden reichen.

Doch fehlte auch nicht die bei Soldaten so nöthige Strenge. Ein gemeiner Soldat vom ersten Bataillon Leibgarde genoß die Gunst des Königs in so hohem Grade, daß er unangemeldet in des Monarchen Zimmer treten durfte. Er benutzte diese Freiheit oft dazu, etwas Geld vom Könige zu fordern, dessen er bei seiner unregelmäßigen Wirthschaft immer bedurfte. Wenn Friedrich sagte,

er hätte kein Geld, so antwortete er: »Gib doch nur her! Du hast gewiß noch Dukaten in Deinem ledernen Beutel;« und gemeiniglich erhielt er, was er verlangte. Dieser Soldat verging sich einst auf der Wache mit Worten gegen seinen Offizier, und als dieser drohte, ihn arretiren zu lassen, fällte jener das Gewehr mit dem Bajonet gegen denselben, als wollte er auf ihn losgehen, welches er gleichwol nicht that, sondern auf seiner Stelle in einer Entfernung von mehreren Schritten stehen blieb. Auf diese Geberde ließ ihn der Offizier arretiren, und dem Könige melden, welcher befahl, Verhör und Kriegsrecht über den Gefangenen zu halten. Das Kriegsrecht sprach ihm das Leben ab, und der König bestätigte die Sentenz, ohne ein Wort zu sagen. Jedermann glaubte, der Gefangene würde begnadigt werden. Er selbst war durch nichts zu bewegen, sich zum Tode zu bereiten, und gab noch, als er zum Richtplatze geführt ward, Beweise, daß er seiner Begnadigung gewiß sei. Sie erfolgte aber nicht, und er ward, zur Aufrechthaltung der Subordinazion, erschossen.

Ein Soldat, Namens Arve, kam im Jahre 1764 eines Abends betrunken nach Hause, und verging sich gegen einen alten Unteroffizier, der mit ihm in einem Quartier lag, und ihn zur Ruhe ermahnte, so gröblich, daß er ihn bei den Haaren

faßte, und die Treppe hinunterzog. Das Kriegsrecht erkannte ihm für dieses Vergehen dreißigmaliges Gassenlaufen und vierjährige Festungsstrafe zu. Als dem Könige dieses Erkenntniß zur Bestätigung vorgelegt ward, sagte er: Sie wissen die Kriegsartikel nicht. Der Kerl hat das Leben verwirkt. Ich kann solche grobe Subordinazionsverbrechen, die zu viele Folgen haben, nicht durchgehen lassen; es muß noch einmal Kriegsrecht gehalten, und dem Kerl das Leben abgesprochen werden. — Dies zweite Kriegsrecht konnte dem ausdrücklichen königlichen Befehl nicht gerade entgegen handeln, und faßte also sein Erkenntniß folgendermaßen ab: »Weil Se. Majestät in dem vorkommenden Falle das Gesetz ausdrücklich geschärft haben, so kann das Kriegsgericht nicht anders als dem Arve die Strafe des Arquebusirens zuerkennen.« Man legte zugleich den Kriegsartikel, auf welchen sich das erste Erkenntniß gründete, bei; und als dem Könige dieses zweite Erkenntniß, nebst dem angefügten Kriegsartikel vorgelegt ward, sagte er: Ich habe die Kriegsartikel nicht geschärft; bei diesen Umständen muß es aber bei dem ersten Erkenntniß verbleiben! — Und dieses erste Erkenntniß bestätigte er auch sogleich.

Den invaliden Unteroffizieren und Soldaten half Friedrich gern zu allerlei geringen Diensten, wie die angeführten Proben beweisen *). Er schätzte die Verdienste dieser Leute um das Vaterland, und wollte sie, so viel ihm möglich war, belohnen. Nicht leicht ließ er die alten, ihn antretenden Invaliden abweisen. Wer weiß nicht von den ansehnlichen Summen, die er unter die Armen, und hauptsächlich unter die Invaliden, sowol in Berlin als in Potsdam, hat vertheilen lassen! Wer weiß nicht, wie sehr er besorgt war, ihnen jede gute Versorgung, die ihnen angemessen war, zukommen zu lassen! Noch im letzten Jahre seines Lebens schrieb er an einen seiner Minister: Er ist Soldat gewesen, wir müssen für unsre Freunde, die alten Soldaten, sorgen. — Überhaupt befanden sich die alten Invaliden bei ihrer herumziehenden Lebensart und ihrem Invalidenthaler so übel nicht; ein Beweis davon ist, daß sie sie ungern verlassen haben. Aus manchem invaliden Feldwebel ist ein angesehener Mann geworden, dem Friedrich etwas Großes anvertraute. Ein Beispiel ist der verstorbene Kriegs- und Domainen-Rath, Trésorier nnd Hof-Staats-Rentmeister Buchholz, der zugleich die königliche

*) S. S. 148. f.

Hand- und Dispositions-Geldkasse verwaltete, und durch dessen Hände sehr viele Millionen gegangen sind.

Der Feldwebel Cuno, der 38 Jahre lang Kriegsdienste geleistet hatte, war zum Rendanten bei dem Waisenhause zu Züllichau bestellt worden, bekam aber 1776 den Abschied. Als er sich darüber bei dem Könige beklagte, und auf desselben Befehl der Staatsminister bei dem geistlichen Departement berichtete, daß es geschehen sei, weil die Ausgaben des Waisenhauses wegen seiner Schulden eingeschränkt werden müßten, schrieb der König gleichsam klagend an den Rand des Berichts: Aber sie jagen meine Invaliden weg, das ist auch nicht recht!

Einst erinnerte sich der König, daß bei Burkersdorf ein gemeiner Soldat von dem Regimente Prinz von Preußen die feindlichen Palliſaden in Brand gesteckt habe, und dafür nicht belohnt worden sei. Beim Nachforschen ward bekannt, oder doch angegeben, daß es der Unteroffizier Wolf sei, der die Heldenthat verrichtet habe, und nun gab ihm der König nicht nur einigemal ein Geschenk von 10 bis 12 Thalern, sondern auch am Ende des 1785sten, oder im Anfange des 1786sten Jahrs zwei Präbenden, eine von 30 und die andere von 50 Thalern Einkünften.

Der Feldwebel Brasisch vom Infanterieregiment von Braun hatte verschiedene Vertröstungen auf eine gute Bedienung erhalten; es dauerte ihm aber zu lange, und er entschloß sich, dem Könige seine Noth zu klagen. Er sagte in seiner Bittschrift: »es sei itzt eine Salzinspektorstelle erledigt, wobei er aber 200 Thaler Kauzion machen müsse, und die habe er nicht.« Friedrich schickte seinen Brief nebst einer Kabinetsordre an den Minister, Freiherrn von Werder, zurück, zu der er folgende eigenhändige Nachschrift gemacht hatte: Ihr werdet ja meine Invaliden nicht verstoßen wollen! Ihr seid ja selbst Soldat gewesen. Ich bin noch einer, und sehe es gern, daß meine Kameraden versorgt werden.

Auf die Anfrage des Generaldirektoriums vom 16ten April 1753: »ob der Thorschreiber Werner zu Dardesheim wegen seiner ungebührlichen Konduite abgesetzt werden solle?« — schrieb der König an den Rand der Immediatvorstellung: Man muß alte Soldaten, die mit ihrem Blute dem Vaterlande gedient haben, nicht verstoßen.

Ein alter Greis, Namens Heimburger, hatte als Feldwebel schon damals, als der König noch Kronprinz war, bei der Leibkompagnie unter dessen

Regiment gestanden, aber schon seit vierzig Jahren seinen Abschied und eine Versorgung erhalten. Er war als Kontrolleur bei der königlichen Akzise angesetzt worden, aber auch da konnte man ihn am Ende, Alters halber, nicht mehr brauchen. Man besetzte seine Stelle mit einem andern, und ließ ihm seinen Gehalt; in der Folge zog man ihm aber immer mehr und mehr davon ab. Er that die dringendsten Vorstellungen dagegen, allein seine Bemühungen blieben fruchtlos. Da er nun bei immer zunehmender Schwachheit Pflege und Erquickung vorzüglich nöthig hatte, indem er kaum mehr gehen konnte, und es doch nicht möglich war, auch nur kümmerlich von dem zu leben, was man ihm noch übriggelassen hatte, so entschloß er sich endlich, sich an den König zu wenden. Dies geschah auch; er erzählte in der Zuschrift, die er sich aufsetzen ließ, kurz, wer er sei, und wie es ihm bisher ergangen, und bat demüthigst, daß Se. Majestät, da er schon so schwach sei, daß er nicht mehr ausgehen könne, und also gewiß nicht lange mehr leben würde, ihm doch noch die letzte Gnade erweisen, und ihm seinen ganzen vorigen Gehalt wiedergeben möchte. Der König schickte hierauf (den 18ten Dezember 1777) folgende Kabinetsordre an den geheimen Finanzrath de la Haye de Launay: »Ich kommunizire Euch beikommende zwei

»Bittschreiben, wo in dem einen die genaueste Ge»rechtigkeit, und in dem andern Züge der anschei»nendsten Billigkeit hervorleuchten. Der Kontro»leur Heimburger zu Berlin ist mir persönlich »bekannt. Seine treuen und langen Dienste, mit »seinem hohen Alter verknüpft, verdienen wohl, »daß in der Hauptregel eine Ausnahme gemacht »werde, und es würde grausam sein, wenn dem»selben, da er 90 Jahr alt ist, die Hülfe, welche »ein solches hohes Alter natürlich erfordert, ver»sagt würde. Um ihm also solches, so viel mir »möglich ist, erträglich zu machen, so befehle ich, »daß ihm von seinem Gehalte von nun an nicht »der geringste Abzug gemacht werde, er solchen »vielmehr bis an's Ende seines Lebens ganz ge»nieße, und die andre Hälfte, welche er seinem Ad»junkto zu geben genöthigt gewesen, aus meiner »Akziskasse extraordinair ausgezahlt werde. Ihr »habt also aufs eiligste die nöthige Ordre zur Be»folgung dieses Befehls zu ertheilen.« — In dem Kabinetsschreiben, worin dem alten Manne dies bekannt gemacht ward, hatte der König mit eigener Hand beigeschrieben: Lebt der alte Mann noch? Ich erinnere mich seiner noch sehr wohl. Er soll noch 100 Thaler darüber haben, und man soll ihm das Geld auf die Stube bringen.

Der König hatte einen Soldaten unter das erste Bataillon Garde gesetzt, welchen er noch als Kronprinz unter seinem Regimente gehabt hatte. Er hieß Schawaerwitz, und war aus Dalmazien gebürtig. Nach dem siebenjährigen Kriege war er schon etliche 70 Jahre alt. Friedrich besah einst die Kirchenparade, und fragte diesen Schawaerwitz, wie es ihm ginge? worauf er antwortete: »Ihro Majestät, nun kann ich mein' Seel' nicht mehr dienen; ich bitte um meinen Abschied.« — Den mußt Du, — erwiederte der König, — bei Deinem Kapitain von Prittwitz nachsuchen. — »So?« sagte dieser Schawaerwitz, »das ist ein verfluchter Abstand, vom Könige zum Kapitain! Wenn Sie mir keinen geben wollen, so kann mir der Kapitain noch viel weniger einen geben.« — Der König, welcher hierüber lachte, sagte sogleich: Tritt vor, Du sollst Deinen Abschied haben. — Nachdem dieser herausgetreten war, sagte er: »Ja, das ist wol gut; aber wo bekomme ich einen Rock her? Ich habe nichts.« — Der König versprach, ihm jährlich eine Mondirung mit der Garde zugleich, und noch einen Roquelaur geben zu lassen. — »Ja,« erwiederte Schawaerwitz, »das ist auch gut, aber ich habe nun nichts zu essen und zu trinken.« — Friedrich gab lächelnd zur Antwort: Du hast

immer

immer mehr zu fordern! Du sollst frei Quartier, Holz, und monatlich acht Thaler haben. Bist Du nun zufrieden? — »O ja!« war die Antwort; »nun bin ich reichlich bis an mein Ende belohnt. Ich danke viel tausendmal.«

Als das neue Palais bei Potsdam gebaut ward, fand sich der König oft dabei ein, um zu sehen, ob die Arbeit befördert würde. Eines Tages sah er einen Greis, der als Taglöhner arbeitete, und Steine herbeikarrte. Der große Wuchs dieses Mannes und seine ehrwürdige Miene erregten die Aufmerksamkeit des Königs. Er ging auf den Greis zu, und fragte ihn: Seid Ihr Soldat gewesen?

Der Greis. Ja, Ew. Majestät.

Der König. Bei welchem Regiment?

D. G. Bei dem Regiment, welches Ew. Majestät als Kronprinz hatten. Ich stand schon dabei, als es Golz hieß, und bin mit im Brabantschen gewesen.

D. K. Bei welcher Kompagnie?

D. G. Bei der, welche erst der Oberste von Bork, und nachher der Kapitain von Hellermann hatte.

D. K. Also habt Ihr mich oft gesehen?

D. G. Ach, lieber Gott! ja, Ew. Majestät. Wenn ich mich Ihrer so erinnere, was Sie für ein lieber Herr waren! Ich kam oft zu dem Fahnenzuge, und da weiß ich noch recht gut, wie Ihr Herr Bruder, der Prinz Ferdinand, als Fähnrich zu dem Regimente kam, und das liebe kleine Prinzchen so neben den Fahnen bei der Revüe mit marschiren mußte. Da riefen Ew. Majestät alle Augenblick: »nehmt meinen Bruder in Acht! nehmt meinen Bruder in Acht!« — Ach Gott! wo sind die Zeiten hin? Ew. Majestät! Habe ich's doch nie gedacht, daß ich noch einmal mit Ew. Maj. sprechen würde! Wie oft habe ich bei Ihnen die Ordonnanz gehabt! Wie oft hat's mir da gut geschmeckt, und wie wenig dachte ich damals daran, daß ich in meinem Alter hinter der Karre laufen, und meine morsche Knochen noch so anstrengen sollte!

D. K. Wie heißt Ihr denn?

D. G. Martin Schmidt.

D. K. Seid Ihr aus dem Lande?

D. G. Bei Fehrbellin geboren.

D. K. Und warum kamt Ihr denn vom Regiment?

D. G. Ich bekam einen Schaden am Halse, der sehr gefährlich war; deshalb konnte ich nicht mit fort, und man ließ mich Anno 43 laufen.

D. K. Laufen? ohne Euch zu versorgen?

D. G. Ja. Da man sah, daß es sich etwas mit mir besserte, sagte man: ich könnte noch arbeiten; und da das die Herren meinten und mein Schade heilte, so gab ich mir weiter keine Mühe, und arbeitete als Tagelöhner da, wo es etwas zu verdienen gab.

D. K. Seid Ihr verheirathet? Habt Ihr Kinder?

D. G. Ja, Ew. Majestät. Ich habe eine alte Frau. Meine drei Söhne nahm das Regiment, und sie sind alle drei im siebenjährigen Kriege geblieben. Es ist mir recht lieb, daß es so mit ihnen kam. Mir hat es so gut nicht werden wollen, obgleich ich so gut als sie mit Leib und Seele Soldat war, und mir manche Kugel um die Ohren sauf'te. Ich muß nun karren. (Hier entfielen dem ehrlichen Alten einige Thränen.)

D. K. Nun, laßt es nur gut sein. Arbeiten schadet nicht. Ich will sehen, daß ich das verbessern kann, was man an Euch versäumt hat. Ihr seid Invalide, und müßt versorgt werden; dafür werde ich sorgen. Laßt Eure Karre stehen, und geht dahin, wo Ihr zu leben wünscht. Euern nöthigen Unterhalt will ich Euch reichen lassen.

D. G. Ach, lieber Gott! Ew. Majestät wollen mein Engel sein, und wollen mich armen Kriegs-

Knecht nicht verstoßen? — Ich soll nun nicht im Elende sterben, wie ich immer befürchtet habe? — Das vergelte Ihnen Gott der Allmächtige!

Der König (gerührt). Nun, geht nur; meldet Euch in Berlin bei dem Militairdepartement, da werdet Ihr schon hören, was mit Euch geschehen soll.

Der Greis küßte dem Könige vielmal die Hände und den Rockschoß, und benetzte sie mit Thränen. Friedrich mußte sich mit Gewalt von ihm losreißen, und gab gleich darauf Befehl, daß der alte Invalide monatlich so viel erhalten sollte, daß er leben könnte, und nicht weiter arbeiten dürfte. Dieser begab sich nach einem Dorfe in der Gegend von Fehrbellin, wo er einige Jahre nachher gestorben ist.

Als der König während des siebenjährigen Kriegs in Breslau in den Winterquartieren stand, ritt er einst bei sehr strenger Kälte vor das Oderthor, um die Außenwerke zu besehen. Hier ward er eine ganz außerordentlich auffallende Menschengestalt gewahr: einen langen, ganz ausgedorrten alten Mann, mit einer zerrissenen Mütze auf dem Kopfe, durch welche das graue struppige Haar wie durchgewachsen schien. Der Hals war ganz blos, der Rock ganz zerlumpt, und stellenweise sah der nackte Leib oder das Überbleibsel eines zer-

rissenen Hemdes durch. Der Leibgürtel war ein alter Strick, die Strümpfe ganz durchlöchert, die Schuhe niedergetreten und mit Stricken an den Füßen befestigt. Der rechte Fuß war ganz mit Lumpen umwickelt. Diese Figur stützte sich mühsam auf einen hohen Knotenstock. Der König erschrack bei diesem Anblicke, und schickte einen Adjutanten hin, den Mann zurückzurufen. Wer seid Ihr, und wodurch seid Ihr in diesen Zustand gerathen? fragte Friedrich. — »Ihro Majestät,« antwortete der alte Mann, »ich bin ein Unteroffizier von dem Regimente ··· in Preußen. Ich ward bei Jägerndorf stark am Fuße blessirt, und so schlecht geheilt, daß meine Wunden immer wieder aufbrachen. Da jagte man mich vom Regiment, und überließ mich meinem Schicksale. Itzt komme ich durch Pommern hierher, und will um den monatlichen Gnadenthaler, den Ihro Majestät für unbrauchbare Soldaten ausgesetzt haben, bitten.« — Kann Er schreiben? — »Nein, Ihro Majestät.« — Nun befahl der König, diesen Mann sogleich in das Lazareth zu Breslau zu bringen, ihn mit reiner Wäsche zu versorgen, und ihm, nebst andern Bedürfnissen, monatlich vier Thaler zu geben, welche das Regiment, unter welchem er gestanden hatte, ihm reichen mußte. Sein gewesener Kapitain aber

mußte ihm außerdem noch monatlich einen Thaler geben.

In Potsdam durfte sich der König selten öffentlich sehen lassen, ohne von Bettlern, gemeiniglich invaliden Soldaten, umgeben zu werden. Eines Tages traten ihm zwei dergleichen in den Weg, so daß er stillhalten mußte. Was wollt Ihr? rief ihnen der König zu. — »Ew. Majestät,« erwiederten die Invaliden, »wenn Sie uns nicht versorgen, so müssen wir wie die Hunde krepiren.« — Ei was! — fuhr der König fort, — Ihr müßt nach Berlin zu dem General Wedell gehen, der wird Euch helfen. — »Daß sich Gott erbarme!« antworteten die Invaliden, »da sind wir schon dreimal gewesen, und der kann uns auch nicht helfen.« — Nun, so helfe Euch, wer da will! sagte der König mit Unwillen, und ging vorwärts. — »Nun,« sagte der eine Invalide mit einem Tone, der den größten Unmuth ausdrückte, »so schlage der Henker drein! der eine kann nicht helfen, und der andre will nicht.« — Der König wendete, als er dieses hörte, sich sogleich um, und sagte: Ihr sollt mir nicht nachsagen, daß ich Euch nicht helfen will; geht nach Berlin, es soll wirklich für Euch gesorgt werden. — Der Monarch schrieb nun an den Generallieutenant v.

Wedell: »Ich schicke Euch hier zwei Invaliden »zu, die da glauben, alle Hülfe sei für sie verlo»ren. Um ihnen aber davon das Gegentheil zu »zeigen, so werdet Ihr sie mit einer ihren Kräf»ten angemessenen Bedienung baldigst versorgen, »und dahin sehen, daß diese armen Leute, die ihre »Gesundheit dem Vaterlande aufgeopfert haben, »Brot erhalten.« — Auf eine so nachdrückliche Empfehlung wurden beide bald versorgt.

In einer Nacht im Anfange des Juni 1777 war einer der ansehnlichsten Leute von der Leibkompagnie der Garde desertirt. Der König sagte zwar des Morgens beim Rapport weiter nichts darüber; aber man wußte schon, daß widrige Zufälle bei seiner Kompagnie ihm immer sehr verdrießlich waren. Die Offiziere von der Kompagnie, und wen es sonst näher anging, waren in der größten Verlegenheit, zumal da man vernahm, der König sei denselben Vormittag sehr übler Laune gewesen. An diesem Tage ließ Friedrich den Feldwebel Adriani bei der Leibkompagnie, der beinahe 40 Jahre gedient hatte, und durch Wunden und viele ausgestandene Strapazen ziemlich steif geworden war, Nachmittags um 5 Uhr zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit rufen. Adriani ging mit Herzklopfen nach Sanssouci; denn er vermu-

thete, der König würde über den ausgetretenen Soldaten sprechen wollen, und stellte sich vor, sehr ungnädige Äußerungen zu hören. Als er ins Zimmer trat, kam der König mit schnellen Schritten auf ihn zu, und fragte ihn, wie lange er gedient habe? und einige andre ähnliche Fragen. Adriani beantwortete sie, ohne noch vermuthen zu können, wohin der König wollte. Friedrich fuhr fort: Er hat mir lange treu gedient. Da ist der Hagemeister in Berlin gestorben. Will Er die Stelle als Oberkastellan in Berlin annehmen? — Adriani, der sich noch immer gewiß vorgestellt hatte, des Königs vorläufige Fragen würden auf eine sehr ungnädige Äußerung wegen des Deserteurs führen, war bei dieser unerwarteten Wendung so außer Fassung, daß er ein Paar Augenblicke verstummte, und darauf kaum stammeln konnte. Der König drückte ihm sanft die rechte Hand, und sagte mit sehr gütiger Stimme: Der Posten ernährt seinen Mann, nehm' Er ihn immer an. — Adriani wollte dem Könige die Hand küssen. Der Monarch ließ es aber nicht zu, und sagte sehr gnädig: Danke Er mir nicht. Ich weiß, daß Er invalide ist, und lange schon hätte versorgt werden sollen. Ich habe Ihm längst einen solchen Posten zugedacht, aber es

wollte sich nicht eher Gelegenheit dazu finden.

Daher endlich die Liebe seiner Soldaten zu ihrem Fritz, die weder Gefangenschaft noch Tod trennte. Als im Jahre 1757 die Östreicher nach der Belagerung vom 27sten Oktober bis zum 11ten November, die sie mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten und großem Verluste betrieben, Schweidniz erobert, und die preußische Besatzung von 4000 Mann gezwungen hatten, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben, ereignete sich nachher ein Vorfall, der in Hinsicht des Enthusiasmus, womit die preußischen Truppen für ihren großen König beseelt waren, höchst merkwürdig ist. Die in östreichische Gefangenschaft gerathene schweidnizische Besatzung war sehr unwillig über eine Kapitulazion, die ihr die Hände band, ihrem Vaterlande und ihrem Könige zu dienen. Als die Östreicher sie zur Gefangenschaft wegführten, hörten sie von ungefähr von dem Siege, den ihr König bei Rosbach erfochten hatte. Entflammt von dieser Nachricht, fielen sie einmüthig die Eskorte, welche sie führte, und eben nicht sehr stark war, an, und zerstreuten sie gänzlich. Nachdem sie sich so befreit hatten, marschirten sie weiter, ungewiß, wohin? in der Hoffnung, irgendwo ein Korps preußischer

Truppen anzutreffen. Ihr gutes Glück führte sie so, daß sie gerade auf die Armee, die der König selbst kommandirte, stießen. Groß war die Freude auf beiden Seiten über diese unerwartete Zusammenkunft, da die Gefangenen nichts von dem Marsch ihres Königs nach Schlesien, der ein Meisterstück von Schnelligkeit und Klugheit war, gehört hatten. Willkommen, meine brave Kinder! rief ihnen der König zu, und dieser glückliche Zufall schien eine gute Vorbedeutung für den künftigen Sieg zu sein, den Friedrich gleich nachher bei Leuthen erfocht.

Nach dem unglücklichen Überfall bei Hochkirchen hinterbrachte man dem Könige, daß die Soldaten niedergeschlagen wären, und die Offiziere, nicht ganz mit Unrecht, schlimme Folgen besorgten. Den folgenden Tag sagte der König selbst mit ganz ruhiger Miene bei der Parole: »Sie haben »uns überfallen, wie die Diebe bei der Nacht. »Ich habe Ursache, mit dem Betragen meiner »Truppen zufrieden zu sein, und danke ihnen für »ihr Attachement, besonders meinen Prinzen, die »sich sehr brav gehalten haben. Allein ich höre, »daß in meiner Armee heimlich die Rede geht, als »hätte ich nun gar keine Resource mehr. Wer eine »feige Memme ist, kann seinen Abschied sogleich

»bekommen, ich werde ihn keinem verweigern.« — Es meldete sich aber keiner zu diesem in der preußischen Armee unbekanntem Ehrentitel, und der König flößte durch sein Beispiel allen wieder neuen Muth ein.

Ende des ersten Theils.